Wieland's Werke.

Sechsundzwanzigster Theil.

Aristipp.

Zweiter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Aristipp

und einige seiner Zeitgenossen.

Omnis Aristippum decuit color et status et res
Tentantem majora fere, minoribus aequum.

* *

Sibi res, non se rebus submittere.

Zweiter Theil.

Zweites Buch.

I.

Lais an Aristipp.

Die ungewöhnliche Schönheit dieses Frühjahres hat mich schon in den ersten Tagen der Blüthenzeit nach Aegina gelockt; oder vielmehr die kleine Musarion ließ mir keine Ruhe, sobald sie die erste Schwalbe zwitschern hörte. „Du solltest nur um der Nachtigallen willen eher nach Aegina gehen," sagte sie alle Morgen und Abende; „gewiß, sie singen nirgend so schön als in unserm Lustwäldchen zu Aegina."

Du mußt wissen, Aristipp, daß Musarion meinem alten Patron vor ungefähr sechzehn Jahren von einer schönen thracischen Sklavin geboren und auf seinem Gute zu Aegina bis an seinen Tod erzogen wurde. Er selbst entdeckte mir dies kurz vor seinem Ende, indem er das Schicksal des jungen Mädchens gänzlich in meine Hände stellte. Du zweifelst nicht, daß ich ihr sogleich die Freiheit gab; und da ich nicht alt genug bin, ihre Mutter vorzustellen, gehe ich mit ihr, wie Du gesehen hast, wie mit einer jüngern Schwester um.

Die Sehnsucht des guten Kindes nach Aegina ward nach und nach so lebhaft, daß ich ihrem Andringen nicht länger widerstehen konnte. Wir sind also wieder hier in Deinem Lieblingssitz, und unsre Nachtigallen greifen sich so gewaltig an, daß man sie bis in Athen hören muß; denn sie haben bereits den begeisterten Kleombrotus im Gefolge seines edeln Freundes zu uns herüber gesungen. Eurybates hat (wie Dir bekannt ist) auch eine Nachtigall oder vielmehr eine Sirene zu Aegina, deren Zaubergesang ihm so gefährlich zu werden droht, daß ich mich ziemlich versucht fühle, den armen Menschen aus purem Mitleiden dem Verderben zu entreißen, das sie ihm

zubereitet. In ganzem Ernst, Freund Aristipp, Eurybates dauert mich, und wer weiß, wie weit ich die Großmuth zu treiben fähig wäre, wenn ich nicht — rathe selbst, wen? — in wenig Wochen zu Aegina erwartete, dessen gute Meinung von mir ich nicht gern verscherzen möchte, und der eine so heroische Aufopferung meiner selbst — blos um einen Abkömmling des Kodrus im Besitz seines schönen Landguts zu erhalten — vielleicht nicht verdienstlich genug finden dürfte, sie für ein würdiges Gegenstück der peinlichen Tugendübungen anzusehen, die er sich selbst ganzer drei Monate lang zu Syrakus auferlegt haben soll.

Ohne Scherz, lieber Aristipp, auch Deine Freundin, sich schmeichelnd, daß sie immer noch die einzige ist, sehnt sich, Dich bald wiederzusehen; und wenn sie Dir gleich eine Treue, die ihr nichts kostet, nicht hoch anzurechnen gedenkt, so gesteht sie doch, daß sie Dir's schwerlich verzeihen könnte, wenn Du Deine philosophischen Kampfübungen auf ihre Rechnung länger fortsetzen und, anstatt — zu den Nachtigallen in Aegina zurückzueilen, etwa noch eine kleine Reise zu den unbescholtnen Aethiopiern machen wolltest. Ich habe Dir eine Neuigkeit mitzutheilen, die nicht sehr geschickt ist, Deine Meinung von den Athenern zu verbessern. Sokrates, unter allen beschuhten und unbeschuhten Achaiern unstreitig der beste, soll (wie die Rede geht) von drei redseligen Buben, dem Gerber und Volksredner Anytus, dem Rhetor Lykon und einem gewissen Dichterling, wenn ich nicht irre, Melitus genannt, angeklagt worden sein, „daß er neue Götter in Athen einführen wolle und die jungen Leute verderbe!“ Jedermann findet diese Anklage gar zu ungereimt, und ich habe noch Niemand gesehen, der ernsthaft davon hätte sprechen können oder im Geringsten für unsern alten Freund in Sorgen stände, wiewol der Kläger auf keine geringere als die Todesstrafe anträgt. Ungeachtet ich die Sache ebenso ansehe, so gestehe ich doch, ich traue den Athenern nur halb und verlasse mich mehr auf die Anzahl und den Eifer seiner Freunde als auf die Güte seiner Sache und die Gerechtigkeit der Heliasten oder Areopagiten. Hoffentlich wird der Sturm schon glücklich vorüber sein, ehe Du Dich von Cyrene losmachen kannst. Denn soeben versichert mich einer meiner Athenischen Bekannten, der die Stadt erst diesen Morgen verlassen hat, der berühmte Lysias arbeite an einer ganz vortrefflichen Schutzrede für unsern ehrwürdigen Freund, und

die allgemeine Stimmung sei dem Beklagten so günstig, daß es ihm nur ein gutes Wort an seine Richter kosten werde, um lauter weiße Steine zu erhalten. In der That sind seine Ankläger so gar schlechte Menschen, und die Klagpunkte passen so übel auf Sokrates, daß Aristophanes selbst, wie ich höre, sich darüber ärgert, daß solche verächtliche Sykophanten aus seinem schon vierundzwanzigjährigen Spaß Ernst machen wollen, und sich schlechterdings weigert, an ihrer Verschwörung Theil zu nehmen. Du kannst also, denke ich, Deines alten Chiron's wegen außer aller Sorge sein.

II.

An Lais.

Deine Briefe müssen einen sehr betriebsamen Genius haben, schöne Lais; denn der Schiffer, der mir soeben den letzten überbringt, versichert mir, daß er die Reise von Aegina nach Cyrene, die er seit vielen Jahren zwei- bis dreimal jährlich mache, in seinem Leben nie in so kurzer Zeit und mit so günstigen Winden gemacht habe als diesmal.

Deine Neuigkeit hat mich befremdet, aber nicht im Geringsten beunruhigt. Eine so boshafte Anklage, von so namenlosen Menschen wie diese, kann einem Sokrates nicht gefährlich sein, oder die Kechenäer müßten von aller Scham und Vernunft gänzlich verlassen werden. Ich kenne von den Anklägern nur einen persönlich, den Lederhändler Anytus, einen würdigen Nachfolger des berüchtigten Kleon's, nur daß er sich gegen Diesen ungefähr verhält wie ein Schafsfell zu einer Hirschhaut; ob er sich's gleich ein paar hundert tüchtige Bocksfelle kosten ließ, um es in der edeln Kunst, dem übel hörenden, halb kindischen alten Demos im Pnyx die Ohren voll zu schreien, so weit zu bringen, daß er sich unter den dermaligen Volksrednern so gut als ein Anderer hören lassen darf. Lykon ist ein verdorbner Schulhalter in der Rhetorik, und ich entsinne mich nicht, den Namen des Dichterlings Melitus je gehört zu haben. Was für Leute, um gegen einen Mann wie Sokrates aufzustehen! und wie fände nur ein Schatten von Wahrscheinlichkeit statt, daß die Athener den biedersten und tugend-

haftesten aller ihrer Mitbürger, einen Mann, dessen Name im ganzen Griechenland in Ehren gehalten wird, die Profession eines freiwilligen unbezahlten Volks- und Jugend-Lehrers dreißig Jahre lang ungestört hätten treiben lassen, um ihn erst in seinem siebzigsten deswegen zur Rede zu stellen und solcher albernen Beschuldigungen wegen aus der Stadt zu verweisen oder gar zum Tode zu verurtheilen? Wie Du sagst, wir haben nichts für ihn zu fürchten; die ganze Komödie wird sich, so gut als ehemals die Wolken des Aristophanes, auf eine ehrenvolle Art für ihn und auf eine so schmähliche für die drei Sykophanten endigen, daß sie uns hinterdrein Stoff genug zum Lachen geben soll.

Wir haben, meines Wissens, keine Nachtigallen in Cyrene. Ich werde mich also, sobald ich hier loskommen kann, auf den Weg machen, um die Deinigen noch singen zu hören, bevor ihre Zeit vorüber ist. An Sirenen fehlt es auch bei uns nicht; aber ich kenne keine schlimmere als die schlaue Lysandra, von welcher Du den armen Eurybates zu erlösen gesonnen scheinst. In der That wär' es eine verdienstliche That, und um eine der schönsten Historien daraus zu machen, brauchte es nichts, als daß der edle Kodride großmüthig genug wäre, keinen Ersatz von Dir zu fordern, oder, wie der gute Kleombrot, sich am geistigen Ambrosia Deines bloßen Anschauens genügen ließe; wiewol zu befürchten ist, daß so materielle Wesen wie die Athenischen und Korinthischen Eupatriden es bei einer so leichten erotischen Diät schwerlich lange aushalten möchten.

Du wirst von Learch vernommen haben, daß ich nicht so glücklich war, den Aritades noch am Leben anzutreffen. Ich habe einen sehr gütigen Vater, Cyrene einen ihrer besten Bürger an ihm verloren. Seine Jugend fiel in eine Zeit, wo die Lebensart bei uns viel einfacher, die Sitten reiner, die Verhältnisse unter Verwandten, Nachbarn und Mitbürgern enger und herzlicher waren als heut zu Tage. Aritades blieb dem Genius seiner bessern Zeit getreu, ohne von der jetzigen Generation zu verlangen, daß sie vorsätzlich wieder so weit zurückschreite, als sie in Allem unvermerkt vorwärts gerückt ist. Wahrscheinlich hat der traurige Ausgang unsrer letzten Revolution den Faden seines Lebens früher abgerissen, als die Natur es wollte. Das Vordringen des republikanischen Kriegsheers in den letzten Tagen Ariston's nöthigte ihn, sich in die

Stadt zu flüchten und seine Güter der Verheerung preiszugeben. Natürlicherweise treffen die Folgen dieses Unfalls auch mich. Ich werde nicht reich genug zurückkommen, um meine gewohnte Lebensart in die Länge fortsetzen zu können; und ich sehe eine Zeit voraus, wo ich mich vielleicht werde entschließen müssen, entweder bei der Philosophie des Sokrates zu hungern oder meine von Hippias gelernten Künste wuchern zu lassen. — Doch diese Zeit ist noch fern genug, und im nächsten Jahrzehend wenigstens soll es mir nicht an Mitteln fehlen, den Lebensplan, den ich mir für diese Periode gemacht habe, vollständig und gemächlich auszuführen. Sei also von dieser Seite unbesorgt für mich, meine Liebe; ich werde in zehn Jahren so viel Vorrath für die Zukunft gesammelt und so große Fortschritte in der Kunst zu leben gemacht haben, daß ich mit beiden auszulangen hoffe, wenn ich auch so alt wie Tithon würde.

Mein Bruder ist zu tief in die Geschäfte seiner einzigen Liebschaft, unsrer aus dem politischen Medeenkessel neuverjüngt herausgestiegenen Republik, verwickelt, als daß ihm Muße zu seinen Privatangelegenheiten übrig bliebe. Aber Eros und Aphrodite verhüten, daß ich hier so lange ausharre, bis unsre Erbschaftssache bei Drachmen und Obolen ausgeglichen ist! Ich gedenke mich mit irgend einer mäßigen Summe abfinden zu lassen, um desto eher in Aegina anzukommen, wo ich meinen edlen Freund Eurybates (unter uns gesagt) lieber zu Deinen schönen Füßen als in Deinen Armen überraschen möchte.

III.

Lais an Aristipp.

Es ist vielleicht glücklich für Dich, lieber Aristipp, daß Du länger in Cyrene aufgehalten wirst, als Du hofftest; denn die Sachen in der Minervenstadt haben indeß eine Wendung genommen, die sich Niemand einbilden konnte. O die Athener, die Athener! Wie verhaßt ist mir jetzt dieser Name! Ich verbiete Allen, die um mich sind, ihn auszusprechen, und er soll in den nächsten fünf Jahren nicht über meine Lippen kommen.

Kannst Du glauben, daß die Elenden unmenschlich genug sein konnten? — die Hand versagt mir, fortzufahren. — O, daß ich nicht Circe, nicht Medea, nicht der Erinnyen eine bin! — Und wenn ich Dir erst sage, warum sie ihn verurtheilt haben, und wie wild es dabei zugegangen ist! — Sokrates hielt es (mit Recht) seiner unwürdig, sich auf die boshaft alberne Anklage in eine Vertheidigung in gewöhnlicher Form einzulassen, gab auch nicht zu, daß einer von seinen Freunden für ihn aufträte. In der That (nach dem, was man mir davon erzählt hat, zu urtheilen) ist nie etwas Jämmerlicheres gehört worden als die Beweise, womit der Schwätzer Melitus seine Anklage gut zu machen suchte. Sokrates hörte ihm lachend zu und fand, sie bedürften keiner Widerlegung, da er sich auf die eigene Ueberzeugung der Richter berufen könne. „Mein ganzes Leben," sagte er, „ist die vollständigste Antwort auf die Beschuldigungen meiner Ankläger." — Die ehrsamen Heliasten fanden sich durch die Kürze dieser Apologie beleidigt. „Welcher Trotz!" sagten sie unter einander, „welcher Uebermuth! das ist nicht zu dulden, das muß bestraft werden, wenn er auch sonst nichts verbrochen hat." Sie schritten zum Urtheil, und der Beklagte wurde mit 281 Steinen von 500 für schuldig erklärt. Weil es indessen doch ihre Meinung war, ihn, wenn er um Milderung der Strafe bäte, mit einer Geldbuße davonkommen zu lassen, so fragte man ihn, was er für eine Strafe verdient zu haben glaube? „Lebenslänglich im Prytaneum unterhalten zu werden," war seine Antwort. Dies brachte die Richter dermaßen auf, daß sie unter großem Lärm zu einer nochmaligen Stimmgebung schritten, wo sich dann ergab, daß er mit 360 Steinen zum Tode verurtheilt war. Dabei blieb es, und er wurde sofort in das öffentliche Gefängniß abgeführt. Der Tag seines Todes ist, einer alten Gewohnheit zufolge, auf die Wiederkunft des heiligen Schiffes ausgesetzt, welches alle Jahre mit den Abgeordneten der Republik zum Andenken der berühmtesten Heldenthat des Theseus nach Delos geschickt wird. Seine Freunde haben indeß die Freiheit, ihn täglich zu besuchen, und er unterhält sich mit ihnen auf seine gewohnte Art so unbefangen und heiter, als ob das, was ihm bevorsteht, nur eine kleine Reise nach Aegina wäre.

Alle diese Umstände habe ich von sehr guter Hand, und auch diesen, daß sein vertrautester alter Freund, Kriton (der sehr reich sein soll), alles Mögliche angewandt habe, ihn zu

bewegen, daß er sich von ihm befreien und außer Landes in Sicherheit bringen lassen möchte. Aber Sokrates sei unerschütterlich auf seinem Vorsatz beharrt, sich dem Urtheil seiner gesetzmäßigen Richter nicht zu entziehen. „Ich bleibe," habe er gesagt, „um den Gesetzen meines Vaterlandes, denen ich Gehorsam schuldig bin, genug zu thun; so sterbe ich schuldlos, wie ich gelebt habe; durch die Flucht würde ich den Tod verdienen, den ich jetzt unschuldig leide."

Ich muß aufhören, Aristipp — bleibe immerhin, wo Du bist; wenn Du auch herüber fliegen könntest, was würd' es helfen? Ich danke den Göttern, daß sie Dir den Schmerz, ein Zeuge seines Todes zu sein, erspart haben. — Und doch — wenn's möglich ist, so komm! komm je eher je lieber! Du kannst zwar Deinem alten Freunde nichts helfen; aber ich bedarf Deiner. Du allein kannst die schwarzen Wolken zerstreuen, die mein Gemüth verdüstern und zusammendrücken.

IV.

Eurybates an Aristipp.

Lais hat Dich vorbereitet, Freund Aristipp; aber Dir das Aergste zu melden, versagt ihr der Muth. Sokrates — ist nicht mehr!

Ein unglücklicher Augenblick, eine Art von Mißverständniß, unzeitiger Stolz von Seiten der Richter, und — wenn ich's sagen darf — ein Wenig Eigensinn auf Seiten des noch stolzer zu sein freilich nur zu wohl berechtigten Sokrates ist Schuld an einer Uebereilung, welche die Athener sich selbst nie verzeihen werden. Du weißt, wie sie sind. Es ist nun einmal von jeher Sitte bei uns gewesen, daß ein Beklagter, wär' er noch so unschuldig, mehr die Humanität seiner Richter als ihre Gerechtigkeit auf seine Seite zu bringen suchen muß. Man versichert mich heilig, das Gericht sei in keiner ihm ungünstigen Stimmung gewesen. Aber seine ihm zur andern Natur gewordene Ironie, eine Kaltblütigkeit, die ihm für Trotz ausgelegt wurde, die tumultuarische Art, wie es bei der ganzen Verhandlung zuging, und woran zum Theil die Hitze und der unbesonnene Eifer seiner jungen Freunde

selbst Schuld war, das Alles stimmte die Richter um; und so konnten sie es nicht ertragen, daß er, anstatt (wie gewöhnlich) um Milderung der Strafe anzusuchen, mit einer Miene — die man freilich, seitdem Athen steht, noch nie im Gesicht eines auf den Tod Angeklagten gesehen hat — sagte: die Strafe, die er verdient habe, sei ein lebenslänglicher Freitisch im Prytaneion.

Das Geschehene ist nun nicht mehr zu ändern. — Der Name Sokrates wird mit ewigem Ruhm auf die Nachwelt kommen; alle seine kleinen Menschlichkeiten werden vergessen sein, und nur die Sage, daß er der Weiseste aller Menschen gewesen, wird von einem Jahrhundert dem andern übergeben werden; uns Athener hingegen wird ewig die Schande drücken, einen solchen Mitbürger verkannt zu haben. Wohl Dem, der nicht unter seinen Richtern saß!

Die dreißig Tage, die er nach seiner Verurtheilung im Gefängniß zubrachte, sollen die schönsten seines ganzen Lebens gewesen sein. Weinend sprechen seine Freunde mit Entzücken davon. Er weigerte sich aus den edelsten Beweggründen, sich aus dem Gefängniß entführen und in Sicherheit bringen zu lassen, wozu Kriton Alles schon veranstaltet hatte. Wenige Stunden vor seinem Tode unterhielt er sich mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele und tröstete sich durch die Zuversicht, womit er ihnen von seiner Hoffnung, in ein besseres Leben hinüberzugehen, als von einer gewissen Sache sprach. Der junge Plato will, wie ich höre, alle diese Gespräche — vermuthlich in seiner eignen Manier, wovon er bereits Proben gegeben hat, mit welchen Sokrates nicht sonderlich zufrieden sein soll — aufschreiben und bekannt machen. Ich wünsche, daß er so wenig von dem Seinigen hinzuthun möge, als einem jungen Manne von seinem seltnen Genie nur immer zuzumuthen ist; aber er hat eine zu warme Einbildungskraft und zu viel Neigung zur dialektischen Spinneweberei, um den schlichten Sokrates unverschönert und, wenn ich so sagen darf, in seiner ganzen Silenenhaftigkeit darzustellen, die wir Alle an ihm gekannt haben, und die mit seiner Weisheit so sonderbar zusammengewachsen war.

Der arme Kleombrot ist untröstbar. Schon vorher mußte ich Alles anwenden, was ich über ihn vermag, ihn abzuhalten, daß er nicht nach Athen zurückstürmte, um (wie er sagte) seinen geliebten Meister entweder zu retten oder mit ihm zu sterben.

Das Erste stand nicht in seiner Macht, hingegen hätt' er sich leicht schlimme Händel zuziehen können, da unser Volk (wie Dir bekannt ist) nicht leiden kann, daß Ausländer sich in unsre Sachen mischen. Nun kriecht er aus einem Winkel in den andern und macht sich selbst Vorwürfe, daß er seinen Lehrer zu einer solchen Zeit verlassen habe; als ob Jemand sich so etwas hätte träumen lassen können, da wir nach Aegina gingen. Kurz, er ist in einem erbärmlichen Zustande. Die kleine Musarion, die ihn zerstreuen sollte, sitzt den ganzen Tag Hand in Hand neben ihm und hilft ihm weinen. Lais selbst ist noch zu sehr erschüttert, als daß sie Andere trösten könnte. Alle unsre Hoffnung, ihn wieder zurecht zu bringen, beruht also auf Dir, lieber Aristipp. Deine sämmtlichen Freunde in Aegina sehen Dir mit Sehnsucht entgegen.

V.

An Eurybates.

Das sind nun Eure so hoch gepriesenen Freistaaten, Eurybates! So geht es in Euern Demokratien zu! Bei allen Göttern der Rache! eine solche Abscheulichkeit war nur in einer Ochlokratie wie die Eurige möglich! Ihr schimpft auf das, was Ihr Tyrannie nennt? Wahrlich, unter dem Tyrannen Dionysius hätte Sokrates so lange leben mögen als Nestor; alle Gerber, Rhetoren und Versemacher von ganz Sicilien sollten ihm kein Haar gekrümmt haben! — Im Grunde dauern mich Deine Athener. Was können sie dafür, daß die Regiersucht solcher ehrgeizigen Aristokraten und Demagogen wie Klisthenes und Perikles ihnen in ihre schwindlichten Köpfe gesetzt hat, ein Wurstmacher, Kleiderwalker oder Lampenhändler verstehe sich so gut aufs Regieren und Urtheilsprechen als Einer, der dazu erzogen worden ist? Der Tag, da Athen von der edeln und weislich abgewogenen Solonischen Aristodemokratie zu einer reinen Ochlokratie herabgewürdigt wurde, war der unseligste von allen, die Ihr seit Cekrops und Theseus mit schwarzer Kreide bezeichnet habt. Alles Elend, das in den letzten dreißig Jahren über Eure Stadt gekommen ist, alles Unheil, das Ihr über Griechenland gebracht habt, alle die

Schandmale, die Ihr durch so viele Handlungen des gefühllosesten Undanks gegen Eure verdienstvollsten Bürger Eurem Namen auf ewig eingebrannt habt, schreiben sich von diesem Tage her. — Wie? die dreißig Tyrannen selbst, denen Euch Lysander preisgab, die Gewaltthätigsten und Verruchtesten aller Menschen, wagten es nicht, sich an Sokrates zu vergreifen, als er ihnen mit spottender Verachtung die derbsten Wahrheiten ins Gesicht sagte, und Eure Heliasten, Leute, die für drei Obolen des Tags, je nachdem sie Einem wohl oder übel wollen, Recht oder Unrecht sprechen, verurtheilen ihn zum Tode, weil er sie nicht um eine gnädige Strafe bitten will, verurtheilen ihn blos, um ihm zu zeigen, daß sein Leben von ihrer Willkür abhange? Die Elenden! — Aber noch einmal, nicht sie, sondern die Urheber einer Verfassung, welche die Macht über Leben und Tod in die Hände solcher Wichte legt, sind verwünschenswerth.

Doch wozu dieser Eifer? Und was berechtigt mich, meine Galle über Dich, der an diesem Gräuel unschuldig ist, auszugießen? Verzeih, Eurybates! Ich fühle, daß es mich noch viel Arbeit an mir selbst kosten wird, bis ich es so weit gebracht habe, Alles an den Menschen natürlich zu finden, was sie zu thun fähig sind, und mich mit einer solchen Natur zu vertragen. Ich schmeichelte mir sonst, es schon ziemlich weit in diesem ebenso schweren als unentbehrlichen Theile der Lebenskunst gebracht zu haben, — zu früh, wie ich sehe; aber freilich, auf ein solches Ungeheuer der schandbarsten Narrheit und Verkehrtheit wie dieser justizmäßige Sokrates-Mord war ich nicht gefaßt.

In drei Tagen schiffe ich mich nach Aegina ein und gedenke, von dort aus eine Reise nach den vornehmsten Städten Joniens zu unternehmen und mich in jeder so lange aufzuhalten, als ich etwas zu sehen, zu hören und zu lernen finde, das in meinen Plan taugt. Athen wiederzusehen, bin ich noch unfähig; der Anblick eines Heliasten würde mich wahnsinnig machen.

Lebe wohl, Eurybates, und stelle, wenn Du kannst, die Zeiten wieder her, da die Minervenstadt noch von lebenslänglichen Archonten regiert wurde. Eure Triobolenzünftler*)

---

*) Anspielung an die Φρατορας τριοβολου des Aristophanes in den Rittern. (S. Attisches Museum, 2. B.)

haben mich mit der Aristokratie auf immer ausgesöhnt. Es ist zwar, im Durchschnitt genommen, nicht viel Gutes von Euch zu rühmen, Ihr andern Eupatriden; aber das bleibt doch wahr, daß der Schlechteste von Euch nicht fähig gewesen wäre, weder Ankläger eines Sokrates zu sein, noch ihm Schierlingssaft zu trinken zu geben.

VI.

An Lais.

Um uns die gezwungene Unterwerfung unter das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit erträglicher zu machen, giebt es wol kein besseres Mittel, liebe Laiska, als uns des großen Vorrechts zu bedienen, womit die Natur den Menschen vor allen andern lebenden Wesen begabt hat, „daß es in seiner Macht steht, blos durch eine willkürliche Anwendung seiner Denkkraft, wo nicht allen, doch gewiß dem größten Theil der Uebel, die ihm zustoßen, den Stachel zu benehmen, indem er sie aus dem düstern Licht, worin sie ihm erscheinen, in ein freundlicheres versetzt und sie so lange auf alle mögliche Seiten wendet, bis er eine findet, die ihm einen tröstlichen Anblick gewährt.“ An diese sollten wir uns dann, wenn wir weise wären, festhalten, ohne spitzfindig nachzugrübeln, wie viel davon etwa blos Täuschung sein möchte. Warum wollten wir die Schale mit Nepenthes, die uns eine mitleidige Gottheit reicht, ausschlagen, um uns vorsätzlich dem Gram einer einseitigen Vorstellung zu überlassen, der, wie der Geier des Prometheus, an unserm Leben nagt, ohne daß irgend etwas Gutes für uns oder Andere daraus entspringen kann? Was wir selbst, was alle bessern Menschen, was die Welt überhaupt durch den Tod unsers unersetzlichen Freundes verloren hat, kann uns durch unsern Unmuth nicht wiedergegeben werden. Reißen wir uns mit unsern Gedanken von allen eigennützigen Gefühlen los und erwägen dafür, was er selbst, der Geliebte, dessen Verlust wir beklagen, verloren oder gewonnen haben mag! — War es nicht eher ein Gut als ein Uebel für ihn, die Zeit der immer fühlbarer werdenden Abnahme, die Zeit nicht zu erleben, wo der Mensch in seinen eigenen und Andrer Augen nur noch als eine zuse-

hends in Trümmer zerfallende Ruine dessen, was er war, erscheint? „Er hätte,“ sagen wir, „noch lange, vielleicht noch zehn Jahre leidlich leben können!“ — O ja, und dann vielleicht noch andere zehn Jahre unter allen Entbehrungen und Beschwerden des höchsten Greisenalters, wie eine allmählig sterbende Pflanze, hingeschmachtet! der Welt unnütz, sich selbst und seinen Freunden lästig, ein trauriger Gegenstand ihrer in bloßes Mitleiden verwandelten Liebe! Ihm war ein besseres Loos beschieden. Denn wahrlich, im Genuß aller seiner Kräfte und einer vollständigen Gesundheit der Seele und des Leibes siebzig Jahre zurückzulegen und dann ohne Krankheit und Schmerzen so schnell und leicht aus der Welt zu kommen wie er, ist ein Glück, das unter tausend Menschen kaum Einem zu Theil wird. — „Er starb schuldlos von ungerechten Richtern verurtheilt,“ — aber ruhig, heiter, freudig, im Bewußtsein eines ganzen wohl geführten, untadelhaften, gemeinnützlichen Lebens! geliebt, geehrt, beweint und betrauert von allen guten Menschen! Er lebt fort im Herzen seiner Freunde, wird ewig leben im Andenken der spätesten Nachwelt, die seinen Namen zur gewöhnlichen Bezeichnung der Idee eines weisen und tugendhaften Mannes machen wird. Seine denkwürdigsten Reden, seine Lehre, sein bürgerliches und häusliches Leben werden, von seinen Freunden in Schriften dargestellt, noch Jahrtausende lang, vielleicht unter Völkern, deren Benennung uns jetzt noch unbekannt ist, Gutes wirken. Giebt es ein glorreicheres Loos für einen Sterblichgebornen, als, mit allen diesen Vorzügen gekrönt, von der Tafel der Natur aufzustehen und schlafen zu gehen — entweder zur Ruhe eines ewigen Schlafs, oder (wie er selbst glaubte) um, mit den Geistern aller Edeln und Guten, die vor ihm waren, vereinigt, ein neues Leben in der unsichtbaren Welt zu beginnen? — Trauern wir also nicht um Sokrates! Er hat nichts verloren, nichts, das ihm nicht reichlich ersetzt wird, nichts, wofür ihm nicht schon die letzte Stunde, da sich Vergangenheit und Zukunft in seinem Bewußtsein in ein großes, klares, lebendiges Gefühl zusammendrängte, überschwänglichen Ersatz gegeben hätte. — „Aber was wir selbst an ihm verloren haben?“ — ist im Grunde wenig, meine Freunde! denn von Allem, was wir bereits von ihm besitzen, können wir nichts verlieren als durch unsre eigene Schuld; und in der Folge hätte er doch nur wenig mehr für uns sein können. Gesetzt aber auch, wir hätten viel verloren, so sei

uns dies ein neuer Antrieb, einander desto sorgfältiger und eifriger Alles zu sein, was in unserm Vermögen ist!

Ich gestehe, daß es mir jetzt äußerst peinlich wäre, nach Athen zurückzukehren, wo mich Alles noch zu frisch an ihn erinnern würde; aber in einigen Jahren werden diese Erinnerungen vielmehr angenehm als schmerzhaft sein. Was die Athener betrifft, die sind im Durchschnitt ein so verächtliches Gesindel, daß sie nicht einmal unsers Hasses werth sind, geschweige daß die liebenswürdigste aller Erdentöchter um ihrentwillen zur Medea oder Tisiphone werden sollte. An weniger gefühllosen Menschen würden Scham und Reue bereits eine strenge Rache genommen haben. Aber ich besorge sehr, die Athener sind weder der Scham noch der Reue fähig. Desto schlimmer für sie! Sie werden ihrer verdienten Strafe nicht entrinnen; und schwerlich würdest Du, wenn Dir auch alle Fackeln und Schlangenpeitschen der Erinnyen zu Dienste ständen, grausam genug sein, ihnen die Hälfte der Plagen anzuthun, die sie selbst durch die natürlichen Folgen ihrer unheilbaren Verkehrtheit über sich aufhäufen werden.

Meine Geschäfte in Cyrene werden in zehn Tagen beendigt sein, und dann fliege ich mit dem ersten günstigen Winde Deiner Zauberinsel zu. Ich bringe Dir, auf meine Gefahr, meinen Freund Kleonidas mit, einen jungen Mann, der es werth ist, Dich zu sehen und Dir bekannt zu werden, und der so sehr mein anderes Ich ist, daß Du schwerlich mehr für ihn thun könntest, als ich ihm gönnen würde. Er ist mit allen Anlagen zur bildenden Kunst geboren, gab sich aber in seinen frühern Jugendjahren ganz den Musenkünsten hin. Er würde mich schon vor fünf Jahren nach Griechenland begleitet haben, wenn ihn nicht eine schwärmerische Leidenschaft für die Tochter des damals sich bei uns aufhaltenden Malers Pausias zurückgehalten hätte, die an Schönheit und — Dumpfheit eine andere Theodota ist. Um seine Geliebte so nahe und so oft als möglich zu sehen, bestellte er bei dem Vater ein Gemälde nach dem andern und brachte unter dem Vorwande, den Künstler arbeiten zu sehen, einen großen Theil des Tages in seinem Hause zu. Die Folge davon war, daß seine Phantasie für die Tochter nach und nach erkaltete, hingegen eine

leidenschaftliche Liebe für die Kunst des Vaters in ihm erwachte, für welche er, wie sich in Kurzem zeigte, eine entschiedene Anlage hat. Da er reich genug ist, blos zu seinem und seiner Freunde Vergnügen zu arbeiten, wird er die Malerei, wiewol sie seitdem seine hauptsächlichste Beschäftigung war, schwerlich jemals als Profession treiben. Nichtsdestoweniger verspreche ich mir von ihm, daß er mit der vorzüglichen Geistesbildung und dem Dichtertalent, die ihm dabei zu Statten kommen, ungleich mehr leisten wird, als man gewöhnlich von einem bloßen Liebhaber erwartet. Kurz, ich habe mir in den Kopf gesetzt, es fehle ihm, um noch weiter als sein Lehrer selbst zu kommen, weiter nichts, als die schöne Lais zu sehen und von ihr aufgemuntert zu werden. Ich habe also nicht von ihm abgelassen, bis ich ihn schon im Voraus so verliebt in Dich gemacht habe, daß er vor Ungeduld brennt, sich mit seinen eignen Künstleraugen zu überzeugen, ob Du noch schöner und reizender bist als die Idee, die er sich von Dir gemacht und in einem Bilde der Hebe, die dem neu vergötterten Herakles die erste Nektarschale reicht, in der That meisterhaft ausgeführt hat. Wir wollen sehen!

VII.

An Hippias.

Ich bin wieder in Aegina, mein lieber Hippias, — in einem der anmuthigsten Winkel der Erde, in der auserlesensten Gesellschaft, von Allem umgeben, was feinern Sinnen schmeicheln, die Phantasie bezaubern und die edelsten Bedürfnisse gebildeter Menschen befriedigen kann; um Alles mit einem Worte zu sagen: ich bin bei Lais. — Aber Athen liegt uns zu nah! — Sokrates, den Giftbecher am Munde, mitten unter seinen die Hände ringenden, in Thränen zerfließenden oder den Ausbruch des bittersten Schmerzes aus Liebe zu ihm gewaltsam zurückhaltenden Freunden, stellt sich noch immer und überall zwischen uns und Alles, was uns zur Freude einladen will. Unsrer schönen Freundin, der die Bilder der Tage und Stunden, die sie noch vor Kurzem in seiner Gesellschaft zubrachte, wieder so lebendig vor den Augen schweben, daß ihr die Vergangenheit

beinahe zur Gegenwart wird, ist es ebenso zu Muthe wie mir — Wie wohlthätig, o Hippias, würde uns jetzt Deine Gesellschaft sein! — Aber so bleibt uns weiter kein anderes Mittel übrig, als uns von der verhaßten Scene so weit als möglich zu entfernen. Neue Ansichten, neue Menschen, neue Verbindungen, kurz, eine neue Welt um uns her ist nöthig, unsrer dem Gefühl und der Erinnerung noch zu schwach entgegenwirkenden Vernunft zu Hilfe zu kommen; auch werden bereits Anstalten gemacht, in zehn Tagen nach Milet abzureisen, wo Lais sich einige Zeit aufzuhalten gedenkt, während ich eine Wanderung durch andere merkwürdige Städte von Jonien, Karien, Lydien und Phrygien unternehmen werde.

Findest Du nicht auch, Hippias, daß man der Philosophie zu viel Ehre erweist, wenn man ihr die Macht zuschreibt, dem Gefühle, der Einbildungskraft und den Leidenschaften immer unumschränkt zu gebieten? Wahrscheinlich wird ihr Vieles gut geschrieben, das auf Rechnung des Temperaments, einer natürlichen Apathie oder Schwäche des sympathetischen Gefühls und andrer solcher Ursachen zu setzen war. Nichts ist leichter, als mit solchen Vortheilen (wenn sie ja diesen Namen verdienen) sich die Miene eines Weisen zu geben und auf Andere, die mit einem weichern Herzen, wärmerem Blute, zärtern Nerven und mehr Anlage zu Freundschaft und Liebe geboren sind, als auf schwache Seelen herabzusehen. Aber Alles, was die Weisheit von Menschen meiner Art in dergleichen Fällen fordern kann, ist, denke ich, daß wir uns nicht vorsätzlich selbst peinigen und aus vermeinter Pflicht, oder weil man etwas Schönes und Großes darein setzt, Alles hartnäckig von uns weisen, wodurch das gestörte Gleichgewicht in unserm Innern wieder hergestellt und das Gemüth für die Freude wieder empfänglich gemacht werden könnte. In diesem traurigen Falle befindet sich mein junger Freund Kleombrot von Ambracien, den Du, wenn Du Dich dessen noch erinnerst, mehr als einmal bei mir gesehen hast; einer von den jüngsten und eifrigsten Anhängern des Sokrates. Weder ich noch Eurybates, dessen Gesellschafter und Hausgenosse er seit einiger Zeit ist, noch Lais, die ihn wohl leiden mag, noch die holde Musarion selbst, mit deren Seele er schon Jahr und Tag in einem sonderbaren Liebesverständniß steht, vermögen etwas über die tiefe Schwermuth, die sich seiner seit dem unseligen Ereigniß zu Athen bemächtigt hat. Er wirft sich selbst vor, daß er seinen Meister verlassen

habe und nicht wenigstens auf die erste Nachricht von der Verschwörung seiner Feinde gegen ihn sogleich nach Athen zurückgeflogen sei. Der Gedanke tödte ihn, sagt er, daß er fähig gewesen sei, sich sorglos einer wollüstigen Unthätigkeit zu überlassen, indessen der Anblick und die Gesellschaft seiner getreuen, bis in den Tod bei ihm ausharrenden Freunde das Einzige gewesen, was dem besten aller Menschen zur Erleichterung seines grausamen Schicksals übrig geblieben sei. Kurz, der arme Mensch kann sich selbst nicht verzeihen, daß Sokrates — ohne ihn sterben konnte; als ob seine Gegenwart etwas Anders hätte helfen können, als seine ohnehin überspannte Einbildung bis zum gänzlichen Wahnsinn hinaufzutreiben. Er besteht nun darauf, nach Ambracien zurückzugehen, und da wir ihn nicht mit Gewalt zurückhalten können — noch wollen, wird er uns an einem der nächsten Tage verlassen. Mich dünkt selbst, es ist das Beste, was er thun kann, und wir Andern werden uns sehr dadurch erleichtert finden; denn ein Mensch, der aller Vernunft zum Trotz in der Traurigkeit als in seinem Elemente leben und weben will, paßt nicht wol in eine Gesellschaft, die sich's zur Pflicht macht, dieser schlimmsten aller Krankheiten der Seele, so viel nur immer möglich, alle Nahrung zu entziehen.

In dieser Rücksicht kommt mir sehr zu Statten, daß ich meinen geliebtesten Jugendfreund Kleonidas aus Cyrene mitgebracht habe, der einer von den Glücklichgebornen ist, die sich nur zeigen dürfen, um überall geliebt zu werden. Hier stehen ihm bereits alle Herzen offen, und es ist mein Glück, daß Lais in seinen Augen zu sehr Göttin ist, als daß es einem Sterblichen geziemen könnte, Ansprüche an sie zu machen. Wie lange dieses religiöse Gefühl dauern wird, muß die Zeit lehren; genug, daß Lais sich an der Abgötterei, die er mit ihr treibt, genügen läßt und es ihm nicht übel zu nehmen scheint, wenn seine Augen auf den weniger blendenden, aber ein Herz, das nichts von ihnen besorgt, unvermerkt überschleichenden Reizen der kleinen Musarion mit einer besondern Anmuthung verweilen. Du würdest Dich wundern, Hippias, zu was für einer zierlichen Nymphengestalt das Mädchen in der kurzen Zeit, seitdem Du sie zu Korinth sahst, sich ausgebildet hat. Wenn ich nicht sehr irre, so ist sie der weinerlichen Rolle ziemlich überdrüssig, die sie ihrem geistigen Liebhaber zu Gefallen seit einigen Wochen spielen mußte; und ich wollte nicht dafür stehen,

daß sie nicht in aller Unschuld, und ohne selbst zu wissen, was in ihrem kleinen Herzen vorgeht, zwischen dem schönen, immer heitern, immer zur Freude gestimmten Schwärmer Kleonidas und dem düstern, traurigen, gleich einem Schatten einherschleichenden, seufzenden und klagenden Schwärmer Kleombrotus Vergleichungen anstellt, die nicht zum Nachtheil des Erstern ausfallen, zumal da der Letztere so tief in seinem Gram versunken ist, daß er von dem Allen nichts gewahr zu werden scheint.

Kleonidas ist aus Gunst der Natur und der Musen zugleich Dichter und Maler, Beides mit einem nicht gemeinen Talent, wiewol ohne Anspruch auf eine Stelle unter den Meistern dieser Künste. Was ich ihm zu Cyrene von der schönen Lais sagte, brachte ihn auf den Einfall, seine Idee, wie diese Dame nach meiner Beschreibung aussehen müßte, in einem Bilde der Hebe, mit einer einzigen Farbe in der Manier des Zeuxis gemalt, darzustellen. Du vermuthest leicht, daß dies Nachbild einer bloßen Idee, neben unsre Schönheitsgöttin selbst gestellt, der Divinationskraft des Malers keine sonderliche Ehre machte; auch konnt' ich ihn, sobald er die Letztere selbst gesehen hatte, nur mit Gewalt abhalten, sein Bild ins Feuer zu werfen; aber was uns Alle in Erstaunen setzte, war, daß die kleine Musarion — der Hebe meines Freundes so ähnlich sah, als ob sie ihm dazu gesessen hätte. Natürlich veranlaßte dies mancherlei Scherze, wobei die beiden betroffenen Personen die Miene hatten, als ob sie nicht übel Lust hätten, Ernst daraus zu machen. Immer ist dieses Spiel des Zufalls, das einer sympathetischen Ahnung so ähnlich sieht, sonderbar genug. Verzeihe, Hippias, daß ich Dich so lange bei einem Unbekannten aufhalte, der Dich wenig interessiren kann. Aber ich hoffe, Du wirst ihn persönlich kennen lernen und es mir dann eher danken als übel nehmen, daß ich Euch schon im Voraus in Bekanntschaft mit einander gesetzt habe. Weniger gleichgiltig wird Dir auf alle Fälle sein, zu hören, daß unser edler Freund Eurybates glücklich aus den Klauen seiner Lamia herausgerissen worden ist, wenigstens noch zeitig genug, um nicht ganz von ihr aufgezehrt zu werden. Wirklich waren wir, Lais und ich, in sehr ernstlichen Berathschlagungen begriffen, wie wir dabei zu Werke gehen wollten, ohne daß sie sich zu mehr, als sie Willens ist, verbindlich zu machen scheinen möchte, als ein abermaliger Zufall, oder vielmehr Eros, der wirklich ein ganz besonderes Spiel mit uns

Augineten treibt, uns auf einmal aller weitern Mühe überhob, die Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen. Du erinnerst Dich ohne Zweifel noch der schönen Droso, einer von den drei Grazien unsrer Freundin, — wie wir ihre drei gewöhnlichen Aufwärterinnen zu nennen pflegen, seitdem sie von mir zu dieser Würde erhoben wurden. An einem dieser letzten Abende führte uns Lais an das Ufer einer stillen kleinen Bucht, die an einen Theil ihrer Gärten anspült, um uns das Vergnügen des Fischens mit der Angel zu verschaffen. Eurybates war auch dabei. Zufälligerweise hatte sich die schöne Droso mit ihrer Angelruthe auf einer unsichern Stelle zu weit hinausgewagt; der Fuß glitschte ihr aus, sie verlor das Gleichgewicht und fiel ins Wasser. Eurybates, der es zuerst gewahr wurde und, wie die meisten Athener, ein guter Schwimmer ist, springt ihr augenblicklich nach; er faßt sie beim ersten Auftauchen mit beiden Armen und bringt sie glücklich ans Land. Der Schrecken des Falls und die Schamröthe, in nassem Gewande von dem tapfern Eurybates auf das dichtbegraste Ufer gelegt worden zu sein, war nebst den Scherzen, welche das arme Mädchen von ihren Gespielen beim Umkleiden auszuhalten hatte, das Schlimmste, was dieser Zufall nach sich zog. Das Beste davon ward ihrem edeln Retter zu Theil; denn seit diesem Augenblick machte sich die holde Droso zur Beherrscherin seines Herzens, und von Lysandra war so wenig mehr die Rede, als ob sie nie in der Welt gewesen sei. Kleombrot ist in dieser Nacht verschwunden. Der Tag unserer Abreise nach Milet rückt heran. Ich begleite Lais, Kleonidas begleitet mich. Eurybates hat glücklicherweise Geschäfte zu Milet. Daß Musarion und die drei Grazien von der Partie sind, versteht sich.

Mache mir die Freude, lieber Hippias, recht bald Nachricht von Dir und dem schönen Syrakus zu erhalten und von Euerm Tyrannen, den ich ohne Bedenken zum Selbstherrscher aller Eurer Demokratien und Oligarchien krönen würde, wenn König Jupiter, dessen Statthalter (nach Homer) die bescepterten Herren auf Erden sind, mir seine Machtvollkommenheit nur auf eine halbe Stunde überlassen wollte.

VIII.

Hippias an Aristipp.

Man ist es an den Athenern zu sehr gewohnt, daß sie ihren größten und verdientesten Männern am Uebelsten mitspielen, als daß die gerichtliche Mordung des alten Sokrates sonderliches Aufsehen in Griechenland gemacht haben sollte. Hätte sich Anaxagoras und noch vor Kurzem Diagoras der Melier, der ein ebenso wackerer Mann und ein noch besserer Kopf als der Sohn des Sophroniskus war, nicht bei Zeiten aus dem Staube gemacht, so würde Dieser die Ehre nicht erhalten haben, der Erste zu sein, den sie (sagt man) aus der Welt schafften, weil er zu weise für sie war.

Unter uns, Aristipp, ich glaube, man sagt den Athenern und der Weisheit mehr Böses nach, als sie verdienen. Der gute Sokrates hätte mit aller seiner Weisheit, die am Ende den Athenern weder warm noch kalt gab, ihrentwegen noch lange leben können, wenn er durch seine Ironie und den faunischen Muthwillen, alle Leute, die sich mit ihm einließen, zu necken und in die Enge zu treiben, und durch das ewige Einmischen in fremde Angelegenheiten und Alles besser wissen als Andere, sich nicht schon seit langer Zeit verhaßt und durch seinen anscheinenden Müssiggang und seine armselige Lebensart noch obendrein verächtlich gemacht hätte. Nach Solon's Gesetzen soll jeder Bürger der dritten Classe entweder irgend eine nützliche und ehrliche Profession treiben oder der Republik unmittelbare Dienste thun. Sokrates that ihrer Meinung nach weder Dieses noch Jenes; denn daß er tagtäglich an allen öffentlichen Orten zu sehen und zu hören war und von einer Bude und Werkstatt zur andern ging, um die Leute mit seinen Fragen und Subtilitäten (wie sie es nannten) zu beunruhigen, wurde ihm natürlicherweise von dem gemeinen Mann und selbst von den Meisten aus den höhern Classen für keine Beschäftigung und zu keinem Verdienst angerechnet, wie gut er selbst es auch damit meinen mochte.

Wenn wir Niemand Unrecht thun wollen, Aristipp, müssen wir billig sein. Um die Schuld der Athener in diesem fatalen Handel richtig abwägen zu können, müßten wir untersucht haben, ob sie in ihrer Lage und vermöge ihrer gewohnten Vor-

stellungsart anders von ihm denken konnten; und wer dies untersuchen wollte, müßte sich völlig an ihren Platz stellen können.

Hier in Syrakus hört man die verschiedensten Urtheile über diese Tragödie, die, so lange sie die Neuigkeit des Tages war, auch das Einzige war, wovon überall gesprochen wurde. Die Meisten hatten viel an dem Benehmen des Helden auszusetzen; besonders wurde der spottende und trotzende Ton, womit er sich gegen seine Richter vertheidigte oder vielmehr nicht vertheidigen wollte, fast allgemein getadelt. Doch fanden sich auch Einige, denen dieser Ton der einzige schien, der sich für ihn schickte, wiewol er leicht voraussehen konnte, was er ihm kosten werde. Aber in einem Punkt stimmt ganz Syrakus überein, darin nämlich, daß er unrecht gethan habe, den Beistand zur Flucht, den ihm sein Freund Kriton anbot und beinahe aufdrang, so eigensinnig auszuschlagen. Wenn er auch (sagt man) auf sich selbst und seine Freunde und Weib und Kinder keine Rücksicht nehmen wollte, so war es Pflicht eines guten Bürgers, den Athenern die Nachreue über ein ungerechtes Urtheil und den Tadel aller übrigen Griechen zu ersparen. Vornehmlich wurde der Grund seiner Weigerung ganz unhaltbar gefunden. „Ich bin," sagte er, „den Gesetzen der Republik Gehorsam schuldig; meine gesetzmäßigen Richter haben mich nach dem Gesetz zum Tode verurtheilt, also bin ich schuldig, das Urtheil an mir vollziehen zu lassen." — Gleichwol (wenden die Andersdenkenden ein) war er selbst überzeugt, daß er unschuldig verurtheilt worden sei. Hatte dies seine Richtigkeit, so war er nicht nach dem Gesetz verurtheilt; denn das Gesetz verdammt keinen Unschuldigen. — „Aber," sagte Sokrates, „ich bin nicht zum Richter über meine Richter gesetzt; ich kann mich also ihrem Urtheil deswegen, weil es ungerecht ist, nicht entziehen; denn dadurch würde ich mich eigenmächtig zu ihrem Richter setzen." — Ich habe diesen Einwurf in seinem Namen öfters geltend gemacht, und es ist mir von Niemand eine Antwort geworden, die ihn wirklich entkräftet hätte; auch gestehe ich, daß ich ihn in der bürgerlichen Ordnung der Dinge für unwiderleglich halte. Woher kam es also, daß Jedermann, wenn er nicht weiter konnte, sich auf sein innerstes Gefühl berief, welches sich diesem Argument unabtreiblich entgegenstemme? Wie kann die Vernunft mit unserm innern Gefühl dessen, was recht ist, in Widerspruch stehen? — Höre, wie ich mir dieses Problem

auflöse, und sage mir Deine Meinung davon. Das Gefühl, worauf sich meine Antisokratiker beriefen, ist nichts Anders als eine dunkle Vorstellung des Widerspruchs, der zwischen dem nothwendigen Gesetz der Natur und den verabredeten Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft vorwaltet. Die Natur hat uns die Selbsterhaltung zur ersten aller Pflichten gemacht. Alle andern stehen unter dieser und müssen ihr im Fall eines Zusammenstoßes weichen; denn um irgend eine Pflicht erfüllen zu können, muß ich da sein. Da also dieses Naturgesetz allen bürgerlichen vorgeht, so konnte Sokrates den Satz, daß er sich keines Richteramtes über seine Richter anmaßen dürfe, nicht gegen die Pflicht der Selbsterhaltung geltend machen. Du wirst mir vielleicht einwenden: „wenn dieser Schluß gelte, so sei auch ein rechtmäßig Verurtheilter befugt, sich der verdienten Strafe zu entziehen, wenn er könne" — und ich habe keine andere Antwort hierauf als — „Ja!"

Auch Dionysius scheint, trotz seinem Tyrannenthum, der Meinung zu sein, daß Sokrates sich hätte retten sollen, da er es mit Sicherheit konnte. Als neulich in seiner Gegenwart von dieser Geschichte gesprochen wurde, sagte er: „Ich bedaure den alten Mann; er sollte willkommen gewesen sein, wenn er sich zu mir hätte flüchten wollen; weder seine Philosophie noch sein Dämonion sollte ihm die mindeste Anfechtung in Sicilien zugezogen haben." — Doch genug von einer Sache, die nun nicht mehr zu ändern ist!

Wenn Euch Kleombrotus lieb ist, so verliert ihn ja nicht aus den Augen. Einem Schwärmer von dieser Stärke oder Schwäche (wie man's nehmen will) ist nicht über die Gasse zu trauen. Sein vertrauter Umgang mit dem jungen Plato hat ihm unwiederbringlichen Schaden gethan. Es ist mit schwachen Köpfen, die sich an solche *meteorische* Menschen hängen, wie mit Leuten von mittelmäßigem Vermögen, die in vertrauter Gesellschaft mit reichen Prassern leben und es ihnen gleich thun wollen; sie gehen bei Zeiten zu Grunde, wiewol sie keinen größern Aufwand machen, als den *Diese* sehr wohl aushalten können. Plato ist ein weit größerer Schwärmer als Kleombrot; aber er ist ihm auch ebenso sehr an Geisteskraft überlegen. Plato wird von seiner Schwärmerei, wie ein guter Reiter von seinem Pferd, immer Meister bleiben oder doch nur selten und ohne Schaden abgeworfen werden; mit dem armen *Phaëthon*-Kleombrot gehen die Sonnenpferde durch, und ich besorge, es

wird kein gutes Ende mit ihm nehmen. Ich habe nicht gern mit solchen Menschen zu schaffen; dies war die Ursache, warum ich mich Deinem Gedanken, ihn mit uns nach Syrakus zu nehmen, so ernstlich widersetzte.

Kleonidas könnte mir auch blos als Dein Freund nicht gleichgiltig sein; um so mehr danke ich Dir für seine Bekanntschaft, da ich mir viel Vergnügen von ihr verspreche. Der Zufall, daß seine aus der bloßen Phantasie gemalte Hebe der jungen Musarion so ähnlich sah, ist in der That (vorausgesetzt, die Aehnlichkeit sei wirklich so groß, als Du sagst) ein artiger — Zufall und weiter nichts. Denkst Du Dir etwas bei den Worten . . „sympathetische Ahnung?“ Ich kann mir nichts dabei denken. Ich weiß von keiner andern Sympathie als von Uebereinstimmung der Gemüther aus Aehnlichkeit der Gefühle und Neigungen. Was hat aber diese mit Ahnungen zu thun? Wie käme der Mensch zu Ahnungen? Welches unsrer Organe sollte das Vehikel derselben sein? Wenn ich Ahnungen zugeben müßte, so sehe ich nicht, warum ich nicht aus gleichem Grunde alles Wunderbare und Unglaubliche für möglich halten müßte, was unsre Mythologen aus ägyptischen, arabischen und syrischen Sagen und Volksmärchen in unsre Götter- und Heldengeschichte übergetragen haben. Alle diese Phantasmen gehören ins Gebiet der Dichter und können unter ihren Händen zur Unterhaltung des großen Haufens und, mit Geist und Geschmack behandelt, sogar zum Vergnügen der Verständigen dienen; aber in die Reihe der Ursachen, woraus die wirklichen Dinge erklärbar sind, sollen sie sich nicht stellen.

Dionysius, nach welchem Du Dich erkundigst, ist noch immer mit den gewaltigen Zurüstungen beschäftigt, deren Anfang Du gesehen hast. Syrakus sieht wie ein einziger ungeheurer Werkplatz aus, wo sich alle wieder aufgestandene Kureten, Cyklopen, Chalyben und Telchinen der Vorwelt das Wort gegeben hätten, mit allen Künstlern und Werkmeistern der jetzigen Zeit zusammenzukommen, um alles Metall im Schooß der Erde und alles Holz auf ihren Bergrücken zu einer Unternehmung, wie die Welt noch keine gesehen hat, zu verarbeiten. Man muß gestehen, daß Dionysius alle mögliche Maaßregeln nimmt, um seiner Sache gewiß zu sein, und daß die Kunst, große Dinge mit kleinen Mitteln zu thun, keinen Reiz für seinen Ehrgeiz zu haben scheint. Es ist nun kein Geheim-

niß mehr, daß alle diese Kriegszurüstungen den Karthagern gelten, und die Feindseligkeiten sind im Begriff, auszubrechen.

Je näher ich die Syrakusaner kennen lerne, je mehr überzeuge ich mich, daß die Athener (mit Erlaubniß der schönen Lais zu sagen) ein gutartiges, lenksames und verständiges Volk in Vergleichung mit ihnen sind. Es ist leicht vorherzusehen, daß die Harmonie, die seit einiger Zeit zwischen ihnen und dem Dionysius zu bestehen scheint, von keiner langen Dauer sein wird. Die Eupatriden von Syrakus können und werden sich nie mit ihm aussöhnen und lauern Tag und Nacht mit einer Unruhe und Ungeduld, die er nur zu sehr gewahr wird, auf Gelegenheit, ihn entweder, wenn es mit Vortheil geschehen kann, offenbar anzugreifen oder in eine der Schlingen zu locken, die sie ihm überall zu legen beflissen sind. Ich möchte wol wissen, wie es möglich wäre, daß ihn dies nicht mißtrauisch, argwöhnisch, feindselig und streng gegen Leute machen sollte, von deren versteckten Dolchen er allenthalben umringt ist. Man hört die bittersten Klagen, daß keine zwei oder drei Bürger aus den höhern Classen mit einander sprechen können, ohne sich von Aufpassern und Angebern belauscht zu sehen; als ob dies eine andere Ursache hätte, als weil Dionysius sicher darauf rechnen kann, daß nicht leicht zwei oder drei Personen dieser Art beisammen stehen, ohne eine Verschwörung gegen ihn zu verabreden. Sie *zwingen* ihn zu tyrannischen Maaßregeln und schreien dann über seine Gewaltthätigkeit und Grausamkeit. Wäre er nicht immer von etlichen Freunden, die einerlei Interesse mit ihm verbindet, und von einer ausländischen Leibwache, auf die er sich gänzlich verlassen kann, umgeben, so möchte er der weiseste und beste aller Fürsten sein, er wäre seines Lebens keinen Augenblick sicher. Wahrlich, es gehört ein Mann wie er dazu, ein Mann, dessen Charakter ein so sonderbares Gemisch von Feuer und Kälte, von strenger Vernunft und launenhaftem Witz, von Geschmeidigkeit und Unbiegsamkeit, Humanität und Grausamkeit ist, um sich unter solchen Umständen nur acht Tage auf dem Throne zu erhalten. Was das Volk im engern Sinn des Wortes betrifft, dies hängt zwar dem Ansehen nach ziemlich stark an ihm; aber es giebt nichts Veränderlichers in der ganzen Natur als die Sinnesart des Syrakusaners, und Dionysius weiß recht gut, daß er sich auf seine Popularität bei den untern Classen ebenso wenig verlassen kann, als er auf die Dankbarkeit eines Aristokraten

zählen darf, dessen Zuneigung er durch die ausgezeichnetsten Gunstbezeugungen zu gewinnen gesucht hat. Die arbeitsamen Classen hängen jetzt an ihm, weil er ihnen viel zu verdienen giebt, und weil die großen Zurüstungen, woran sie für ihn arbeiten, große, wiewol dunkle und unbestimmte Erwartungen in ihnen erregen, auf deren Ausgang sie gespannt sind; aber ich stehe ihm nicht dafür, daß sie sich nicht, wenn der Krieg ausgebrochen sein wird, beim ersten widrigen Zufall von irgend einem stürmischen Demagogen durch eine einzige mit emphatischen Phrasen und gigantischen Figuren ausgestopfte Rede plötzlich umwenden und dahin bringen lassen, die Waffen, an welchen sie jetzt arbeiten, anstatt gegen Karthago, gegen Dionysius zu gebrauchen. Auch versieht er sich keines Bessern zu ihnen, wiewol er ihnen äußerlich das unbefangenste Vertrauen zeigt.

In Ermanglung anderer Vorwürfe — und in der That sehe ich nicht, was an seiner Regierung mit Grund auszusetzen wäre — bemühen sich seine Feinde, ihn dem Volk als einen Menschen ohne Religion und ohne Sitten verhaßt zu machen. Es giebt zwar schwerlich ein unmoralischeres, verderbteres, leichtfertigeres und ruchloseres Volk auf diesem Erdenrund als die Syrakusaner; alle Laster, wegen deren ehemals Sybaris, Krotona und Tarent berüchtigt waren, gehen unter ihnen ziemlich öffentlich im Schwang; Athen und Korinth haben dermalen nichts vor ihnen in diesem Punkte voraus; aber dafür sind sie eifrige Götzendiener und halten scharf über gewisse gesetzliche Formen. Weder das Eine noch das Andere ist bei Dionysius der Fall; er denkt sehr frei und erlaubt sich, zu handeln, wie er denkt. Bekanntermaßen nahm er sich, als die Syrakusaner in ihrem ersten Aufstand gegen ihn seine erste Gemahlin ermordet hatten, auf einen Tag zwei andere (eine aus Lokri und die andere aus Syrakus), die mit ihm und unter sich selbst in dem besten Einverständnisse leben. Ich will die Freiheit, die er sich dadurch gegen die in Griechenland eingeführte Sitte herausnahm, keineswegs und am Allerwenigsten aus politischen Gründen rechtfertigen; aber die Natur entsetzt sich doch nicht vor einer solchen That! Wenn die Bigamie gegen die griechische Sitte ist, so ist hingegen die Vielweiberei in den Morgenländern allgemein; und am Ende, wenn er mit seinen zwei Frauen und sie mit ihm zufrieden sind (wie das wirklich der Fall ist), wem kann es nicht gleich-

giltig sein, ob er nur eine Gemahlin und ein halb Dutzend Kebsweiber, oder zwei Gemahlinnen und kein Kebsweib hat? Aber Du solltest hören, was diese tugendhaften Syrakusaner, die ohne alles Bedenken ehebrecherischerweise so viele Frauen haben, als sie bestreiten können, für ein Aufhebens über diese Unthat des Tyrannen machen, und was ihre ehemaligen Volksredner aus dieser Veranlassung der Tyrannie für Lobreden halten! Doch das Alles ist nichts gegen eine andere Abscheulichkeit, die das tyrannische Ungeheuer begangen hat. Höre an und erstaune, daß die menschliche Natur eines solchen Gräuels fähig ist! Du erinnerst Dich vermuthlich noch der großen Bildsäule des Aesculap's mit dem langen, dicklockigen, massivgoldenen Barte, die in seinem Tempel zu Syrakus steht. Stelle Dir vor, daß der Unmensch — der jetzt freilich zu seinen großen Ausgaben viel Geld nöthig hat — sich gottesvergessenerweise erfrechte, dem marmornen Aesculap seinen goldnen Bart — abscheren zu lassen und den Frevel noch gar durch einen Scherz (der freilich in einer Aristophanischen Komödie den Athenern großen Spaß gemacht hätte) rechtfertigen zu wollen. Es sei gegen alle Zucht und Ordnung, sagte er lachend, daß der Sohn einen so großen Bart führe, da sein Vater Apollo gar keinen habe. Mit einem ähnlichen Vorwand ließ er Jupitern neulich seinen, ich weiß nicht wie viele Talente schweren goldnen Mantel abnehmen. „Was soll," sprach er, „Jupitern ein goldner Mantel? Im Sommer ist er zu schwer und im Winter zu kalt; Jupiter giebt mir seinen unbequemen Talar, den ich besser brauchen kann, und ich gebe ihm dafür einen hübschen wollenen, der für Sommer und Winter taugt, so ist Beiden geholfen." Du kannst Dir kaum vorstellen, Aristipp, welchen Schaden Dionysius sich durch diesen witzigen Tempelraub bei den gottseligen Syrakusanern gethan hat, und was er sich nun Alles nachsagen lassen muß, weil man einen Menschen, der so gottlose Dinge sagen und thun konnte, aller möglichen Abscheulichkeiten fähig hält.

Dionysius lacht dazu und geht seinen Weg. Als ich ihm einsmals meine Verwunderung darüber zeigte, wie er noch Lust haben könne, ein Volk zu beherrschen, das nicht werth sei, einen guten König zu haben, antwortete er mir: „Ich weiß nicht, ob es irgendwo in der Welt ein Volk giebt, das einen guten König werth ist. Jedermann treibt, was er am Besten zu verstehen glaubt, und das Erste, worauf er zu sehen hat,

ist, kein Pfuscher in seiner Kunst zu sein. Hätte ich vor zwölf Jahren gewußt, was ich jetzt weiß, so möchte ich vielleicht in der Dunkelheit geblieben sein. Jetzt habe ich keine Wahl mehr, und da ich nun einmal den König spielen muß, so hätte ich Unrecht, wenn ich ihn nicht gern spielte und mir eine Art von Spaß aus dem närrischen Wettkampf machte, worin ich mit den Syrakusiern befangen bin. Denn wirklich ringen wir aus allen Kräften mit einander, ich, ob ich sie durch eine vernünftige Regierung zwingen könne, gerecht gegen mich zu werden, sie, ob sie mich durch Undankbarkeit und unartiges Betragen dahin bringen können, ihre Vorwürfe und Verleumdungen zu verdienen. Aber es soll ihnen nicht gelingen. Ich werde sie immer regieren, wie sie es nöthig haben, mit dem Hirtenstabe, wenn sie fromme Schafe sind, mit der Peitsche, wenn sie die Affen mit mir spielen wollen. Wer den Syrakusiern an meinem Platz Gutes thun will, muß es ihnen aufdringen und auf ihren Undank rechnen. Ich mache mir nichts aus ihrem Haß, wenig aus ihrer Liebe, bin gegen alles Böse, was sie mir thun können, auf meiner Hut und gedenke bei dieser Methode ruhig auf meinem Bette zu sterben, ungeachtet sie gegen mich complottiren werden, so lang' ich lebe."

Da alle Anscheinungen vermuthen lassen, daß Sicilien der Schauplatz eines langwierigen Krieges werden dürfte, weil Karthago gewiß alle ihre Kräfte zusammennehmen wird, sich in einer für sie so wichtigen Insel zu erhalten, so ist es Zeit, daß ich zur Ausführung meines Vorhabens, mein übriges Leben in einer der lebhaftesten Städte des griechischen Asiens zuzubringen, Anstalt mache. Es würde schon eher geschehen sein, wenn ich mich nicht hätte bewegen lassen, einigen jungen Leuten aus den ersten Häusern dieser Stadt in der Kunst zu reden Unterricht zu geben und ihren Uebungen eine Zeit lang vorzustehen. Du wirst Dich vielleicht wundern, daß ich mich in dem Verhältniß, worin ich mit dem argwöhnischen Dionysius stehe, zu einem so verdächtigen Geschäft habe entschließen können. Er scheint aber wenig von den Rednern, die ich bilden werde, zu besorgen. „Das hätte ich Dir nicht zugetraut, Freund Hippias," sagte er dieser Tage lachend zu mir, „daß Du meine Feinde eine so gefährliche Art von Waffen gegen mich gebrauchen lehren würdest." — „Sie sollen sie für Dich gebrauchen, König Dionysius, nicht gegen Dich." — „Darauf möcht' ich mich nicht verlassen," erwiderte er; „aber so lange Zungen

keine Dolche sind, hat es nichts zu sagen. Ich bin selbst ein Liebhaber Deiner Kunst, und Du wirst mir erlauben, Euern Uebungen zuweilen beizuwohnen.“ — Wirklich kam er zwei- oder dreimal unversehens dazu und setzte neulich, wie zum Scherz, einen Preis für die beste Lobrede auf den berüchtigten Tyrannen Busiris. „Ich habe starke Vermuthungen,“ sagte er lächelnd, „daß dieser Busiris, dem die Mythologen einen so bösen Namen gemacht haben, ein ganz guter Schlag von Fürsten gewesen ist.“ — Meine jungen Eupatriden strengten sich nun in die Wette an, wer den Busiris am Spitzfindigsten rechtfertigen und lobpreisen könne, und der Preis wurde vom Dionysius selbst Dem, der es — am Schlechtesten gemacht hatte, zuerkannt. — Das schwör' ich Dir zu, Aristipp, wenn ich Syrakus verlasse, wird der Tyrann der Einzige sein, von dem ich mich ungern trenne.

Du siehst, daß wir in der guten Meinung von Dionysius nahe zusammentreffen, und daß ich kein Bedenken tragen würde, ihn, wenn es auf meine Stimme ankäme, zum Beherrscher des ganzen Siciliens zu machen. Wenn Du ihn aber zum Autokrator aller Demokratien und Oligarchien in Griechenland zu erheben gedenkst, so möcht' ich Dich wol bitten, nur einen einzigen Freistaat von hinlänglicher Größe, um sich in der Unabhängigkeit erhalten zu können, übrig zu lassen, wär' es auch nur, damit wir und Unsersgleichen nicht nöthig hätten, unter den Garamanten oder Massageten Schutz zu suchen, wenn es unserm irdischen Jupiter etwa einfiele, den Tyrannen etwas derber mit uns zu spielen, als unsrer persönlichen Freiheit zuträglich sein möchte. Ich stehe Dir nicht dafür, daß nicht auch einem Dionysius so etwas — Tyrannisches begegnen könnte.

IX.

An Hippias.

Die Urtheile der Syrakusaner über die heroische Art, wie Sokrates die letzte Probe, worauf seine Tugend gesetzt wurde, bestanden hat, sind des Charakters, den Du ihnen giebst, vollkommen würdig, edler Hippias. Es ist wirklich lustig, wenn solche Sybariten einen Mann wie Sokrates seine Pflichten

lehren wollen. — „Es war seine Pflicht," sagen diese Virtuosen, „Pflicht gegen Weib, Kinder und Freunde, sich selbst zu erhalten, und vornehmlich Pflicht gegen sein Vaterland, den Athenern die Nachreue über ein ungerechtes Urtheil zu ersparen. Denn da er unschuldig war, so konnte ihn das Gesetz nicht verdammen; seine Verurtheilung war also eine schreiende Ungerechtigkeit." — Aber woher wußten denn die Richter, daß er unschuldig war? Die Klage schien bewiesen zu sein, und er weigerte sich, den Gegenbeweis zu führen. Die Richter mußten, den Gesetzen zufolge, nicht nach dem, was sie glaubten oder nicht glaubten, sondern nach dem, was vor Gericht bewiesen und verhandelt worden war, sprechen. Sokrates hatte also Recht, zu sagen, er sei durch die Gesetze von Athen gerichtet worden und müsse sich, als ein guter Bürger, dem Urtheil unterwerfen. — „Aber," sagen Jene, „er war sich doch seiner Unschuld bewußt." — Unstreitig; die Frage ist nur: berechtigte ihn dieses Selbstbewußtsein, das Urtheil seiner Richter zu cassiren oder (was auf das Nämliche hinausläuft) sich demselben durch die Flucht zu entziehen? Konnt' er das, ohne sich zum Richter über seine Richter aufzuwerfen? Welcher Staat in der Welt möchte bestehen können, wenn die Bürger berechtigt wären, die Urtheile ihrer Obrigkeit zu controliren, und wenn jeder Ausspruch, den das Gesetz aus dem Munde seiner Wortführer über sie und ihre Handlungen, Ansprüche oder Streitigkeiten unter einander gethan hätte, einer eigenmächtigen Revision der interessirten Parteien unterworfen wäre? Der Bürger eines Staats begiebt sich eben dadurch, daß er sich den Gesetzen desselben und der gesetzmäßig angeordneten Obrigkeit unterwirft, alles Rechts, sich gegen ihre Entscheidungen aufzulehnen oder die Vollziehung derselben zu verhindern. — „Aber," wendet man ein, „warum empört sich gegen diesen unleugbaren Ausspruch der Vernunft ein gebieterisches Gefühl in uns, welches wir nicht zum Schweigen bringen können?" — Mich dünkt, Hippias, Du hast hierauf die wahre Antwort gefunden. Dies Gefühl hängt an einer andern Ordnung der Dinge; es ist weder mehr noch weniger als der mächtige Erhaltungstrieb, den die Natur in alle lebende Wesen gelegt hat. Nur darin kann ich Dir nicht beistimmen, wenn Du diesen Trieb zum höchsten Naturgesetz und den Gehorsam gegen dieses Gesetz zu einer Pflicht machst, welcher alle andern weichen müssen; denn nach meinem Begriff vernichtest Du dadurch sogar die bloße

Möglichkeit dessen, was ich mit Sokrates Tugend nenne. Ich werde zur Selbsterhaltung von der Natur aufgefordert und bin berechtigt, meiner Erhaltung alle andern Pflichten im Fall des Zusammenstoßes nachzusetzen; aber ich bin nicht dazu verbunden. Ich bin ein freies Wesen; will ich mich meines Rechtes begeben und mich selbst für Andere aufopfern, so ist keine Macht in der ganzen Natur berechtigt, mich daran zu hindern. Beruht nicht die wesentlichste Pflicht des Bürgers, sein Leben für die Vertheidigung seines Vaterlandes zu wagen und hinzugeben, lediglich auf diesem Rechte? Ueberhaupt kenne ich keine Tugend, die nicht in freiwilliger Aufopferung besteht und von der Größe des Opfers ihren höhern oder niedern Werth erhält. Tugend ist, nach meinem Begriff, moralisches Heldenthum; Niemand ist verbunden, ein Held zu sein. Ich verdenke es daher einem Schuldigen nicht, wenn er sein nach dem Gesetz verwirktes Leben durch die Flucht rettet; aber ich ehre und bewundere den schuldlos Verurtheilten, der lieber sich selbst aufopfern als seinen Mitbürgern ein Beispiel des Ungehorsams gegen die Gesetze geben will. Eine so edelmüthige Gesinnung mag (wenn man will) an jedem Andern als etwas Verdienstliches angesehen werden; an Sokrates war sie nicht mehr, als was Alle, die ihn kannten, von ihm zu erwarten befugt waren. Hatte er nicht bei jeder Gelegenheit zu erkennen gegeben, daß er die Rechte des Menschen den Pflichten des Bürgers unterordne? Hatte er nicht das Hauptgeschäft seines Lebens daraus gemacht, seiner Republik gute Bürger zu erziehen und sich selbst als ein Vorbild aller Bürgertugenden darzustellen? War es nicht eine auszeichnende Eigenschaft seiner Sittenlehre, daß er sogar die guten Angewöhnungen, zu welchen uns die Pflicht gegen uns selbst auffordert, vorzüglich deswegen zu empfehlen pflegte, weil sie uns geschickter machten, unsre Bürgerpflichten zu erfüllen? Wie wäre es einem solchen Manne angestanden, ein solches Leben, blos um dessen Dauer zu fristen, so nah am Ziele noch durch eine Handlung zu entehren, wodurch er seine eigenen Grundsätze so gröblich verleugnet haben würde? Die standhafte Weigerung, seine Bande von Kriton zerreißen zu lassen, setzte seinem ganzen Leben die Krone auf, da hingegen, wenn er dem Triebe der Selbsterhaltung und den Bitten seines Freundes nachgab, diese einzige Schwachheit seine eigene Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Lehre verdächtig gemacht und die gute Wirkung

seines bisherigen Beispiels entkräftet, ja bei Vielen gänzlich vernichtet, ihn selbst aber auf ewig in den großen Haufen der alltäglichen Menschen herabgestoßen hätte, die keinen höhern Beweggrund kennen als ihren persönlichen Vortheil und immer bereit sind, diesem das Beste des ganzen Menschengeschlechts aufzuopfern.

Uebrigens wollen wir nicht vergessen, daß Sokrates auch von seinem Dämonion (wie er dem Kriton gesagt haben soll) von der Flucht aus dem Gefängniß abgehalten wurde und also voraus versichert war, daß die Sache übel ablaufen würde. Ich denke, wir werden den Helden überhaupt kein Unrecht thun, wenn wir voraussetzen, daß sie alle, so viel ihrer je gewesen sind, immer mehr oder minder ein Wenig geschwärmt haben. Sokrates glaubte in ganzem Ernst an eine göttliche Stimme, die sich von Zeit zu Zeit in seinem Innern hören lasse; und für einen so einfachen, schlichten Mann wäre dies Einzige schon mehr als hinreichend gewesen, ihm so viel Stärke zu geben, als er nöthig hatte, in einem Alter von mehr als siebzig Jahren dem Tode mit Muth entgegen zu gehen. Und so viel von Sokrates ehrwürdigen Andenkens!

Daß unsre Freundin Lais in Milet Aufsehen macht, brauche ich Dir kaum zu sagen; das versteht sich von selbst, wiewol wenig Städte in der Welt sein mögen, die sich schönerer Weiber rühmen können als diese prächtigste, reichste und wollüstigste Handelsstadt von Jonien. Da sie sich öfters und allenthalben, wo für sie selbst etwas Merkwürdiges zu sehen ist, wenigstens durch das dünne Silbergewölk eines koischen Schleiers sehen läßt und hier ungefähr auf dem nämlichen Fuß lebt wie zu Korinth, so fehlt es ihr unter den Ersten und Reichsten dieser üppigen Metropolis nicht an Anbetern, die sich in die Wette bestreben, einen günstigen Blick der Göttin auf sich und ihre angebotenen Opfergaben zu ziehen. Aber noch bleibt sie ihrem ersten Plan getreu, schreckt zwar Niemand ab, muntert aber auch Niemand auf, nimmt nur kleine unbedeutende Geschenke an und macht einen Aufwand, als ob die Quelle, woraus sie schöpft, nie versiegen könne. Dies Alles erhöht die Achtung nicht wenig, die man schon der bloßen Schönheit, selbst in einem unscheinbaren Aufzuge, zu erweisen geneigt ist; sogar die Hetären betrachten sie mit einer Art von Ehrfurcht und würden sich geschmeichelt finden, wenn sie eine so vollkommne Person an der Spitze ihres Ordens erblickten.

Man fragt einander, wer sie sei; und es gehen zwanzig verschiedene Märchen, immer eines wunderbarer als das andere, über ihren wahren Namen und Stand und ihre geheime Geschichte herum. Ich würde, wenn ich ihr Vertrauen auch weniger besäße, leicht errathen, wohin dies Alles zielt; und ich bin gänzlich der Meinung, daß es der einzige Weg ist, ihren Wohlstand auf eine Art, die ihrer nicht ganz unwürdig ist, sicher zu stellen. Das Nähere hierüber zu seiner Zeit.

Mein Kleonidas gefällt allgemein und strahlt von Freude und Wonne, da er hier, mit lauter schönen Gegenständen umgeben, sich in seinem wahren Elemente fühlt und, wie er sagt, erst jetzt recht zu leben anfängt. Er findet in Milet Alles beisammen, was den feurigsten Liebhaber der Künste, die das Leben verschönern, befriedigen kann: die herrlichsten Werke der edeln und zierlichen jonischen Baukunst, eine zahllose Menge Bildsäulen von den besten Meistern, und reiche Gemäldesammlungen aus allen Schulen, vornehmlich von den berühmtesten Malern unserer Zeit, Polygnot, Zeuxis, Parrhasius, Timanthes, Pausias, Euxenidas, Apollodor und Andern. Er bringt einen großen Theil seiner Zeit damit zu, alle diese Kunstwerke zu studiren und, indem er einem Jeden das, worin er vorzüglich ist, abzulernen sucht, zu einer eigenthümlichen Manier zu gelangen, die ihn von Allen unterscheide und ihm von Niemand so leicht nachgemacht werden könne. Wie es ihm gelingen werde, wird die Zeit lehren. Noch ist er wenig mit sich selbst zufrieden und schilt uns Idioten, wenn wir etwas schön finden, das er gemacht oder vielmehr angefangen hat; denn noch kann er nicht von sich erhalten, etwas fertig zu machen. Vornehmlich preist er sich glücklich, daß er durch die Bekanntschaft mit Lais von seinen vermeinten Idealen oder Phantasmen (wie er sie nennt) zur Natur selbst zurückgeführt worden sei. „Wenn ich," sagt er, „es einmal dahin gebracht haben werde, irgend einen bestimmten Zug ihrer Augenbraunen richtig zu zeichnen und nur eines ihrer Ohrläppchen so zu malen, wie ich es sehe, will ich mich für keinen kleinen Künstler halten.

Kleombrot ist in seinem Ambracien angelangt, und ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, daß ihn die vaterländische Luft vielleicht allmählig wieder zurecht bringen könnte. Wenigstens halte ich es für ein gutes Zeichen, daß er die Trennung von der Gesellschaft, die er verlassen hat, zu fühlen und, ohne es sich selbst zu gestehen, ganz heimlich sich zu uns zurückzuwünschen

scheint. Sollte diese Disposition zunehmen und bis zur Sehnsucht steigen, so ist beschlossen, ihn zu uns einzuladen; und ich zweifle kaum, daß die zärtliche Musarion sich keine große Gewalt anthun müßte, ihm den ersten Platz in ihrem Herzen wieder einzuräumen, wenn er mit einem aufgeheiterten Gesicht zu ihr zurückkehrte.

Ich bin im Begriff, eine Reise durch alle Städte von Jonien und Karien zu machen, und gedenke, mich zu Ephesus lange genug zu verweilen, um Dich da zu erwarten. Was wolltest Du länger in dem unruhigen Syrakus? Wie schön auch Himmel und Erde in Sicilien sind, mit dem warmen Glanze dieses Himmels, der mich umfließt, mit der üppigen Pracht dieser Erde, mit der herzerweiternden Milde der wollüstigen Blumenluft, die ich hier athme, kurz, mit dem Leben in diesem Götterlande ist nichts Anders zu vergleichen.

X.

Kleombrotus an Aristipp.

Lass' ab von mir, guter Aristipp! Alle Deine Mühe, mir das Bild des gewaltsam sterbenden Sokrates und das Gefühl meiner Undankbarkeit gegen ihn erträglich zu machen, ist vergeblich. Niemals, niemals werd' ich mir verzeihen können, daß ich die heiligste der Pflichten einer phantastischen Leidenschaft und selbstsüchtigen Weichlichkeit aufzuopfern fähig war! Und daß ich es nicht könne, — daß die Zeit, die alle andern Seelenschmerzen heilt, nur für die meinigen keinen Balsam habe, dafür hat Plato gesorgt.

Dieser Tage wird mir ein Buch von Athen zugeschickt, Phädon betitelt, worin Plato diesen Eleaten seinem Freunde Echekrates erzählen läßt, wie Sokrates am Tage seines Todes sich noch mit den Seinigen unterhalten und überhaupt bis zum letzten Augenblick sich benommen habe. Dem Buche war ein kleines Stück Papier beigefügt, worauf nichts als das einzige furchtbare Wort: „Lies!“ mit großen Buchstaben geschrieben stand. — Unmöglich könnt' ich Dir beschreiben, wie mir beim ersten Anblick dieser Rollen zu Muthe war. Es währte eine gute Weile, bis ich nur die Buchstaben zu unterscheiden vermochte; mehr als einmal ergriff ich das Buch mit zitternder

Hand und mußt' es immer wieder bei Seite legen. Aber wie ich endlich die Augen wieder gebrauchen konnte und bis zu der Stelle gekommen war, wo Phädon alle Athener, die sich an diesem traurig-feierlichen Tage um ihren dem Tode geweihten Freund und Vater versammelt hatten, aufzählt, und Echekrates fragt: „Waren auch Auswärtige dabei?“ und Phädon den Simmias, Cebes und Phädondes von Theben und den Euklides und Terpsion von Megara nennt, und dann auf die Frage: „Wie? waren denn Aristipp und Kleombrot nicht auch da?“ die Antwort giebt: „Nein, es hieß, sie wären zu Aegina“ — fiel mir das Buch aus der Hand, mir ward finster vor den Augen, und ich sank zu Boden.

Von diesem Augenblick an sind mir die schrecklichen Worte: „es hieß, sie wären in Aegina,“ nicht aus den Gedanken gekommen; sie erklingen immer in meinen Ohren und stehen allenthalben mit kolossischen Buchstaben geschrieben, wo ich hinsehe. Aber von diesem Augenblick an stand es auch fest und unerschütterlich in meiner Seele, was mir noch allein übrig sei. — Beneidenswürdiger Aristipp! Dir that das verleumderische Gerücht Unrecht; Dich hatte die Pflicht nach Cyrene abgerufen! Aber ich Unglückseliger, ich war zu Aegina! — In wenigen Stunden konnt' ich zu Athen sein, — wußte Alles, was vorgefallen war, — hatte vierzig Tage, um zur Besinnung zu kommen, und ließ mich bald durch falsche Scham, bald durch die unmännliche Furcht, ich würde den Anblick des geliebten Sterbenden nicht ertragen können, bald durch die thörichte Hoffnung, daß seine Freunde Mittel finden würden, ihn zu befreien, zurückhalten, die schönste, dringendste, heiligste der Pflichten zu erfüllen! — Nein, Aristipp! muthe mir nicht zu, daß ich mit dieser Furienschlange im Busen, mit diesem in meinem Innern wühlenden Bewußtsein länger leben soll! Daß ich leben soll, um in jedem Auge, das mich anblickt, die Worte zu lesen: „Er war in Aegina!“ — O Sokrates! wenn noch ein Mittel ist, Deinen zürnenden Schatten zu versöhnen, so ist es dies allein! Wenn noch ein Mittel ist, meine Seele von diesem schwarzen Flecken zu reinigen, so ist es dies allein! Und wär' es (wie Du sagtest) allen andern Menschen Unrecht, eigenmächtig aus dem Leben zu gehen, ich bin ausgenommen! Mir ist es Pflicht, Dich im Hades, im Elysium, im unsichtbaren Reiche der Geister, überall, wo Du auch sein magst, aufzusuchen und so lange zu Deinen Füßen zu liegen, bis Du mir vergeben

hast! — Wähne nicht, ich schwärme, Aristipp! Meine Sinnen sind in diesem Augenblick reiner, meine Seele freier als jemals — die Stunde ist da — Ich höre den dumpfen Ruf der Unterirdischen — Was säum' ich länger? Lebe wohl, Aristipp! — Lais! — Musarion! — Lebet wohl! Vergeßt mich! ich bin nicht würdig, in Euern Herzen fortzuleben.*)

---

*) Daß Kleombrot durch Lesung des Platonischen Dialogs Phädon veranlaßt worden sei, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen, war aus einem Epigramm des Kallimachus bekannt, welches die einzige Quelle dieser Anekdote zu sein scheint. Denn Cicero, welcher derselben im 34. Capitel des 1. Buchs seiner Tusculanischen Gespräche Erwähnung thut, beruft sich auf dieses Epigramm, und alle Andern, die dieser Begebenheit erwähnen oder über sie raisonniren, sind um mehrere Jahrhunderte später und scheinen das, was sie davon wissen, entweder aus dem griechischen Dichter selbst oder aus dem Römer geschöpft zu haben. Das Epigramm des Kallimachus lautet:

Εἰπας Ἡλιε χαιρε Κλεομβροτος ὡμβρακιωτης
ἡλατ᾽ ἀφ᾽ ὑψηλου τειχεος εἰς ἀϊδην,
Ἀξιον οὐτι παθων θανατον κακον, ἀλλα Πλατωνος
ἐν το περι ψυχης γραμμ᾽ ἀναλεξαμενος.

Rufend: „Sonne fahr wohl!" sprang von Ambraciens hohen
Mauern Kleombrotus einst rasch in den Hades hinab;
Nicht als hätt' er etwas des Todes Werthes erlitten,
Blos weil er Platon's Schrift über die Seele durchlas.

Der Phädon (welcher vermuthlich gemeint ist) hätte also bei diesem Jünger des Sokrates völlig das Gegentheil von dem gewirkt, was er auf den Philosophen Olympiodorus wirkte, der in seinem Commentar über diesen Platonischen Dialog versichert, er würde sich schon lange ums Leben gebracht haben, wenn ihn Plato nicht von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt hätte. Es wird wol immer eine unauflösliche Frage bleiben, ob die Worte des Epigramms, „*ἀξιον οὐτι παθων*" u. s. w., nur eine Vermuthung des Dichters sind oder sich auf irgend ein besonderes historisches Zeugniß gründen. Daß Kleombrot sich zu Ambracien (gleichviel, ob von der Stadtmauer oder von einer Felsenspitze) ins Meer gestürzt habe, weil er Platon's Phädon gelesen, scheint Thatsache zu sein; daß er es aber aus ungeduldigem Verlangen, sich von der Wahrheit der im Phädon vorgetragenen Lehre zu überzeugen, gethan habe, ist wenigstens ungewiß und bei Weitem nicht so wahrscheinlich als die Ursache und Veranlassung, die in dem vorliegenden Briefe angegeben wird. So dünkt es wenigstens mir, Jedem sein Recht, die Sache anders zu sehen, vorbehalten.

XI.

An Lais.

Der arme Kleombrot — gute Laiska! — doch, Du hast eine starke Seele, meine Freundin, ich schone Dich nicht. Hier ist sein Abschiedsbrief, und hier das Buch, das ihm den letzten Stoß gegeben hat — den Stoß, der ihn von einem Felsen des Ambracischen Ufers in die Wellen stürzte. Der arme Jüngling! Er war eines bessern Schicksals werth und verdiente diesen kaltblütigen, hämischen Dolchstoß von der Hand eines ehemaligen Freundes nicht! — Ich gestehe Dir, Lais, ich bin aufgebracht über diesen stolzen Abkömmling Poseidon's.*) „Es hieß, sie wären in Aegina." — Und wo war denn er? — „Plato war krank," sagt' er. — Sonderbar genug! Er mußte also sehr krank, schlechterdings unvermögend sein, sich von seinem Lager zu erheben, oder er hätte kommen sollen, und wenn er sich auch, gegen das Verbot seines Arztes, in einer Sänfte nach dem Kerker hätte tragen lassen müssen. Oder war er etwa nur krank, um desto mehr Freiheit zu haben, den sterbenden Weisen sagen zu lassen, was ihm beliebte? Wirklich kann man sich eines solchen Argwohnes kaum erwehren, wenn man sieht, wie er den ehrlichen Sokrates noch in seinen letzten Stunden seine Freunde in den verschlungensten Irrgängen der subtilsten Dialektik herumtreiben läßt, und welche Mühe der gute alte Mann sich geben muß, die simpelsten Dinge in unauflösliche Knoten zusammenzudrehen, blos damit der scharfsinnige Sohn des Ariston sich den Spaß machen könne, sie entweder wieder aus einander zu wickeln oder zu zerschneiden und seine Stärke in der eristischen Vexirkunst vor den Athenern, den großen Liebhabern von Hahnen- und Sophistenkämpfen, auszulegen. — Ich merke, liebe Laiska, daß ich zu verstimmt bin,

---

*) Plato stammte aus einem patrizischen Geschlechte in Athen. Dropides, ein Bruder des Athenischen Gesetzgebers Solon, war der Aeltervater der Mutter Platon's; Dropides stammte in gerader Linie von Kodrus, dem letzten Könige von Athen, und Kodrus war in der fünften Generation ein Abkömmling von dem Könige von Pylos und Vater Nestor's, Neleus, einem vorgeblichen Sohne Poseidon's oder Neptun's (nach Plutarch und Diogenes von Laërte). Dieser Genealogie zufolge nennt hier Aristipp den Plato ein Wenig naserümpfend einen Abkömmling Poseidon's.

um Dich, wenn ich so fortführe, nicht sehr übel zu unterhalten; also lebe wohl, Du Einzige, und vergiß der Abwesenden nicht!

XII.

Lais an Aristipp.

Nein, unglücklicher, aber guter und bei aller Deiner Schwäche edelmüthiger Kleombrot, Du sollst nicht vergessen werden! Und wenn noch etwas von Dir übrig ist, dem es wohlthut, wenn Deine Freunde sich Deiner oft mit Liebe und Wehmuth erinnern, so nimm diesen Trost mit Dir hinüber in das bessere Leben, das Dich Dein Sokrates hoffen ließ!

Wer hätte sich diesen Ausgang einbilden können, lieber Aristipp? — Und doch dringt sich mir zuweilen der Gedanke auf, wir hätten es sollen. Aber wer selbst wenig Anlage zu irgend einer Art von Schwärmerei hat, kann sich nie lebendig genug in einen solchen Kopf hineindenken und läßt sich nicht träumen, was für Unheil er in einem mit lauter Zunder und Brennstoff angefüllten Gemüth anrichten kann.

Meine größte Sorge ist jetzt, die zarte Musarion stufenweise zu der fatalen Nachricht vorzubereiten. Erst wenn sie sich nach und nach an den Gedanken, daß er nicht mehr ist, gewöhnt hat, darf sie die Art seines Todes erfahren. Ich traue Dir zu, Du werdest gern hören, daß Kleonidas mir einen guten Theil dessen, was ich durch Deine Neigung zum Landstreichen entbehre, zu ersetzen sucht; und dafür wirst Du so artig sein, auch ihm und mir zuzutrauen, daß er nicht unglücklich in dieser Bemühung sein könne. Begeistert von dem Antheil, den wir Alle an dem Schicksal Deines unglücklichen Freundes nehmen, und von Platon's Schilderung der Todesstunde des Sokrates, hat er mir die Ideen zu zwei großen Gemälden mitgetheilt, womit er Beiden ein Denkmal zu stiften gesonnen ist. Zum ersten hat er bereits eine leichtgefärbte Zeichnung entworfen, die mir seinen Gedanken glücklich zu symbolisiren scheint. Die Scene ist ein weit in die See hervorragender, kahler Felsen an einem wilden, klippenvollen Strande, den reizenden Ufern einer entfernten, aus dem warmen, rosigen Duft eines stillen

Sommerabends wie unter einem durchsichtigen Schleier hervorscheinenden Landschaft gegenüber. Kleombrot, von der Reue in Gestalt einer Erinnys mit Schlangengeißeln verfolgt, stürzt sich von der Spitze des Felsens herab; aber ein freundlicher Genius, mit mächtigen Flügeln über der schäumenden Brandung schwebend, ist bereit, den Fallenden in seine gegen ihn ausgebreitete Arme aufzufassen, um ihn an das entgegen liegende Ufer der Insel der Seligen zu tragen, wo Sokrates, zwischen Pythagoras und Solon, von verschiedenen andern Weisen und Heroen der Vorzeit umgeben, aus einem lieblichen Hain ihm entgegen zu kommen scheint. Unter das Bild soll mit goldnen Buchstaben geschrieben werden: „Er war in Aegina und ist nun bei Sokrates."

Um den Tod des Sokrates so wahr als nur immer möglich darzustellen, wird er nächstens eine Reise nach Theben, Athen und Megara unternehmen und sich mit den vorzüglichsten Freunden des Weisen, mit Kriton, Kritobul, Apollodor, Aeschines, Antisthenes, Cebes und Euklides, bekannt machen, um Zeichnungen nach dem Leben von ihnen zu nehmen, damit er sie in dem großen Gemälde desto richtiger bezeichnen, gruppiren und in Handlung setzen könne. Um den lieben Plato auch hier nicht leer ausgehen zu lassen, soll einer aus der Gruppe, die am Entferntesten von der Hauptperson ist, seinen Nachbar mit dem Ausdruck der Verwunderung fragen: „Wo bleibt Plato?" und der Andere wird mit Achselzucken antworten: „Es heißt, er sei unpäßlich."*) Du siehst, Aristipp, wem Kleonidas durch dieses Parergon einen kleinen Liebesdienst zu erweisen hofft? — „Der Einfall verdiente wenigstens einen Kuß," hör' ich Dich sagen. Auch bekam er ihn, in Deinem Namen, auf der Stelle. Aber — wie es zuging, weiß ich selbst nicht recht — es mußten wol ein paar Nektartropfen zu viel darein gekommen sein; denn — wir wurden Beide ein Wenig davon berauscht. — Lass' Dir sagen, Freund Aristipp, — es ist ein gefährlicher Mensch, Dein Kleonidas; Du hättest ihn wol können zu Hause lassen!

Mein Unstern fügte es, als ich zu Athen war, daß Plato die ganze Zeit über abwesend sein mußte; denn nun sehe ich

*) Anspielung auf die eigenen Worte Platon's in der oben von Kleombrot in seinem Briefe an Aristipp angezogenen Stelle: „Wo blieb denn Plato? — Es hieß, er sei unpäßlich."

erst, wie schmeichelhaft mir seine Eroberung gewesen wäre. Sein Buch hat mir eine große Meinung von der Feinheit seines Geistes und von seinem Dichtergenie gegeben. Wahr ist's, man müßte den Sokrates gar nicht gekannt haben, wenn man nicht sehen sollte, daß Plato sich große Freiheiten mit ihm herausnimmt; und ich wollte selbst meinen besten Halsschmuck dransetzen, er habe bei aller seiner Redseligkeit nicht den dritten Theil von Allem dem gesagt, was ihn der junge Schwätzer grübeln und subtilisiren läßt. Indessen ist doch nicht weniger wahr, daß er die Eigenheiten seines Meisters mit vieler Gewandtheit nachzuahmen weiß; und wiewol er sie überhaupt (was den Nachahmern gewöhnlich zu begegnen pflegt) merklich übertreibt, so ist doch an vielen Stellen das Originale und Auszeichnende im Ton und in der Manier des Alten gar nicht zu verkennen. Aber was mir von diesem Schriftsteller und dem, was er uns sein könnte, wenn er *wollte*, den größten Begriff giebt, ist die Darstellung der letzten Stunde seines Helden, von dem Augenblick an, wo er sagt: es werde nun Zeit für ihn sein, ins Bad zu gehen. Mich dünkt, wir haben nichts so Schönes in unsrer Sprache als diese Erzählung, die so ganz schlicht und anspruchlos aussieht, und in der doch, wenn ich nicht sehr irre, so viel wahre *epische* und *psychagogische* Kunst ist. Ich habe dieses Stück schon zum dritten Mal gelesen, und jedesmal mit dem reinen Vergnügen und der völligen Befriedigung, die nur das *hohe Schöne* der Seele gewähren kann.

So viel Rühmens von dem Werk eines Menschen, den Du nicht liebst, und das freiwillige Geständniß — einer Untreue in einem und ebendemselben Briefe ist Deiner Philosophie beinahe zu viel auf einmal zugemuthet, lieber Aristipp. Das möcht' es wirklich sein, wenn Du nicht wärest, was Du bist: so einzig in Deiner Art wie Deine Freundin Lais in der ihrigen. Was sollte sie Dir nicht vertrauen dürfen?

XIII.

An Lais.

Ja wohl, schöne Lais, darfst Du mir Alles vertrauen! Du, der die Grazien einen Freibrief gegeben haben, nichts zu sagen noch zu thun, was Aristipp nicht gut fände. Zudem ist Kleonidas mein anderes Ich; was Du ihm thust, ist mir gethan; und wär' es nicht unter Deiner Würde, die edeln Dienste meines Freundes nicht auf eine edle Art zu belohnen?

Wird er seine Reise bald antreten? Mich verlangt sehr, seinen Tod des Sokrates vollendet zu sehen. Sobald ich höre, daß er es ist, ergreife ich diesen Vorwand, um eine Lebende wieder zu sehen, die mir Amor selbst, wenn er ein Maler wäre, nicht zu Danke malen könnte, und — fliege nach Milet zurück.

Hippias meldet mir, daß er vor dem Ende dieses Monats zu Athen eintreffen werde, um von da nach Samos abzugehen, wo er seinen künftigen Wohnsitz aufzuschlagen beschlossen hat. Denke nur, der unbeständige Mensch hat die schöne Timandra einem seiner Freunde in Syrakus abgetreten! „Ich weiß," schreibt er mir, „nichts an ihr auszusetzen, als daß sie zu gut für mich ist." Wahrscheinlich hat er irgend einen geheimen Beweggrund, warum er frank und frei zu Samos anlangen will. — Ich habe ihm eine Abschrift des Phädon zugeschickt und ihn in Deinem Namen ersucht, uns über den speculativen Theil desselben seine Meinung zu sagen.

Inzwischen unterschreibe ich, ohne daß es mir die mindeste Gefälligkeit kostet, Alles, was Du Rühmliches von diesem sonderbaren prosaischen Gedichte gesagt hast. Denn eine Art von Gedicht ist es am Ende doch, und zum Dichter wäre Plato geboren gewesen, wenn ihn nicht sein böser Genius neben seinem natürlichen Hang zum Fabuliren und Allegorisiren noch mit einem unwiderstehlichen Trieb, sich selbst und Andre in dialektische Spinneweben zu verfangen, gestraft hätte. Da ihm die schlichte populäre Philosophie des Sokrates kein Genüge that, vertiefte er sich schon früh in den Grübeleien der Eleatischen und Pythagorischen Schule, die sich damit abgeben, das Innerste der Natur und den ersten Grund der Dinge, das

Unendliche, den Ursprung der Welt, das Wesen der Materie und des Geistes, kurz, Alles ergründen zu wollen, was nicht zu ergründen ist. Unbefriedigt schwärmte er nun von einem Systeme zum andern, baute bald auf diese, bald auf jene Hypothese, riß dann, wenn er wieder einige Zeit um Sokrates gewesen war, wieder ein, was er gebaut hatte, und würde vermuthlich zuletzt unter lauter Ruinen gelebt und nie etwas Haltbares zu Stande gebracht haben, wenn ihn die Muse, die ihm als sein guter Dämon zugegeben ist, nicht immer antriebe, aus den Bruchstücken, die in seiner Phantasie über und durch einander liegen, bald diesen, bald jenen luftigen und schimmernden Zauberpalast zusammenzusetzen. Jetzt ist er noch so voll von diesen Materialien, daß ihm die Wahl weh zu thun scheint, und er uns lieber Alles auf einmal geben möchte. In der That hat er in seinem Phädon so vielerlei für Person, Ort und Zeit Schickliches und Unschickliches zusammengedrängt, daß ich in diesem einzigen Dialog die Embryonen von zwanzig andern sehe, die er vermuthlich nach und nach auszubrüten gedenkt. Doch das möchte er immerhin, und viel Glücks dazu! Denn warum sollte er nicht Bücher schreiben, da er das Talent, seinen Gedanken jede beliebige Gestalt zu geben, und eine Fülle attischer Redseligkeit in seiner Gewalt hat und, sobald er nur will, den Verstand, die Einbildungskraft und das Gemüth seiner Leser zugleich in Bewegung zu setzen und zu unterhalten weiß? — Aber wenn er fortfahren wollte, dem guten Sokrates die Hauptrolle in seinen philosophischen Dramen aufzudringen und gerade dem Manne, der die Philosophie vom Himmel oder vielmehr aus dem windigen Reiche der „regenbeladenen Jungfrauen“ des Aristophanes wieder auf die Erde herabholte und in das häusliche und bürgerliche Leben der Menschen einführte, kurz, sich ausschließlich mit einer Lebensweisheit beschäftigte, die für Jedermann verständlich und brauchbar war, wenn Plato fortfahren wollte, seine Liebhaberei, abgezogene Begriffe bis zu einem unbrauchbaren Grad von Feinheit auszuspinnen und die Leute mit Zweifelsknoten, die er selbst nicht aufzulösen weiß, zu beunruhigen, gerade diesem Manne vor die Thür zu legen: dies, ich bekenn' es, würd' ich ihm nicht wol verzeihen können. Freilich muß es Jedem erlaubt sein, das Wahre, zu welchem so vielerlei Wege führen, auf demjenigen zu suchen, den er für den nächsten oder anmuthigsten hält; nur stelle Jeder sich selbst vor und nehme sich

nicht heraus, das Gesicht eines Andern zu einer Larve vor sein eigenes zu machen.

Daß Plato sich nicht zugleich mit Dir in Athen befand, meine Freundin, hat Deinen sieggewohnten Reizen vielleicht eine kleine Demüthigung erspart, wenigstens hättest Du Dich in einen Hylas oder Hyacinth verkleiden müssen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. — Doch ich will ihm keinen Vorwurf aus den Versen machen, worin er (damals selbst noch wenig mehr als ein Knabe) seine Leidenschaft für die schönen Knaben Aster, Alexis, Agathon u. A. (vielleicht nur, um die Mode mitzumachen) eine sehr feurige Sprache reden ließ; denn es ist allerdings zu glauben, daß Sokrates, zu welchem er sich seit seinem zwanzigsten Jahre ziemlich fleißig hielt, ihm diese kleine attische Unart abgewöhnt haben werde.*)

Ich gedachte mich nicht länger zu Ephesus zu verweilen, als nöthig war, eine alte Gastfreundschaft zwischen meiner Familie und einem hiesigen angesehenen Hause zu erneuern und den weltberühmten Tempel der Ephesischen Göttin zu besehen. Zufälligerweise erfahre ich von dem alten Maler Evenor, daß sein ehmaliger Schüler Parrhasius (ein geborner Ephesier) täglich erwartet werde. Der alte Mann legte einen besondern Nachdruck auf das Wort Lehrling und schien sich nicht wenig darauf zu Gute zu thun, daß er einen Schüler habe bilden können, der seinen Meister weit hinter sich zurückgelassen. Parrhasius langte den folgenden Tag an, und seine Bekanntschaft hat so viel Anziehendes für mich, daß ich schon eine ganze Dekade länger hier bin, als anfangs meine Absicht war. Vielleicht wirst Du das Vergnügen haben, ihn in Milet zu sehen. Ich wünsche es um Kleonidas' willen, der, wofern wir dem stolzen Parrhasius verbergen, daß er sein Nebenbuhler in der Kunst ist, vielleicht Gelegenheit fände, ihm das eine oder

*) Diogenes von Laërte hat uns zwei oder drei von diesen Epigrammen aufbehalten, wodurch Aristipp den göttlichen Plato bei seiner schönen Freundin in den Verdacht zu bringen sucht, als ob er gegen die Reize ihres Geschlechts unempfindlich gewesen. Der Compilator hat aber nicht vergessen, auch ein paar andere, an eine gewisse Xantippe (vermuthlich nicht die etwas saure, aber sonst unbescholtne Hausfrau des Sokrates) und an die Hetäre Archianassa von Kolophon, beizufügen, die unserm Briefsteller unbekannt gewesen sein müssen, und mit welchen Plato sich gegen jene Beschuldigung aufs Vollständigste hätte rechtfertigen können. Aber ernsthaft zu reden, wäre nichts unbilliger, als solchen jugendlichen Scherzen, wie z. B. das Epigramm auf die alte Archianasse:

„In deren Runzeln sogar dräuend ein Liebesgott saß"

mehr Bedeutung beizulegen, als sie für unbefangene Augen haben können.

andere von seinen Geheimnissen, die Färbung zu behandeln, abzuhaschen. Denn es ist unglaublich, was der Mann mit seinen vier Farben für Wunder thut.

Du bist mir aller Wahrscheinlichkeit nach große Entschädigung schuldig, meine schöne Freundin, und ich will Dich vorher gewarnt haben, nicht zu sehr zu erschrecken, wenn ich in irgend einer schönen mondhellen Nacht, da Du mich am Wenigsten erwartet hättest, auf einmal wie aus dem Monde gefallen vor Dir stehe und mir — einen Abdruck des Kusses ausbitte, womit Du den schönen Kleonidas unter die Götter versetzt hast. Denn dies ist, nach dem Ton seines letzten Briefes zu schließen, der Fall mit ihm, wiewol er so bescheiden ist, mir aus der Ursache seiner Apotheose ein Geheimniß zu machen.

XIV.

An Kleonidas.

Ein glücklicher Zufall hat mich zu Ephesus mit dem größten Maler unsrer Zeit in Bekanntschaft gesetzt. Du errāthst sogleich, daß ich den Parrhasius meine, von welchem die zwei kleinen Stücke in dem Landhause unsrer Freundin zu Aegina Dich so sehr bezauberten, und von dessen Demos Du mich mit einer Bewunderung, die an mir etwas Ungewöhnliches ist, sprechen hörtest. In der That giebt es dermalen noch schwerlich etwas Vollendeteres in Eurer Kunst, und ich wollte, Du entschlössest Dich, bevor Du an die Ausführung der beiden Denkmäler gehst, zu einer Reise nach Mitylene, blos dieses Gemäldes wegen, an welchem ein Auge wie das Deinige so viel zu sehen und zu studiren finden würde.

Parrhasius ist ein feiner, stattlicher Mann, der, neben andern mit seiner Kunst in Bezug stehenden Kenntnissen, sich vorzüglich auf die Menschenkunde mit Ernst gelegt zu haben scheint. Von dem Künstlerstolz, den man ihm Schuld giebt, mag er wol nicht ganz frei sein; und warum sollte er auch nicht fühlen dürfen, was er ist, und wie nahe die Malerkunst, die vor ihm noch in der Wiege lag, der Hora ihrer schönsten Blüthe durch ihn gebracht worden? Er spricht gern von dem, was er in

dieser Rücksicht geleistet habe, und da ihn dies nothwendig auf den Zustand führt, worin er seine Kunst gefunden, so ist natürlich, daß er an den Werken der alten Meister, ohne darum ungerecht gegen sie zu sein, mehr zu tadeln als zu loben hat. Ob er aber ebenso gerecht gegen seine jetzt blühenden Nebenbuhler, einen Zeuxis, Timanthes, Pausias u. A., sei, ließe sich fast bezweifeln; wenigstens hält er zurück, wenn die Rede von ihnen ist, und giebt, wenn dieses oder jenes von ihren Werken gerühmt wird, seine Beistimmung gewöhnlich nur mit den Achseln oder Augenbrauen. Man sagte mir, es sei eine von seinen Eigenheiten, daß er beim Arbeiten weder einen andern Maler noch Jemand, der im Ruf eines Kenners der Kunst stehe, zusehen lasse. Gegen bloße Liebhaber hingegen ist er desto gefälliger, und ich habe unter diesem Titel das Vergnügen gehabt, ihn an einem großen Gemälde arbeiten zu sehen, das die Entscheidung des Streits um die Waffen Achill's zwischen Ajax und Ulysses vorstellt und in Kurzem zu Samos um den Preis mitwerben soll. Nur wenn er die letzte Hand an ein Werk legt, schließt er sich vor Jedermann ein, vermuthlich weil er ein Geheimniß besitzt, um seinen Gemälden den schönen Ton und das Lebenathmende und Beseelte zu geben, das so sehr daran bewundert wird. Ich sprach ihm von seinem Demos, wie einem bloßen Liebhaber zukommt, mit Entzücken und erhielt dadurch das Recht, ihm in gebührender Einfalt und Demuth die Frage vorzulegen: ob es wirklich seine Meinung gewesen sei, den Charakter des Athenischen Volks in diesem Stücke darzustellen? Er antwortete mir lachend: „Vermuthlich ist es Dir von dem Besitzer unter dieser Benennung gezeigt worden?" Da ich es bejahte, fuhr er fort: „Ich will Dir offenherzig sagen, was an der Sache ist. Es war wirklich mein erster Gedanke, daß es ein allegorisches Gemälde werden sollte; aber die Schwierigkeit war, wie ich es anstellen wollte, die Widersprüche im Charakter des Athenischen Volkes so zu personificiren, daß gescheite Leute ohne Wahrsagergeist errathen könnten, was ich wolle. In zwei Stücken, deren jedes nur eine Seite dieses Charakters gezeigt hätte, möchte dies allenfalls angegangen sein, wiewol die Sache noch immer große Schwierigkeiten hatte; aber auf einer Tafel fand ich es platterdings unmöglich. Nach langem Hinundhersinnen fiel mir ein, anstatt meine Absicht durch allegorische Personen erreichen zu wollen, würde ich besser zum Ziel kommen, wenn ich eine

wieder aus einander gehende Volksversammlung schilderte, und zwar so, daß man aus den verschiedenen Gruppen errathen könnte, was unmittelbar vorher verhandelt und beschlossen worden, und was Dieser und Jener für eine Rolle dabei gespielt habe. Ich gestehe, daß ich diesen Gedanken für eine Eingebung meines guten Genius hielt und ihn daher mit mehr als gewöhnlicher Begeisterung ausführte. Ich hatte nun Gelegenheit, alle die verschiedenen Züge, woraus der Charakter der Athener zusammengesetzt ist, auf die natürlichste Art in Handlung und Contrast zu setzen. Mein Stück, wiewol es im Grunde nichts mehr ist, als was der Augenschein ausweist, wurde dennoch für den nachdenkenden Beschauer, der den Geist eines Gemäldes zu erhaschen weiß, wirklich das, wozu ich es anfangs machen wollte: eine Charakteristik der Athener, und da der Name Demos Athenäon Beides gleich schicklich bezeichnen konnte, so verkaufte ich es dem Liebhaber zu Mitylene unter diesem Titel, mit welchem es mich hoffentlich eine Weile überleben wird." — „Gewiß so lange," sagte ich, „als die Erde mit einer allgemeinen Verbrennung oder Ersäufung verschont bleibt, wofern die Besitzer nur Sorge tragen, es vor dem nachtheiligen Einfluß der Luft und der Sonne zu bewahren." — „Meine Farben halten bis auf einen gewissen Grad Beides aus," versetzte Parrhasius. — „Du mußt deren wirklich ganz eigene und andere unbekannte haben," sagte ich, „da Du solche Wunder damit thun kannst." — „Gleichwol siehst Du nur vier auf meiner Palette," war seine Antwort; — und nun hatte ich keine Lust, weiter zu fragen. Parrhasius zeigte mir unter verschiedenen zum Verkauf fertigen Stücken zwei zusammengehörende, die ich, ihres sonderbaren Effects wegen, für unsre Freundin gekauft habe. Beide Tafeln stellen ebendenselben schwerbewaffneten Kriegsmann vor; auf der einen ist er in vollem Lauf begriffen, auf der andern legt er seine Rüstung ab, um auszuruhen; in beiden herrscht ein so hoher Grad von Wahrheit und Leben, daß man ihn auf jener schwitzen zu sehen und auf dieser keuchen zu hören glaubt.*) Er war so zufrieden mit mir, als ich diese eben nicht schwer zu machende Bemerkung machte, daß er mich noch eine ziemliche Anzahl kleiner, auf

*) Plinius erwähnt dieser beiden Stücke unter den berühmtesten Werken dieses Meisters. Sunt et duae picturae ejus nobilissimae, Hoplitides: alter in certamine ita decurrens, ut sudare videatur; alter arma deponens, ut anhelare sentiatur. (H. N., lib. 35, c. 10.)

elfenbeinerne Täfelchen gemalter Stücke sehen ließ, die an täuschender Lebendigkeit und Grazie der Ausführung so wie an Leichtfertigkeit des Inhalts*) Alles weit übertreffen, was ich je in dieser Art gesehen habe. Lass' Dir genug sein, Kleonidas, daß eine in Götterwonne hinsterbende Leda das züchtigste Stück von der ganzen Sammlung war. Da er mich etwas verlegen sah, — (Du weißt, ich liebe die Entweihungen der heiligen Mysterien Amor's und Aphroditens nicht) — sagte er mir ganz unbefangen: „Diese Scherze meines Pinsels sind eigentlich nur für mich selbst gemacht und dienen mir zur Erholung nach ernsthaftern Arbeiten. Ich würde keines davon um irgend einen Preis verkaufen; nur diese Leda ist Derjenigen bestimmt (wofern sich eine solche finden sollte), die schöner ist als sie und statt des göttlichen Schwans — mit mir vorlieb nehmen will." Du siehst, Freund Kleonidas, daß Parrhasius nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein großer Schalk ist und die schwache Seite der Leden kennt. Wenn es nur auf die erste seiner Bedingungen ankäme, so wäre die seinige schon verspielt. Ich möchte wol wissen, was Lais zu diesem tollen Einfall sagt.

Parrhasius ist reich und lebt auf einem ziemlich asiatischen Fuß. Ich sah verschiedene schöne Sklaven und Sklavinnen in seinem Hause, und eine der Letztern schien mir seiner Leda sehr ähnlich zu sehen. Und so viel von Deinem berühmten Kunstverwandten.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie ungeduldig ich nach der Ausführung Deiner zwei herrlichen Ideen bin. Für die kleine Rache, die Du für mich an dem spitznasigen Plato genommen hast, hat Dir Lais, wie ich höre, schon in ihrem und meinem Namen gedankt. Strenger wird ihn hoffentlich sein eigenes Gefühl bestrafen, wenn er hören wird, daß er mit drei hämischen Worten einen Jüngling, der wahrlich der Sokratischen Bildung Ehre gemacht haben würde, zur Verzweiflung getrieben hat.

---

*) Pinxit et minoribus tabellis libidines, eo genere petulantis joci se reficiens. (Plin., XXXV. 10.)

XV.

Lais an Aristipp.

Leugne nur nicht, Aristipp, daß Du eifersüchtiger bist, als Du mir und vielleicht Dir selbst gern gestehen möchtest. Wenn es so ist, so hast Du Unrecht, mein Freund. Ein Kuß ist am Ende doch nichts mehr als ein Kuß, und wenn in einer kleinen Berauschung auch ein halbes Dutzend daraus geworden wären, so sollte, dächt' ich, um eines so guten Einfalls willen wie der, wofür Kleonidas sie bekam, eine solche Kleinigkeit einem Freunde wol zu gönnen sein. Oder könntest Du auch nur im Traume den Argwohn hegen, ich sei leichtsinnig genug, meine Musarion um einen Liebhaber wie Kleonidas bringen zu wollen? Ich werde Dir, mit Deiner Erlaubniß, keine weitere Erläuterung über diese Sache geben; genug, wenn ich Dir sage, daß zwischen ihnen Beiden eine Art von Freundschaft (wie sie es nennen) erklärt ist, die ich, ohne mich deutlich herauszulassen, auf alle Weise begünstige und, wenn sie noch einige kleine Proben ausgehalten hat, zu beiderseitiger Zufriedenheit in einen ehelichen Liebesknoten zusammenzustricken gesonnen bin. Musarion ist eines Mannes wie Kleonidas werth, und Kleonidas könnte in allen drei Welttheilen schwerlich ein Mädchen finden, das in jeder Beziehung, es sei als Freundin und Lebensgefährtin oder als Mutter seiner Kinder oder als Gespielin seiner fröhlichen Stunden oder als Modell für seine Lieblingskunst, sich besser für ihn schickte als meine Musarion, die zu einer seltnen Schönheit und Anmuth und einem Gemüth, das die Keime aller weiblichen Tugenden in sich trägt, gerade so viel Verstand und Witz zum Antheil bekommen hat, als ein Weib im Kreise des häuslichen Lebens nöthig haben kann. Ich glaube, mich der Pflicht, die mir ihr edler Vater auferlegt hat, nicht besser als durch eine solche Verbindung entledigen zu können, und ich freue mich voraus, daß mein Plan Deinen Beifall haben wird.

Eurybates ist seit Kurzem nach Athen zurückgekehrt, und wir werden die Lücke, die ein so angenehmer Gesellschafter in unserm Cirkel läßt, nicht so leicht ersetzt bekommen. Er hat mir mit einem schönen medischen Eunuchen, der ein trefflicher Sänger und Citherspieler ist, ein Geschenk gemacht. Was konnt' ich da weniger thun, als ihm die Charis Droso zum

Gegengeschenk aufzudringen? — Oder zweifelst Du etwa, daß ich großmüthig genug zu einem solchen Opfer war? — Gleichwol that ich's nicht. Ich begnügte mich, ihr die Freiheit zu schenken, und überließ es ihr selbst, mit ihrer Person nach eignem Belieben zu schalten. Eurybates verliert nichts dabei. Sie begleitet ihn nach dem schönen Athen, und wenn sie die Sokratischen Lehren, die ich ihr mitgegeben habe, befolgen will, so wird sie wahrscheinlich Ursache haben, mit ihrem Loose zufrieden zu sein. — Ich pfusche der Ehestifterin Here ziemlich stark ins Handwerk, wie Du siehst; es ist eine wahre Liebhaberei bei mir und muß wol an einer Person, die so ungeneigt ist, sich selbst binden zu lassen, seltsam genug scheinen. Erkläre Dir's, wie Du kannst; ich mag mir den Kopf nicht zerbrechen, die Ursache davon zu ergründen.

Du schreibst mir, Du habest den Hippias in meinem Namen ersucht, uns seine Gedanken über die letzten Reden des Sokrates im Phädon mitzutheilen. Wozu das? Was kümmert mich's, wie Hippias über diese Dinge denkt? Wenn ich Jemand's Gedanken darüber wissen möchte, so sind es die Deinigen; wenigstens so lange ich keinen Andern kenne, mit dem ich in Allem, was Interesse für mich hat, lieber sympathisiren möchte als mit Dir.

XVI.

Kleonidas an Aristipp.

Fast besorge ich, Freund Aristipp, irgend eine gefällige Ephesierin habe das Bild unsrer edeln Freundin in Deinem Kopf ein Wenig abgebleicht. Du möchtest wissen, schreibst Du mir, was sie zu dem Preise, den Parrhasius auf seine Leda setzt, sagen würde? — Das will ich Dir nicht verhalten, mein Lieber. „Parrhasius," sagte sie, „mag nur in Zeiten, wofern es nicht schon geschehen ist, für eine hübsche Anzahl Copien sorgen; denn an Leden, die seinen Preis nicht zu hoch finden werden, kann es ihm so leicht nicht fehlen; und er wird wahrscheinlich, wenn ihm die Lust ankommt, den Schwan zu spielen, jede Lebende schöner finden als seine gemalte." — Dies ist Alles, was sie sagte, und ich dächte, das hättest Du errathen können.

Ich bin im Begriff, nach Theben und Athen abzugehen,

und hoffe, meine Leute in wenig Tagen beisammen zu haben. Denn ich brauche nichts als Umrisse und hier und da einen charakteristischen Strich; das Uebrige soll sich wol in meinem Gedächtniß erhalten. Meinen Rückweg werde ich über Samos nehmen, wo bei einer öffentlichen Gemäldeausstellung Parrhasius und Timanthes mit einigen Andern um den Preis streiten werden, den eine Gesellschaft von Kunstliebhabern auf die beste malerische Darstellung des Streits um die Waffen Achill's im Lager der Griechen vor Troja ausgesetzt hat. Doch, das hast Du ja schon vom Parrhasius gehört. Die Reise nach Mitylene hat mir ein glücklicher Zufall erspart. Der Besitzer des berühmten Demos Athenäon ist vor einiger Zeit gestorben; seine gesammelten Kunstwerke werden von seinen Erben verkauft, und jenes kostbare Stück hat Hegesander, ein Günstling des Plutus zu Milet, um fünfhundert Dariken an sich gebracht. Ohne Zweifel wird es um die Zeit, da Du nach Milet zurückkommst, in seiner Galerie zu sehen sein. Parrhasius hat viel geleistet; aber die Kunst ist unendlich. Keiner kann Alles, Keiner erreicht das Ziel, und selbst in dem, worin Einer alle seine Vorgänger übertroffen hat, kann und wird er von irgend einem Nachfolger übertroffen werden. Zeuxis wird wegen der Richtigkeit seiner Umrisse und des Täuschenden seiner Färbung bewundert; Parrhasius glaubt es ihm in Beidem zuvorzuthun und hat vielleicht Recht; aber daß er die höchste Stufe in Beidem schon erstiegen habe, glaube ich wenigstens nicht, wenn ich auch nicht sagen könnte, worin, geschweige, wie er übertroffen werden könne. Die Fortschritte, welche die Malerkunst in den letzten dreißig Jahren gemacht hat, sind zum Erstaunen; lass' uns noch dreißig oder vierzig Jahre leben, und wir werden vielleicht aus den Schulen Derer, die jetzt den Vorsitz haben, eines Parrhasius, Timanthes, Zeuxis, Pausias, Künstler hervorgehen sehen, die diese ebenso weit hinter sich zurücklassen, als sie ihren Lehrmeistern vorgesprungen sind.*)

---

*) Diese in der Natur der Sache gegründete Weissagung ging, wiewol etwas später, als Aristipp glaubte, in Apelles, Protogenes und Aristides in Erfüllung. Wenn Plinius von dem Letztern sagt: is omnium primus animum pinxit et sensus omnes expressit, so kann er damit nicht haben sagen wollen, er sei der Erste (der Zeit nach) gewesen, der die Seele und das Gemüth zu malen gewußt habe; denn da hätte er sich selbst in dem, was er vorher an Timanthes und Parrhasius gerühmt hatte, widersprochen; sondern nur, er habe in diesem Stück allen seinen Vorgängern und Nachfolgern den Rang abgewonnen.

Da ich des Timanthes erwähnt habe, darf ich nicht vergessen, daß er sich diesen ganzen Monat über zu Milet aufgehalten hat, um das Gemälde zu vollenden, womit er zu Samos um den Preis streiten will. Ich habe mich, wie Du denken kannst, um seine Freundschaft beworben; Lais begegnet ihm mit ausgezeichneter Achtung, und er fehlt nie bei den Symposien, die sie den vorzüglichsten Männern, Einheimischen und Fremden, welche sich hier aufhalten, häufig zu geben pflegt. Zur Erkenntlichkeit hat er sie mit einem kleinen Gemälde beschenkt, worauf Hebe der Götterkönigin eine Schale mit Nektar reicht, und in Dieser die schöne Lais, in Jener die liebliche Musarion unverkennbar ist, wiewol ihm Keine von Beiden gesessen hat. Ehe ich dieses Stück sah, hatte ich keinen Begriff davon, daß man gemalten Augen so viel Geist, gemalten Lippen und Wangen eine so herzgewinnende Beredsamkeit geben und aus dem Ganzen einer nachgeahmten Gestalt einen so täuschenden Widerschein des unsichtbaren Innern hervorleuchten lassen könne. Ich müßte mich sehr irren, oder hier ist mehr als Parrhasius. — Timanthes würde sich auch ohne sein Talent in jeder guten Gesellschaft als ein vorzüglicher Mensch ausnehmen; so wie unter seinen Kunstverwandten Wenige sein mögen, die mit so viel Ursache zum Stolz eine so edle Art von Bescheidenheit besitzen wie er.

Aus unsrer Vaterstadt, lieber Aristipp, habe ich kürzlich so gute Nachrichten erhalten, daß die immer näher rückende Aussicht an meine Zurückkunft mich erfreuen würde, müßt' ich mich nicht von so manchen liebenswürdigen Personen trennen, die ich in Griechenland zurücklassen werde, mit der Gewißheit, sie nirgends wiederzufinden als vielleicht da, wo der arme Kleombrot zu frühzeitig hingegangen ist.

XVII.

Hippias an Aristipp.

Kaum kann ich glauben, daß die schöne und allzu weise Lais im Ernst zu wissen verlange, was ich von dem Phädon des jungen Platon halte. Wenn sie ihn (was ich doch voraussetzen muß) gelesen hat, so kann sie sich selbst am Besten sagen, ob

sie durch die vorgeblichen Beweise der Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit der Seele, die er seinem Meister in den Mund legt, überzeugt ist oder nicht. Ich für meine Person erinnere mich nicht, in meinem ganzen Leben etwas Frostigeres und weniger Befriedigendes über diesen Gegenstand gehört oder gelesen zu haben. Wahrlich, es steht schlecht mit der Hoffnung Derer, die sich ewig zu leben wünschen und, weil das Recept zu Medeens Kräuterbad verloren gegangen ist, und die Quelle der Jugend erst noch entdeckt werden soll, kein andres Mittel, ihres Wunsches theilhaft zu werden, sehen, als nach dem Tode in einer unsichtbaren Welt ein neues Leben zu beginnen, — es steht (sage ich) schlecht um ihre Hoffnung, wenn sie auf keinem festern Grunde ruht als auf der Behauptung: „es müsse auf den Tod ein neues Leben folgen, weil das Erwachen aus dem Schlaf entstehe, und Beides eine nothwendige Folge davon sei, daß jedes Ding, dem Etwas entgegengesetzt ist, aus diesem Entgegengesetzten entspringe." Was wird die Nachwelt (wofern dieses Platonische Machwerk seinen Schöpfer überleben sollte) von Sokrates und von Denen, die ihn für einen Weisen hielten, denken müssen, wenn sie liest, daß er ein paar Stunden vor seinem Tode seine besten Freunde, lauter gesetzte und zum Theil schon bejahrte Leute, mit so läppischen Fragstücken, wie man sie etwa an ein Kind von drei Jahren thun könnte, unterhalten habe; und sollte sie wol glaublich finden, daß so verständige junge Männer, wie Cebes und Simmias, sich diese kindische Art von Belehrung hätten wohlgefallen lassen? Oder was denkst Du, daß man zu einem Dialog im Geschmack der kleinen Probe, die ich mir (Wunders halben) abzuschreiben die Mühe geben will, sagen werde?

Sokrates (zu Cebes). Was meinst Du, Cebes, ist irgend etwas dem Leben so entgegengesetzt als das Schlafen dem Erwachen?

Cebes. Allerdings.

Sokrates. Was denn?

Cebes. Gestorben sein.

Sokrates. Entstehen nicht beide aus einander entgegengesetzten Dingen, und muß es nicht mit ihren respectiven Entstehungen (*γενεσεις*) ebendieselbe Bewandniß haben?

Cebes. Wie könnt' es anders?

Sokrates. Ich will Dir nur das eine Paar der soeben

genannten Dinge sagen, sowol sie selbst als ihre Entstehungen; und Du sagst mir dann das andere. Ich setze also Schlafen und Wachen, und nun sag' ich: aus dem Wachen entsteht das Schlafen, und umgekehrt aus dem Schlafen das Wachen, und ihre Entstehungen sind vom Einen das Einschlummern, vom Andern das Aufwachen. Hab' ich es deutlich genug gesagt oder nicht?

Cebes. Sehr deutlich.

Sokrates. Nun sage Du mir auch, wie es sich mit dem Leben und dem Gestorbensein verhält. Sagst Du nicht, daß Leben das Gegentheil sei von Gestorbensein?

Cebes. Allerdings.

Sokrates. Und daß sie aus einander entspringen?

Cebes. Ja.

Sokrates. Was wird also aus dem Lebenden?

Cebes. Das Gestorbene.

Sokrates. Und aus dem Gestorbenen?

Cebes. Nothwendig muß man bekennen, das Lebende.

Sokrates. Diesemnach, mein lieber Cebes, entstehen die Lebenden aus den Gestorbenen?

Cebes. So scheint es.

Sokrates. Unsre Seelen sind also im Hades?

Cebes. Man sollt' es denken.

Sokrates. Und, was ihre beiderseitigen Entstehungen betrifft, liegt nicht die eine klar am Tage? Denn Sterben ist doch etwas Augenscheinliches, oder nicht?

Cebes. Ganz gewiß.

Sokrates. Wie wollen wir nun weiter verfahren? Wollen wir das, was aus dem Gestorbensein entsteht, nicht ebenfalls für etwas Entgegengesetztes halten? Sollte die Natur nur hier allein hinken? Oder müssen wir eine dem Sterben entgegengesetzte Entstehung annehmen?

Cebes. Das müssen wir allerdings.

Sokrates. Was für eine also?

Cebes. Das Wiederaufleben.

Sokrates. Wenn nun ein Wiederaufleben stattfindet, wäre da nicht das Wiederaufleben eine Entstehung des Lebenden aus dem Gestorbenen?

Cebes. Unstreitig.

Sokrates. Wir sind also genöthigt, als etwas Ausgemachtes einzuräumen, daß die Lebenden ebensowol aus den Gestor-

benen entspringen als die Gestorbenen aus den Lebenden; und wenn dies ist, so haben wir einen hinreichenden Grund, anzunehmen, daß die Seelen der Verstorbenen irgendwo sein müssen, von wannen sie wieder geboren werden können?

Cebes. Aus dem Eingestandenen folgt dies nothwendig, u. s. w.

Nun frage ich Dich, Aristipp, ob das unauslöschliche Lachen der seligen Götter im ersten Buch der Ilias hinlänglich wäre, eine solche Manier zu philosophiren nach Würden zu belachen? Und in was für ein unendliches und unermeßliches Wiehern müßten erst die besagten Götter (die über ihren neuen, dienstfertig von Einem zum Andern herumhinkenden Mundschenken so entsetzlich lachen konnten) ausbersten, wenn sie ein paar gravitätische Leute unter den Wolken über Dinge, wovon sie nichts verstehen noch wissen können, im höchsten Ernst so possirlich irre reden hörten? Gleichwol läßt Plato den guten alten Sokrates seinen ganzen Sterbetag über in diesem Geschmack dialogiren, und der ganze Discurs dreht sich immer um diesen feinen Beweis herum. Und welch ein Beweis! Aus einer Induction, die am Ende auf ein bloßes Spiel mit Worten hinausläuft und auf dem grundlosen Vorgeben beruht: Wenn zwei einander entgegengesetzte Dinge auf einander folgen, so entstehen sie aus einander! Diesem Grundsatz zufolge könnt' er uns ebenso bündig beweisen, ein Hungriger müsse nothwendig satt werden, wenn er gleich nichts zu essen hat, oder die alte Hekube müsse wieder jung und eine zweite Helena werden; denn Hunger und Sättigung, Alter und Jugend, Runzeln und Schönheit sind einander entgegengesetzt und folgen auf einander, müssen also ebenso nothwendig aus einander entspringen als das Wachen aus dem Schlafen und das Leben aus dem Tode. Der Beweis müßte sich gut ausnehmen, wenn er, nach dem obigen Muster, in kurzen Fragen und Antworten mit möglichster Langweiligkeit geführt würde! — Und dennoch hat der sinnreiche junge Mensch in seiner subtilen Einbildungskraft Mittel gefunden, uns etwas noch Lächerlicheres zum Besten zu geben. Wenn er beweisen könnte, meint er, daß unsre Seelen vor diesem Leben schon irgendwo dagewesen wären, so hätte er damit so gut als bewiesen, daß sie auch nach demselben irgendwo sein könnten. Und wie führt er diesen Beweis? Alle Menschen, sagt er, bringen eine Art von Begriffen mit auf die Welt, die sie weder durch ihre eigenen Sinne noch durch fremden Unter-

richt erlangen. Wer daran zweifelt, lege nur dem ersten besten Kinde von drei oder vier Jahren Fragen vor, zu deren Beantwortung nichts als gemeiner Menschenverstand erfordert wird, und das Kind, wenn es recht gefragt, das heißt, wenn ihm die Antwort auf die Zunge gelegt wird, wird auch allemal die rechte Antwort geben. Man zeige ihm z. B. zwei Stücke Holz von ungleicher Größe und frage: „Sind diese Stücke Holz gleich groß?" so wird es ohne Anstand mit „Nein" antworten. Wie könnt' es aber das, wenn es nicht schon einen Begriff von der absoluten Größe und Gleichheit hätte, den ihm doch gewiß weder seine Amme noch sein Pädagog beigebracht haben? Woher also könnte das Kind den Begriff vom Großen und Gleichen an sich, das weder Holz noch Stein noch irgend etwas anderes in die Sinne Fallendes ist, sondern blos, als das für sich bestehende Große und Gleiche, mit dem Verstande angeschaut werden kann, woher könnt' es diesen Begriff haben, wenn es ihn nicht schon vor seiner Geburt, also in einem vorhergehenden Leben, bekommen hätte? Und wie hätte es ihn auch in diesem erhalten können, wenn es nicht in einer Welt gelebt hätte, wo Groß und Gleich, Rund und Eckicht, Warm und Kalt, kurz, alle durch die Sprache bezeichnete abstracte und allgemeine Begriffe, wie sie Namen haben mögen, als selbstständige, wiewol unkörperliche und übersinnliche Wesen, eine uns Sterblichen unbegreifliche Art von Existenz haben oder vielmehr die einzigen wahrhaft und ewig existirenden Dinge (*τα ὀντως ὀντα*) sind? In dieser unsichtbaren Welt lebten einst unsre Seelen mitten unter diesen nur dem reinen Verstand anschaubaren Dingen das wahre Geister- und Götterleben; und vermuthlich wird uns Plato (der in diesem Lande Nirgendswo ganz zu Hause zu sein scheint) künftig noch offenbaren, wie es zugegangen, daß unsre besagten Seelen aus einem so herrlichen Zustande in den schlammichten Pfuhl der Materie herabgeworfen und in thierische Körper, als in eine Art von dunkeln unterirdischen Kerkern (wie er sagt), eingesperrt worden, wo sie durch die fünf Sinne, als ebenso viele Spalten in der Mauer, die Schatten jener wirklichen Wesen erblicken und bei diesen wesenlosen Erscheinungen sich jener, wiewol nur dunkel, wieder erinnern. Genug vor der Hand, daß es so und nicht anders ist, und daß, nach Platon's positiver Versicherung, nichts thörichter und erbärmlicher sein kann als der unglückliche Wahn, worin wir andern gemeinen Menschen befangen sind, als ob

die Erde, worauf wir herumkriechen, die wahre Erde, und das Scheinleben in dieser Sinnenwelt, zu Korinth, Aegina oder Milet, wo wir uns (unter den gehörigen Bedingungen) sehr wohl zu befinden glauben, das wahre Leben sei. Nichts weniger! Im Gegentheil, es ist ein so elender Zustand, daß der ärmste Sklave in den Bergwerken von Laurium, wenn er wie Plato philosophiren könnte, unendlich glücklicher wäre als mein Freund Aristipp an einem mit Allem, was Land und Meer Köstliches hat, besetzten Tische, der schönen Lais gegenüber, in der auserlesensten, fröhlichsten Gesellschaft und unter den angenehmsten Unterhaltungen. Kurz, so lange unsre Seelen, an den Leib gefesselt, in den finstern Höhlen und Grüften dieser unterirdischen Erde schmachten, und bis sie durch den Tod — der aber freilich nur dem platonisirenden Philosophen ein freundlicher Genius ist — wieder ins wahre Leben geboren und zum Anschauen und unmittelbaren Umgang mit den sämmtlichen Nenn- und Zeit-, auch Vor- und Verbindungswörtern an sich emporgestiegen sein werden, ist (außer dem philosophischen Tod, wodurch der Platonische Weise sich bereits in dem gegenwärtigen Scheinleben eine freilich noch etwas ärmliche Art von Existenz verschaffen kann) an kein wahres Leben, geschweige an etwas, das den Namen Glückseligkeit verdiente, zu gedenken.

Frage doch die schöne Lais in meinem Namen, wie sie sich in der Gesellschaft dieser Platonischen Stammwesen, zwischen der selbstständigen Langweile und dem absoluten Hojahnen, gefallen würde, und sie wird mir hoffentlich zu Gut halten, daß ich mich über solche Hirngespenster nicht ernsthafter erkläre. In der That kann ich es mir selbst kaum verzeihen, daß ich mich so lange dabei aufgehalten, zumal da ich mich dadurch so verstimmt habe, daß ich Dir nichts weiter zu schreiben weiß, als daß ich vor wenigen Tagen zu Samos angekommen bin und durch die gute Besorgung meines Freundes Zenodor sogleich eine bequeme Wohnung bezogen habe, worin ich Dich je eher je lieber zu bewirthen hoffe.

XVIII.

Aristipp an Lais.

Wenn der Brief des Hippias, von welchem ich Dir hier eine Abschrift überreiche, Stoff zu angenehmer Unterhaltung in einer Deiner musurgischen Abendgesellschaften geben könnte, so würde ich mich wegen der kleinen Ungebühr, wodurch ich ihn erschlichen habe, hinlänglich entschuldigt halten. Du wirst finden, daß er ein Wenig unbarmherzig mit dem armen Plato umgeht und das neu ausgestellte hermaphroditische Mittelding von Dialektik und Poesie von einer zu schiefen Seite betrachtet, um ihm völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Indessen scheint doch Plato selbst (zu seiner Ehre gesagt!) keine große Meinung von der Stärke seiner Beweise für das künftige Leben unsrer Seelen im Hades und in der überirdischen Erde zu hegen; auch geht auf dem langweilig fortschneckenden Wege des Fragens und Antwortens so viel Kraft verloren; die wackern Thebanischen Jünglinge, Cebes und Simmias, die dadurch entbunden werden sollen, fühlen sich durch die Operation so abgemattet, und die so mühsam zur Welt gebrachte Frucht selbst scheint so viel dabei gelitten zu haben, — daß es mich nicht wundert, wenn die sämmtlichen Interessenten kein sonderliches Vertrauen in ihre Dauerhaftigkeit zu setzen scheinen und sich des Zweifels, ob es auch richtig mit der Niederkunft zugegangen, nicht recht erwehren können. Wie sollten sie auch, da Sokrates selbst sich am Ende, wie es nun Ernst werden soll, mit bloßen Vermuthungen und Hoffnungen behilft und die reine Auflösung des Problems von der Erfahrung, die er zu machen im Begriff ist, erwartet?

Es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um zu sehen, daß über den Zustand der Seele nach dem Tode nicht eher etwas entschieden werden kann, bis erst eine befriedigende Antwort auf folgende Fragen gefunden ist: Was ist unsre Seele? — Wo und was war sie, bevor sie mit diesem Leibe verbunden wurde, ohne dessen Vermittlung sie dermalen weder empfinden noch denken noch wirken kann? — Ist diese Unentbehrlichkeit ihres Organs eine bloße Bedingung unsers gegenwärtigen Lebens? oder kann sie auch ohne dasselbe, als ein für sich bestehendes Wesen, fortfahren, zu denken und zu wirken? Und, wofern dies

nicht möglich wäre, kennen wir irgend ein Gesetz oder eine Veranstaltung in der Natur, vermöge deren sie wieder mit einem andern, ihrem Bedürfniß angemessenen, Leibe versehen werden könnte und müßte?

Es fehlt viel, daß der Platonische Sokrates auch nur eine dieser Fragen so beantwortet hätte, daß die Unmöglichkeit des Gegentheils augenscheinlich wäre. Gesetzt aber auch, sie könnten so beantwortet werden, so wäre uns doch nur die Möglichkeit der Sache begreiflich gemacht, und es käme noch immer darauf an: ob alles Mögliche auch erfolgen müsse? oder ob nicht die Erfahrung der einzige Weg sei, worauf wir gewiß werden können, daß unsre Seelen den Verlust ihres Organs wirklich überleben werden?

Bei dieser Bewandniß der Sache ist klar, daß, so lange die Menschen nicht Mittel finden, den dichten Vorhang, der noch immer vor die Mysterien der Natur gezogen ist, aufzuziehen, nichts völlig Gewisses über das Fortdauern der Seele und ihren Zustand nach diesem Leben festgesetzt werden könne. Hoffnungen, Vermuthungen, Hypothesen sind Alles, womit Derjenige sich behelfen muß, der sich in den Gedanken nicht beruhigen kann: Alles unter der Sonne hat einen Anfang und ein Ende; nichts besteht immer unter seiner gegenwärtigen Gestalt; alle Naturwesen, die wir kennen, haben einen gewissen Punkt der Reife, nach dessen Erreichung sie wieder abnehmen und endlich, indem sie in ihre ersten Bestandtheile wieder aufgelöst werden, aufhören zu sein, was sie waren. Sollte nicht auch der Mensch sich dieses allgemein scheinende Naturgesetz, wofern es wirklich allgemein wäre, gefallen lassen? Warum nicht wie ein gesättigter Gast von der Tafel der Natur aufstehen und sich schlafen legen? — „Um nie wieder zu erwachen?“ — Warum nicht, wenn wir dazu geboren sind? — Oder fühlst Du auch, Laiska, daß etwas in Dir ist, das sich gegen diesen Gedanken auflehnt? eine Art von dunkelm, aber innigem Gefühl, daß Dein wahres, eigentliches Ich eben darum immer fortdauern wird, weil es ihm unmöglich ist, sein eigenes Nichtsein zu denken; weil wir, ohne Unsinn zu reden, nicht einmal vom Nichtsein reden können? Sollte die Behauptung, „daß das Selbstständige in uns, welches unter allen Veränderungen, denen es unterworfen sein mag, immer sich selbst gleich bleibt, unvergänglich sei,“ noch einen andern Beweis bedürfen als diesen: daß es uns ebenso unmöglich ist, Etwas

als Nichts, wie Nichts als Etwas zu denken, und daß sich weder eine Ursache, wie, noch ein Zweck, warum es zu sein aufhören sollte, ersinnen läßt? Sollte dies nicht die ganz einfache natürliche Ursache sein, warum uns der Gedanke an den Tod so selten und wenig beunruhigt? Wenn er sich uns auch darstellt, so wirkt er wenig mehr auf uns, als wenn uns Jemand in größtem Ernst versicherte, wir seien nicht da, wiewol wir selbst uns unsers Daseins aufs Lebendigste bewußt wären.

Ich rede, wie Du siehst, von Menschen Unsersgleichen; denn daß es mit Denen, die unter der Gewalt einer ungezügelten Einbildungskraft stehen und sich vor den Schreckbildern des Tartarus und Pyriphlegethon grauen lassen, gleiche Bewandniß habe, will ich keineswegs behaupten. Indessen begehre ich ebenso wenig zu leugnen, daß unsre Ruhe bei dem Gedanken des Todes, insofern sie sich auf die gefühlte Unmöglichkeit des Nichtseins gründet, nicht vielleicht eine bloße Täuschung sei, die aus dem üppigen Gefühl einer vollströmenden Lebenskraft entspringen und uns dereinst, wenn die Quelle zu versiegen beginnt, wieder verlassen könnte.

Es wäre also nicht überflüssig, wenn wir der Natur noch andere Fingerzeige ablauerten, die uns auf Betrachtungen hinwiesen, wodurch wir der Unzulänglichkeit jenes ahnenden Gefühls zu Hilfe kommen könnten. Sollte Plato nicht am Ende doch Recht haben, wenn er behauptet: „unsre Seele bedürfe des Leibes nicht schlechterdings zu ihren eigenthümlichen Verrichrichtungen; er sei ihr darin mehr hinderlich als behilflich, und sie würde ohne ihn nur desto besser denken und wirken können?“ — Daß er (wie es seine Art ist) die Sache übertreibt und Folgen daraus zieht, vermöge deren er den Körper als ein Gefängniß der Seele betrachtet, dadurch wollen wir uns nicht irre machen lassen. Wir gönnen ihm diese Vorstellungsart sehr gern, und er wird uns dafür erlauben, unsern Körper (dermalen wenigstens) für ein ganz bequemes, mit allem Nöthigen und vielem Nützlichen und Angenehmen wohlversehenes Wohnhaus unsrer Seele anzusehen. Die Frage sei also jetzt nur: kann unsre Seele unter gewissen Umständen der Organe ihres Körpers zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen entbehren oder nicht? — Was wir schlafend in Träumen erfahren, wird uns vielleicht einiges Licht hierüber geben können. Es ist wol kein Zweifel, daß wir im Traum ohne Zuthun

unsrer Augen und Ohren sehen und hören, ohne Hilfe der Füße gehen, ohne die Sprachwerkzeuge wirklich zu gebrauchen, reden, kurz, daß die Seele zu wachen glaubt und sich in voller Activität befindet, während ihr Körper in tiefer Ruhe abgespannt und unbeweglich daliegt, und die Organe der Sinnlichkeit und die äußerlichen Gliedmaßen überhaupt, so viel wir wenigstens wissen, nicht das Geringste zu den Verrichtungen derselben beitragen. Aber hüten wir uns, einen zu raschen Schluß aus dieser Erfahrung zu machen! Auch im Traume bleibt die Seele an ihren Körper gebunden; sie wähnt, mit seinen Augen zu sehen, mit seinen Ohren zu hören und sich aller seiner Gliedmaßen, mit und ohne ihre Willkür, zu bedienen; kurz, ihr Körper (wiewol er keinen Antheil an dem, was in ihrem Innern vorgeht, zu nehmen scheint) bleibt auch im Traume ihr unzertrennlicher Gefährte, der beständige Typus ihrer Vorstellungen und das unmittelbare Werkzeug ihrer unfreiwilligen Empfänglichkeit sowol als ihrer willkürlichen Selbstbewegungen.

Indessen ist bemerkenswerth, daß sie in diesem sonderbaren Zustande zwar immer mit ihrem Körper vereinigt ist, aber viel weniger von ihm eingeschränkt wird als im Wachen. Wir versetzen uns mit der Leichtigkeit einer Flaumfeder in einem Augenblick an die entferntesten Orte, wir fliegen ohne Flügel durch die Luft, gehen unbenetzt und unversengt durch Wasser und Feuer u. s. w.; auch sind die Beispiele nicht selten, daß unsre geistigen Kräfte im Träumen viel höher gespannt sind als im Wachen, und daß wir Dinge vermögen, wozu wir wachend entweder gar keine oder eine nur geringe Anlage besitzen.

Seltner, aber doch zuweilen ist es, als ob wir zu einer höhern Art von Existenz gelangt wären; wir sehen schärfer, hören feiner, fühlen zärter als im Zustande des Wachens; die Gegenstände unsrer Liebe zeigen sich uns wie durch ein reineres Medium, und die Gefühle und Gesinnungen, die sie in uns erzeugen, sind von aller gröbern Sinnlichkeit dermaßen geläutert, daß wir darüber erstaunen müßten, wenn sie uns in diesem erhöhten Zustande nicht ganz natürlich vorkämen. Ich selbst, Laiska, habe Dich im Traume (was unglaublich ist) noch schöner gesehen, als Du mir wachend erscheinst; ich wußte, daß Du es warst, und doch sah ich die himmlische Göttin der Schönheit und Liebe selbst in Dir, und es giebt keine Worte, das, was ich fühlte, zart und rein genug auszudrücken.

Sollte sich nun aus Allem diesem nicht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schließen lassen: unsre Seele, — die im Träumen ohne wirkliche Hilfe der äußern Sinne sieht und hört und desto schönere Erscheinungen hat, desto leichter, fröhlicher und unbeschränkter ihre eigenen Kräfte spielen läßt, je größer die Unthätigkeit des Körpers ist, — sie werde durch die gänzliche Befreiung von den Einschränkungen desselben sich selbst nur desto stärker fühlen, ihre mannichfaltigen Kräfte nur desto freier und freudiger entwickeln und, mit einem Wort, anstatt aufzuhören, zu sein, erst recht zu leben anfangen? Man sollt' es meinen; und doch wäre dieser Schluß noch zu rasch. Unser Freund Hippias könnte uns einwenden, „der Körper sei im Zustande des Träumens so unthätig nicht, als es scheine; blieben gleich die äußern Organe dabei aus dem Spiele, so seien ohne Zweifel die innern desto geschäftiger; die allgemeine Erfahrung, daß zu schönen, anmuthigen und mit einer Art von poetischer Wahrheit zusammengesetzten Träumen ein gesunder Schlaf nothwendig sei, ein Fieberkranker hingegen von lauter wilden, düstern, wahnsinnigen und schreckhaften Träumen geängstigt werde, diese Erfahrung allein beweise schon hinlänglich, daß der Körper zu unsern Träumen mehr beitrage, als wir angenommen hätten, und wir seien also noch keineswegs berechtigt, von der Selbstthätigkeit unsrer Seele im Träumen auf die Fortdauer derselben nach der gänzlichen Trennung vom Leibe zu schließen." — Was hätten wir wol hierauf zu antworten?

So leicht, denke ich, wollen wir uns die Waffen nicht aus den Händen ringen lassen. Der letzte Einwurf wenigstens wird uns wenig zu schaffen machen, denn er ist vielmehr für als wider uns. Gerade der Umstand, daß ein gesunder, d. i. ein ruhiger Schlaf, ein sehr gemäßigter Lauf des Blutes und eine allgemeine Erschlaffung der Nerven nothwendige Bedingungen derjenigen Art von Träumen sind, auf welche wir unsere Vermuthungen gestützt haben, gerade dieser Umstand beweist, daß die Seele im Träumen der Mitwirkung des Körpers wenig oder gar nicht bedarf; und daraus, daß unordentliche Bewegungen und stürmische Erschütterungen des animalischen Systems das Gehirn mit wilden und gräßlichen Phantomen anfüllen, folgt keineswegs, daß auch zu den schönen und anmuthigen, ja zuweilen sogar sinnreichen und sublimen Träumen, die uns im Zustande eines ruhigen Schlummers erscheinen, eine beson-

dere Mitwirkung des Körpers nöthig sei. Nicht so leicht dürfte hingegen der Behauptung, — „daß bei aller Ruhe der äußern Organe die innern — des Gehirns vermuthlich — desto geschäftiger im Träumen sein könnten,“ — mit Grund zu widersprechen sein, da es uns noch viel zu sehr an Beobachtungen und genauer Kenntniß der feinsten Theile unsers Körpers mangelt. Aber führt uns nicht dieser Einwurf selbst auf den Gedanken: daß das innerste und unmittelbarste Organ unsrer Seele (ebendasselbe, das bei den Träumen, wovon die Rede ist, mitwirken soll) aus einem unendlich feinern Stoff als der gröbere Körper, der ihm gleichsam nur zum Tribonion dient, gebildet und von einer so vollkommenen und unzerstörbaren Natur sein könnte, daß die Seele immer damit bekleidet bliebe und nach der Trennung von ihrem sichtbaren Körper vermittelst desselben sowol ihr eigenes Geschäft fortsetzte, als in einer Art von Zusammenhang mit der äußern Welt verbliebe, oder vielmehr sich zwar in eine neue Welt versetzt fände, aber auch sogleich in derselben zu Hause wäre und, indem sie ihren neuen Zustand an den vorigen anzuknüpfen wüßte, im Grunde doch ihre vorige Art zu sein nur auf eine ihrer Natur gemäßere Weise fortsetzte?

Der Einwurf, „daß sich das wirkliche Dasein eines solchen unsichtbaren Seelenorgans nicht beweisen lasse,“ braucht uns nichts zu kümmern; denn da es blos darauf ankommt, uns irgend ein mögliches Mittel, wie die Seele nach dem Tode fortdauern könne, zu denken, so ist es schon genug, daß uns die Unmöglichkeit desselben nicht bewiesen werden kann; ob es sich wirklich so verhalte, kann die einzige Offenbarerin dessen, was wirklich ist, die Erfahrung, allein bewähren.

Indessen bedürfen wir auch dieser Hypothese nicht, um zu begreifen, wie unsre Persönlichkeit oder das, was unser eigentliches Ich ausmacht, und was man gewöhnlich unter dem Wort Seele versteht, nach der Trennung vom Körper fortdauern könne. Wenn wir sehen, so ist es ja nicht das Auge, wenn wir hören, nicht das Ohr, was sich der Vorstellung bewußt ist, die durch das Sehen und Hören in uns veranlaßt wird; die Seele ist es, welche sieht und hört, so wie sie allein es ist, was, aus jenen Darstellungen der Sinne, Begriffe und Gedanken erzeugt, sie vergleicht und unterscheidet, trennt und zusammensetzt u. s. f. Die Art und Weise, wie unsre Seele mit ihrem Körper zusammenhängt, ist eines der unerforschlichen

Geheimnisse der Natur; ich weiß nichts davon; aber daß dieses Ich, das sich selbst fühlt, sich selbst betrachtet, sich selbst bewegt, sich vieles Vergangenen erinnert, viel Künftiges vorhersieht und, indem es Beides mit dem Gegenwärtigen verbindet, der Baumeister einer eigenen Welt in sich selbst wird, dieses Ich, dessen wesentlichste Bedürfnisse Wahrheit, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit sind, das nur durch den Genuß derselben befriedigt wird und immer beschäftigt ist, sie in sich selbst und außer sich hervorzubringen, — daß dieses Ich ein von meinem Körper ganz verschiedenes Etwas ist, dies weiß ich so gewiß, als ich mir selbst bewußt bin. Warum also sollte aus meiner dermaligen Einschränkung durch einen organischen Körper nothwendig folgen, daß er mir zu meinem Dasein oder, was ebenso viel ist, zum Gebrauch meiner Kräfte und Fähigkeiten in und außer mir schlechterdings unentbehrlich sei? Ist diese Folgerung nicht von ebenderselben Art wie der Irrthum jenes Fußgängers, der den ersten thessalischen Reiter, den er zu Gesichte bekam, für einen Centauren ansah, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß der Reiter, sobald es ihm beliebe, absteigen und auf seinen eigenen Füßen gehen könne?

Und nun, liebe Laiska, dünkt Dich nicht auch, wenn wir alle diese Betrachtungen mit der vorhin erwähnten Unmöglichkeit, uns selbst als nicht existirend zu denken, zusammennehmen, es entstehe daraus ein hinlänglicher Grund für uns, den Tod, den der Pöbel sich als das schrecklichste aller schrecklichen Dinge vorstellt, für den Uebergang zu einer höhern Art von Dasein zu halten und, ohne ihn zu wünschen oder zu beschleunigen, ihm, wenn er von selbst kommt, ebenso ruhig ins Gesicht zu sehen als Sokrates?

Was denkst Du dazu, meine Freundin? — Was mich betrifft, ich denke in diesem Augenblicke, daß ich vermuthlich der erste Mensch in der Welt bin, der sich einfallen ließ, eine Frau wie Du — mit Todesbetrachtungen zu unterhalten, und, was noch sonderbarer ist, der gewiß sein kann, die Grazien, Scherze und Freuden, die Dich immer und überall umgeben, nicht dadurch verscheucht zu haben.

XIX.

Lais an Aristipp.

Ich bin eine zu große Liebhaberin vom Leben, mein lieber Aristipp, als daß ich mich nicht sehr gern überreden lassen sollte, daß ich immer leben werde. Ich rechne es dem spitzfindigen Plato (der so viel dabei gewönne, wenn er es weniger wäre) zu keinem geringen Verdienst an, daß er Dir durch seinen Phädon Anlaß gegeben, mich über diesen Punkt (der am Ende doch Alten und Jungen, Schönen und Häßlichen gleich angelegen sein muß) mit mir selbst ins Reine zu bringen. Indessen mag es wol ganz gut für uns sein, daß alles Gewicht der Gründe, die uns den Tod in einem so fröhlichen Lichte zeigen, dennoch keine völlige Gewißheit hervorbringt, so daß ein Sokrates selbst nicht mehr dadurch gewinnt, als es zuletzt mit einer gewissen, zwischen Hoffnung und Gleichgiltigkeit leise hin- und herschwebenden Ruhe darauf ankommen zu lassen, was an der Sache sein werde. Wären wir völlig gewiß, daß uns der Tod zu einer so großen Verbesserung unsrer Existenz befördern werde, wie Ihr andern Philosophen uns so sinnreich vorzuspiegeln wißt, wer wollte in den nackten Felsen von Seriphos grau werden, wenn er nur seinen Kahn vom Ufer abzuschneiden brauchte, um in das zauberische Land der Hesperiden oder in Platon's überirdische Erde hinüber zu fahren? Denn was Dieser seinen Sokrates über unsre vorgebliche Soldatenpflicht — „unsern Posten nicht eher zu verlassen, bis wir abgelöst werden" — sagen läßt, überzeugt mich nicht; und ich sehe nicht ein, was meine Freiheit, über mich selbst zu gebieten, beschränken sollte, sobald meine dermalige Existenz nicht anders als unter unerträglichen Bedingungen verlängert werden kann.

Es ist sehr artig von Dir, Lieber, daß Du es in meine Wahl stellst, ob ich mit oder ohne Körper fortzuleben hoffen will. Als ich Deinen Brief erhielt, saß ich eben einem großen Spiegel gegenüber, und (ich gestehe Dir meine Thorheit) ich konnte mich nicht entschließen, bei meiner künftigen Reise in die Geisterwelt nicht wenigstens die Gestalt, die mir entgegensah, mitzunehmen, wenn ich auch allenfalls großmüthig genug sein könnte, dem palpabeln Theil meines dermaligen Doppelwesens

zu entsagen. Ob ich selbst ein zu materielles Wesen bin, oder woran es sonst liegen mag, genug, ich kann mich mit der Vorstellung einer so ganz ausgezogenen, splitternackten Seele nicht befreunden; ein Wenig Draperie muß um mich herfließen; darauf habe ich, wie Du weißt, nun einmal meinen Kopf gesetzt. Der subtile Leib, den Du meiner Seele zugestehst, würde mir also seiner Leichtigkeit und Gewandtheit wegen nicht übel behagen; aber die Unsichtbarkeit, die Du ihm (ich weiß nicht, warum) beizulegen beliebst, steht mir nicht an, und ich muß Dich bitten, ihn mit so viel Lichtstoff zu durchweben, daß er wenigstens aus einem halb durchsichtigen Rosenwölkchen gebildet zu sein scheine und von meinen guten Freunden in der andern Welt ohne Anstrengung ihrer Augen gesehen werden könne. Die sublime Gestalt, worin ich Dir im Traume zu erscheinen pflege, giebt mir gute Hoffnung, daß es gerade dieselbe sein könnte, in welcher ich mich ihnen zu zeigen wünsche. Indessen wittere ich doch einige Schwierigkeiten, und ich möchte wol wissen, wie Du es z. B. mit der Geschlechtsverschiedenheit zu halten gedenkst? Ich gebe zu, daß ich bei der Umgestaltung in einen Adonis oder Nireus von Seiten der Schönheit mehr gewönne als verlöre; aber man ist doch immer lieber, was man ist, und wenn der ätherische Leib, den Du den Leuten in der andern Welt allenfalls noch lassen willst, nichts, was vermuthlich keinen Gebrauch mehr in derselben haben wird, behalten soll, so muß eine Gestalt herauskommen, gegen welche ich meine jetzige nicht vertauschen möchte. Wie viel fällt blos deswegen weg, weil wir (denke ich) nicht mehr essen und trinken oder wenigstens, um uns von Nektar und Ambrosia zu nähren, keine so animalischen Verdauungs- und Absonderungswerkzeuge nöthig haben werden wie dermalen? Und was wollten wir mit Armen und Beinen machen, da vermuthlich alle die Bedürfnisse und Verrichtungen, wozu sie in diesem Leben nöthig sind, dort aufhören werden? Kurz, ich sehe nicht, was von unsrer jetzigen Organisation übrig bleiben könnte als der Kopf, an welchen etwa noch ein Paar Flügel gesetzt werden könnten, die ihm zugleich zur Bewegung und zur Einhüllung dienen würden. Wirklich gefällt mir diese Idee immer besser, je mehr ich ihr nachdenke, und mir ist, ich würde mich an eine so leichte geistige Existenz in Gesellschaft guter und schöner Köpfe sehr bald gewöhnen können. — Aber ein bloßer Kopf, meint die kleine Musarion, wäre doch ihre Sache nicht; sie kann

sich keine Glückseligkeit ohne Liebe denken, und eine Liebe, die blos im Kopfe sitzt, scheint ihr etwas so Kaltes und Langweiliges, daß sie lieber ganz darauf Verzicht thun wollte. — Du kannst leicht denken, Aristipp, daß ich mich der Köpfe mit gehörigem Eifer annahm und behauptete: Was ihnen allenfalls an Feuer und Innigkeit abginge, würde reichlich dadurch ersetzt, daß sie die Liebe desto feiner zu behandeln, ihr mehr Reiz der Mannichfaltigkeit zu geben und sie dadurch viel besser zu unterhalten und vor Langerweile und Sättigung zu verwahren wüßten, als wenn sich die Hypochondrien mit ins Spiel mischten. Wir stritten uns lange darüber und kamen zuletzt doch darin überein, daß unsre dermalige Art zu sein vor der Hand wol die beste sein möchte. Dabei, lieber Aristipp, wollen wir's denn auch einstweilen bewenden lassen und der guten Mutter Natur zutrauen, sie würde uns weder das Verlangen noch die Kraft, ins Unendliche fort zu leben, gegeben haben, wenn es nicht ihr Ernst wäre, daß mit der Zeit noch etwas Bessers aus uns werden sollte. Wie sie das anstellen will, ist ihre Sache; genug, daß sie unser vollständigstes Zutrauen verdient und (wie Plato weislich sagt) in allem Andern so verständig zu Werke geht, daß wir nicht zu besorgen haben, sie werde in diesem Punkte allein sich selbst ungleich sein und nicht wissen, was sie mit uns anfangen wolle.

XX.

Aristipp an Lais.

Es ist sehr natürlich, daß die Besitzerin eines Körpers, der den größten Künstlern das unerreichbare Ideal der Schönheit darstellt, sich nie von ihm zu trennen wünscht und also wenigstens seine Gestalt, wäre sie auch nur aus Wolkenstoff gewebt, ins andere Leben mit hinüber nehmen möchte. Denn die Feinheit des Stoffes würde der Schönheit so wenig nachtheilig sein, daß sie vielmehr dadurch erhöht werden müßte. Dessenungeachtet, schöne Lais, scheint Dein Widerwille gegen das, was Du eine splitternackte Seele nennst, mehr von einer irrigen Vorstellung als von der Sache selbst herzurühren. Warum sollte es, was die Schönheit betrifft, mit der Seele nicht ebendieselbe

Bewandniß haben wie mit dem Leibe? So wie, nach der sehr wahrscheinlichen Behauptung unsers Freundes Skopas, ein untadelig schöner Leib durch jede Bedeckung in den Augen der Anschauer nur verlieren kann und sich erst alsdann in seiner ganzen Glorie zeigt, wenn er ohne alle Hülle gesehen wird, so mag auch vermuthlich eine schöne Seele nur dann, wenn sie, nach gänzlicher Entkleidung vom Stoff, in ihrer eigenthümlichen Gestalt erscheint, durch unmittelbares Anschauen des reinen Ebenmaaßes aller ihrer Verhältnisse und der Harmonie und Einheit, die in allen Theilen und Ausschmückungen ihres Innern herrscht, dem anschauenden Geist einen ungleich höhern Genuß der Vollkommenheit gewähren, als die Einwindelung in einen Körper zulassen kann, der, wenn er auch aus Licht und Aether gewebt wäre, doch nie so durchsichtig sein könnte, daß er einem wahren Seelenliebhaber nicht noch viel zu wünschen übrig lassen sollte.

Doch ich will auf dieser Idee um so weniger bestehen, da der plötzliche Uebergang aus unsrer gegenwärtigen Art zu sein in die rein geistige ein Sprung wäre, dergleichen die Natur nicht zu machen pflegt. Ich halte mich also an Deine Flügelköpfe, Laiska! eine so glückliche Vermuthung, daß ich beinahe schwören wollte, Du müßtest es wirklich errathen haben. Freilich wird bei dieser Art von Seelenbekleidung Niemand mehr gewinnen als Du; aber dies ist auch nur billig, da Niemand mehr dabei aufopfert als Du. Gewiß kann kein verständiger Schätzer des Werths der Dinge das Letztere höher würdigen als ich; aber gleichwol muß ich gestehen, ich habe mich in die Idee einer Welt von lauter Flügelköpfen bereits so stark verliebt, daß ich, wenn es nur auf mich ankäme, keinen Augenblick zögern wollte, Dich und mich und Alle, die wir lieben, auf der Stelle in eine solche Welt zu versetzen. Sollte die holde Musarion darauf bestehen, daß sie sich an dem bloßen Kopfe des schönen Kleonidas nicht begnügen könne, so könnten wir ihr zu Gefallen etwa noch so viel Leib hinzuthun, daß die Bewohner unsrer künftigen Welt die Gestalt geflügelter Brustbilder bekämen; aber mit recht gutem Willen würde ich mich nie dazu bequemen. Denn es fällt auf den ersten Anblick in die Augen, daß die Idee der Flügelköpfe durch diesen üppigen Zuwachs an Masse die Hälfte von ihrer Schönheit verliert. Und warum? Blos weil die gute Musarion sich die Mühe noch nicht genommen hat, ihr Vorurtheil gegen den Kopf in

etwas genauere Untersuchung zu ziehen. Ich getraue mir zu behaupten, daß die Liebe, die ihren Sitz im Kopfe hat, nicht nur von edlerer und zärterer Natur, sondern auch schmeichelhafter sowol für den Geliebten als den Liebenden ist als die andere. Denn sie gründet sich, anstatt auf eine blinde und dem Verstande zuvoreilende Neigung, auf reines Anschauen der Vollkommenheiten des Geliebten. Sie ist weniger feurig und lodernd; aber ihre Flamme brennt desto heller, gleicher und anhaltender, verzehrt sich nicht selbst und vermischt sich nicht mit so manchen andern Leidenschaften, welche über und unter dem Zwerchfelle nisten und so leicht die Harmonie der Liebenden unterbrechen. Wollten wir die Nachgiebigkeit so weit treiben, unsre Köpfe in Büsten zu verwandeln, so möchten wir ebenso mehr noch den ganzen übrigen Rumpf hinzuthun und die reine Seelenliebe, die nur zwischen Köpfen stattfindet, durch Einmischung der Geschlechtsverschiedenheit vollends zu dieser vulgaren Leidenschaft herabwürdigen, die den armen Sterblichen so viel Noth und Plackerei macht, und von welcher auf immer befreit zu sein, gewiß keiner der geringsten Vorzüge des Lebens in der Welt der Geister ist.

Ueberhaupt bitte ich nicht zu vergessen, daß wir (wie Platon's Sokrates sehr schön darthut) durch unsre Versetzung in diese letztere keine Befriedigung verlieren, die uns nicht durch viel höhere, unsrer geistigen Natur gemäßere Genüsse reichlich und überflüssig ersetzt werden; und daß Musarion, sobald sie selbst nichts als Kopf sein wird, den Mangel des Uebrigen an sich selbst und ihrem Liebhaber ebenso wenig spüren wird, als man in einer Welt, deren Bewohner nur vier Sinne hätten, einen fünften vermissen würde. Mit einem Worte, Laiska, lassen wir es bei Deiner Hypothese, welche, meines Erachtens, so sinnreich und philosophisch ist, daß Anaxagoras der Geist und der sublime Weise von Samos selbst Freude daran gehabt hätten, wofern die schöne Aspasia oder die edle Theano so glücklich gewesen wären, Dir mit Erfindung derselben zuvorzukommen. Ich wenigstens finde sie so tröstlich, daß ich die Entfernung von Dir künftig ungleich besser ertragen werde als bisher, weil ich sie als eine Vorübung betrachte, wodurch wir Beide in Zeiten angewöhnt werden, einander — leider! nichts als Kopf zu sein.

Ich schreibe Dir dies auf einem reizenden Landgute im Panionion, wohin mich einer meiner Bekannten zu Ephesus

eingeladen hat, und wo ich mir so wohl gefalle, daß meine Reise zu Hippias vermuthlich noch einige Zeit verschoben bleiben wird.

Wenn ich Dir nur ein Wenig lieb bin, beste Laiska, so erinnere Dich, daß Du mir schon mehr als einmal Dein Bild versprochen hast. Ich bitte blos um Deinen Kopf — wohl zu merken, kein Brustbild! Ja, ich würde schon mit einem Deiner Augen zufrieden sein, wenn ein Maler in der Welt wäre, der den Blick hinein oder vielmehr heraus malen könnte, womit Du mir zu Aegina in der seligsten Stunde meines Lebens ewige Freundschaft angelobtest.

XXI.

Kleonidas an Aristipp.

Ich bin mit meinem Geschäfte eher zu Stande gekommen, als ich hoffen durfte. Beinahe alle Freunde des göttlichen Sokrates, die seine gerichtliche Ermordung und die Furcht vor den Verfolgungen seiner Feinde von Athen verscheucht hatte, haben sich nach und nach wieder zusammengefunden, und man begegnet ihnen mit so vieler Achtung, als ob man das an ihrem Meister begangene Unrecht dadurch zu vergüten suchte. Es giebt wol sehr wenige Athener, die das Geschehene, wenn es möglich wäre, nicht ungeschehen zu machen geneigt wären; aber was man mir schon zu Theben von der allgemeinen Trauer des Volks und von der Rache, die es an den Anklägern des verdienstvollen Greises genommen haben sollte, für gewiß erzählte, ist ohne allen Grund. Die Athener sind zu leichtsinnig und ruchlos, um einer tiefen, anhaltenden Reue über irgend eine ihrer Unthaten fähig zu sein.*)

Mein Tod des Sokrates, der nun beinahe fertig ist, erhält durch eine Menge kleiner Umstände, die mir meistens von dem wackern alten Kriton an die Hand gegeben wurden, und vornehmlich durch die richtige, beim ersten Anblick kenntliche Be-

---

*) S. die Erläuterung des Abbé Barthélemy sur les prétendus regrets, que les Athéniens témoignèrent après la mort de Socrate, pag. 535 des 5. Theils der Reise Anacharsis' des Jüngern durch Griechenland.

zeichnung aller dabei gegenwärtigen Personen einen Grad von historischer Wahrheit, der diesem Gemälde ein ganz eigenes Interesse giebt, so daß es (wie ich aus mehr als einem Beispiel weiß) von Niemand, der den Sokrates und seine Freunde öfters gesehen hat, ohne Rührung betrachtet werden kann. Der Maaßstab von anderthalb Spannen, den ich für die proportionelle Größe der Figuren angenommen habe, trägt, wie ich glaube, zu der guten Wirkung des Ganzen Vieles bei, theils weil es so bequemer mit einem Blick umfaßt wird, theils weil sich bei dieser Größe Alles deutlich bezeichnen und ausdrücken läßt, ohne daß die künstliche Darstellung der Natur gar zu gleich sieht und sich selbst dadurch Schaden thut. In Lebensgröße würde ein solches Gemälde, wenn es gut gemacht wäre, kaum auszuhalten sein.

Das Fest der Juno zu Samos und der Wettstreit der Künstler ist nun vorbei, und Du hast vielleicht schon gehört, daß Timanthes mit seinem Ajas und Skopas mit seiner Aphrodite (die Du zu Aegina entstehen sahst) beinahe mit allen Stimmen den Preis erhalten hat. Parrhasius, der Einzige, der meinem Freunde den Sieg streitig machen konnte, ist sehr übel mit dem Urtheil zufrieden von hier abgegangen. Es verdrieße ihn, sagte er, nur für seinen armen Helden, daß er nun zum zweiten Mal gegen einen Unwürdigen habe verlieren müssen.*) Man muß beide Stücke selbst gesehen haben, um zu errathen, was die Richter bewogen haben könne, dem Timanthes den Vorzug zu geben. In der That sind beide Gemälde vortrefflich; an beiden ist sehr viel zu loben, wenig oder nichts mit Recht zu tadeln. Beide sind mit großer Kunst zusammengesetzt, groß gedacht und mit vielem Fleiß ausgeführt; auch haben beide Künstler ebendenselben Augenblick der Handlung erwählt, nämlich den, da Odysseus unmittelbar nach dem Ausspruch der versammelten Achaier sich der Waffen des Achill bemächtigt. Ich gestehe, daß ich lange zwischen diesen beiden Meisterwerken ungewiß hin und her schwebte, bis ich mich endlich durch ebendasselbe Gefühl, das die Richter bewogen zu haben scheint, auf Timanthes' Seite ziehen ließ. Sein zauberischer Pinsel besticht nämlich das Auge gleich beim ersten Anblick durch die Wärme

*) Plinius erwähnt dieser Anekdote im 10. Cap. des 35. Buchs: Magnis suffragiis superatus a Timanthe Sami in Ajace armorumque judicio, herois nomine se moleste ferre dicebat, quod iterum ab indigno victus esset.

und Harmonie seiner Färbung und thut durch einen gewissen heroischen Geist, der das Ganze durchweht, und den schönen Ton, der alle Figuren und Gruppen zusammenbindet, eine stärkere oder wenigstens schnellere Wirkung als das Werk seines Antagonisten. Der Letztere hat durch die äußerst sorgfältige Ausführung der einzelnen Figuren, und weil beinahe jede sich unsers Auges besonders zu bemächtigen strebt, über das Ganze eine gewisse Kälte verbreitet, die von dem Feuer des Timanthischen Stücks zu stark absticht, um nicht in den Augen der meisten Anschauer gegen dieses zu verlieren; wiewol der Kenner immer wieder zu Betrachtung der einzelnen Theile in dem Werke des Parrhasius zurückkehrt und immer mehr zu bewundern findet, je schärfer er untersucht. Merkwürdig ist die verschiedene Art, wie beide Künstler die zwei Hauptpersonen behandelt haben. Parrhasius läßt seinen Odysseus sich der ihm zugesprochnen Waffen mit einem beinahe höhnisch triumphirenden Blick auf seinen Mitbewerber bemächtigen, während Ajas in seinen von Odysseus abgewandten und über Agamemnon, Menelaus und das griechische Heer hinblitzenden Augen so wie in seiner ganzen Miene und Geberdung Zorn und Verachtung ausdrückt und den Griechen ihren Undank ohne alle Zurückhaltung vorzuwerfen scheint. Timanthes' Ajas hingegen steht stumm und in sich selbst zusammengedrängt, mit dem ganzen furchtbaren Ausdruck einer verbissnen Wuth, die dem Ausbruch nah ist, aber noch durch einen schmerzlichen innerlichen Kampf zurückgehalten wird, indeß sein Odysseus, über sein Glück erröthend, beinahe zu zweifeln scheint, ob er den Sieg wirklich erhalten habe. Die Samier, sagt man, sind ein sehr sinnreiches Volk und große Liebhaber der Homerischen Gesänge; Jedermann bemerkte gegen seinen Nachbar, daß Timanth auf die Anrede des Odysseus an die zürnende Seele des Ajas, im fünften Gesang der Odyssee, angespielt habe; und diese Bemerkung that vielleicht mehr als alles Andere, um den Sieg auf seine Seite zu entscheiden. Uebrigens muß ich von ihm anrühmen, daß er beim Empfang des Preises wie sein Ulysses erröthete und, vielleicht aufrichtiger als der Homerische, durch den über einen so großen und ältern Meister erhaltenen Vorzug mehr gedemüthigt als aufgebläht zu sein schien.

Timanth hat die Gewohnheit, alle seine vorzüglichen Werke für sich selbst zu copiren, und nicht selten ist das Nachbild noch vollkommner als das Original. Gegenwärtig ist er im Begriff,

die Copie eines großen Gemäldes zu vollenden, welches ein reicher Kunstliebhaber zu Argos bei ihm bestellt hat, und womit er in Kurzem selbst dahin abzugehen gedenkt. Es stellt die Aufopferung der Iphigenia in Aulis vor und ist eines seiner schönsten Bilder. Iphigenia, eine ächte Gestalt aus der Heroenzeit, von hoher, tadelloser Schönheit und in der ersten Blume der Jugend, steht am Altar, mit schwärmerischer Entschlossenheit bereit, sich für das Heil und den Ruhm ihres Vaterlandes zu opfern; ihre Stellung, ihr großes, zur Göttin aufgehobenes Auge, ihr ganzes Wesen scheint zu sagen: „Hier bin ich!" und kein Zug verräth die auch nur leiseste Schwäche, wodurch das Wohlgefallen der Göttin an dem reinen, jungfräulichen Opfer vermindert worden wäre. Um sie her stehen die Häupter der Achaier, Menelaus, Diomedes, Achilles, Odysseus u. s. w., und hinter ihnen in einem weiten Kreise das ganze griechische Heer. Alle, selbst den Priester Kalchas nicht ausgenommen, zeigen sich in verschiedenen Graden, nach ihrem Charakter oder Verhältniß gegen das Haus Agamemnon's, gerührt und theilnehmend; nur Agamemnon, der Vater selbst, steht zwar gegen den Altar gekehrt, aber das Gesicht mit einem Zipfel seines langen, faltenreichen Talars bedeckt. Ich war eben bei Timanth in seiner Werkstatt, als ein junger Athener mit einem paar andern Fremden kam und sich die Erlaubniß ausbat, dieses Gemälde zu besehen, dessen Schönheit ihm sehr angerühmt worden sei. Alle Drei ließen es an bewundernden Ausrufungen nicht fehlen; doch bemerkte Einer mit einer bedeutenden Kennermiene gegen seine Gefährten, ob ihnen nicht auch eine gewisse Kälte im Ausdruck des Schmerzes, den die umstehenden Helden zeigten, besonders beim Menelaus, der doch der Oheim der Prinzessin sei, zu herrschen scheine? Aber der Athener konnte nicht Worte genug finden, den sinnreichen Gedanken des Künstlers zu bewundern, daß er, nachdem er Alles, was die Kunst vermöge, im Ausdruck der verschiednen Grade einer anständigen Betrübniß an den Umstehenden erschöpft habe, den Vater selbst verhüllt und es dadurch der Einbildungskraft der Anschauer überlassen habe, das, was der Pinsel nicht vermocht, selbst zu ersetzen und gleichsam auszumalen. Ein Andrer behauptete, diese Verhüllung sei gerade der möglichst stärkste Ausdruck des grenzenlosen väterlichen Jammers und müsse eine weit größere Wirkung thun als der höchste Schmerz, den das unverhüllte Gesicht Agamemnon's hätte ausdrücken können.

Timanth, nachdem er dem Streit dieser weisen Kunstkenner eine Zeit lang lächelnd zugehört hatte, sagte endlich: „Die Herren sind sehr gütig, mir so viel von ihrem eigenen Scharfsinne zu leihen; denn ich muß gestehen, daß ich bei der Verhüllung Agamemnon's sowie bei der Behandlung des ganzen Stücks keinen andern Gedanken hatte, als die bekannte Scene in der Iphigenia des Euripides gerade so, wie der Dichter sie schildert, und wie ich sie mehrmal auf der Schaubühne gesehen, darzustellen. Steckt in der Verhüllung irgend ein besonderes Verdienst, so gebührt alles Lob dem Dichter; ich zweifle aber sehr, daß sein Agamemnon einen andern Grund, warum er seinen Kopf einhüllt, hatte, als weil er sich selbst nicht so viel Stärke zutraute, daß er beim Anblick des tödtlichen Stoßes in die Brust seines Kindes Gewalt genug über sich behalten würde, um die Heiligkeit des Opfers nicht durch irgend einen ungebührlichen Ausbruch des Vatergefühls zu entweihen. Denn nach den Begriffen und Sitten jener Zeiten mußten solche Opfer, um von den Göttern mit Wohlgefallen aufgenommen zu werden, freiwillig, ja mit fröhlichem Herzen dargebracht werden. Auch den übrigen Anwesenden war jeder stärkere Ausdruck von Schmerz und Betrübniß untersagt; das Schlachtopfer wurde, mit Blumen bekränzt, unter jubelnden Lobgesängen zum Altar geführt, und sogar nach Vollendung der Ceremonie war es weder Verwandten noch Freunden erlaubt, den Tod der geliebten Aufgeopferten durch irgend eine sonst gebräuchliche Handlung oder Sitte zu betrauern. Weit entfernt also, daß ein Maler, der eine solche Geschichte bearbeitet, seine Kunst im Ausdruck der verschiedenen Grade des Schmerzes und der Traurigkeit *erschöpfen* dürfte, besteht seine größte Geschicklichkeit blos darin, daß er die Umstehenden nicht mehr Theilnahme und Rührung zeigen lasse, als nöthig ist, daß sie nicht als Unmenschen oder ganz gefühllose Klötze dastehen. An die sinnreiche Idee, die Einbildungskraft der Anschauer *ergänzen* zu lassen, was der Pinsel des Malers oder die Kunst des Schauspielers *nicht vermochte*, hat Euripides vermuthlich so wenig gedacht als ich. Es dürfte doch wol eine unerläßliche Pflicht des Künstlers sein, der Einbildungskraft, so viel nur immer möglich ist, *vorzuarbeiten*; auch erfordert es eben keine außerordentliche Kunst, den *höchsten Grad* irgend einer Leidenschaft oder irgend eines Leidens mit Pinselstrichen auszudrücken. Aber gerade dieser höchste Grad ist dem Maler wie dem Bildner durch ein

unverbrüchliches Gesetz der Kunst untersagt, weil er eine Verunstaltung der Gesichtszüge bewirkt, die das edelste Angesicht in ein widerliches Zerrbild verwandeln würde." — Der Athener stutzte einen Augenblick über diese authentische Erklärung aus dem Munde des Meisters selbst, der doch wol am Besten wissen mußte, was er hatte machen wollen; doch erholte er sich sogleich wieder und versicherte uns mit einem großen Strom von Worten, er sei gewiß, daß er den wahren Sinn der Verhüllung errathen habe. „Das Genie," setzte er mit vieler Urbanität hinzu, „wirkt oft als bloßer Naturtrieb, und selbst der größte Künstler, wenn er etwas unverbesserlich Gutes gemacht hat, ist sich nicht allemal der Ursache bewußt, warum es so und nicht anders sein mußte." — Als wir wieder allein waren, lachten wir Beide herzlich über dieses kleine Abenteuer, und Timanth, dem dergleichen Kenner häufiger vorgekommen sind als mir, versicherte mich, es sei sehr möglich, daß das schiefe Urtheil dieses Menschen die öffentliche Meinung von seiner Iphigenia auf immer bestimme und ihm, lange nachdem die Zeit das Gemälde selbst zerstört haben werde, noch Lobsprüche zuziehe, die er sich schämen müßte, verdient zu haben.*)

Der Umgang mit diesem liebenswürdigen Künstler ist mir so angenehm und zugleich so belehrend und zuträglich in Rücksicht auf meine Liebhaberei, daß ich mich nicht entschließen kann, Samos eher zu verlassen, als bis er selbst abgehen wird. Er hat mir verschiedene wichtige Winke zum Vortheil meines sterbenden Sokrates gegeben, und ich hoffe, Ihr sollt es gewahr werden, daß mir ein solcher Meister zur Seite dabei gestanden hat:

Beinahe hätte ich vergessen, Dir zu sagen, lieber Aristipp, daß ich mich bei Kriton und Cebes im Vertrauen erkundigte,

---

*) Diese Vermuthung des Timanthes ist bekanntlich in vollem Maaß eingetroffen. Plinius folgte in seinem Urtheil über den angeblichen Kunstgriff, welchen der Maler durch Verhüllung des Agamemnon angebracht haben sollte, allem Ansehen nach blos der damals schon allgemein angenommenen und seitdem von unzähligen Neuern (ohne nähere Untersuchung, wie es scheint) nachgesprochenen Meinung. Timanthi plurimum adfuit ingenii; ejus enim est Iphigenia, oratorum laudibus celebrata, quâ stante ad aras periturâ, cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum Menelaum, quum tristitiae omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne ostendere non poterat (l. cit.). Ich müßte mich sehr irren, oder die Erklärung, welche Timanth in dieser Erzählung des Kleonidas den drei jungen Kunstkennern giebt, bedarf keiner weitern Beweise, um für die einzig wahre Darstellung seines Verfahrens und der Gründe desselben erkannt zu werden.

ob man sich auf die Aechtheit der Gespräche, welche Plato dem Sokrates im Phädon zuschreibt, verlassen könne. Beide versicherten mich, es wäre zwar die Rede von der geistigen Natur der Seele und von ihrem Zustande nach dem Tode gewesen; aber Plato hätte so viel von dem Seinigen eingemengt und die Zusätze so künstlich mit dem, was Sokrates wirklich gesagt habe, zu verweben gewußt, daß es ihnen selbst, wofern sie eine Scheidung vornehmen müßten, schwer sein würde, Jedem das Seinige zu geben. Ebendasselbe sagte mir der wackere alte Kriton auch von dem Dialog, welchem Plato seinen Namen überschrieben hat, und worin unter Anderm die schöne Rede der personificirten Gesetze und überhaupt die dialektische Form der Fragen und Antworten ganz auf Platon's Rechnung komme. Uebrigens haben diese beiden Dialogen viel Aufsehen in Athen gemacht und wegen der klugen Schonung, womit die Athener darin behandelt werden, und des schönen Lichts, in welchem der sittliche Charakter des Sokrates darin erscheint, nicht wenig zu der günstigen Stimmung beigetragen, welche dermalen über ihn und seine Anhänger zu Athen die herrschende ist.

Du würdest mir keine kleine Freude machen, Aristipp, wenn Du Deine beschlossene Reise nach Samos so beschleunigen wolltest, daß Du Timanthen noch anträfest, wozu die Gelegenheit vielleicht nie wieder kommt. Auch Hippias erwartet Dich mit Ungeduld.

XXII.

Aristipp an Lais.

Es bedarf wol keiner Betheurung, schöne Lais, daß, wenn ich meiner Neigung Gehör gäbe, Kleonidas nicht ohne mich nach Milet zurückreisen sollte; auch schmeichle ich mir, nach dieser neuen Probe von Selbstüberwindung für einen tapfern Mann bei Dir zu gelten. Ich würde nicht wenig stolz darauf sein, wenn ich mir verbergen könnte, daß das Vergnügen, in meinen eigenen Augen einen desto größern Werth zu haben, auch mit in Rechnung gebracht werden muß, und daß bei allen meinen Aufopferungen am Ende doch Niemand gewinnt als ich selbst.

Wird nicht die Freude des Wiedersehens um so überschwänglicher sein, je länger sie aufgespart wird?

Ich habe hier unvermuthet Gelegenheit gefunden, mich in einigen Wissenschaften zu üben, die mit in meinen Plan gehören und einem Manne, der nach der möglichsten Ausbildung trachtet, nicht nur zur Zierde gereichen, sondern der Seele selbst einen höhern Schwung und eine ganz andere Ansicht der Natur und des großen Ganzen, in welches wir eingefugt sind, geben, als diejenige, an welche wir durch ununterbrochnes Herumtreiben in dem engen Kreise des alltäglichen Lebens unvermerkt gewöhnt werden. Ich liebe, wie Du weißt, die Vielseitigkeit; ich kann zu gleicher Zeit die verschiedensten Dinge treiben und mich mit den ungleichartigsten Menschen so gut vertragen, daß Jeder mich für Seinesgleichen oder wenigstens für ein Subject von ganz guter Hoffnung gelten läßt. Hippias, bei welchem ich gewöhnlich den Abend zubringe, würde nicht begreifen, wie ich so viele Zeit mit Pythagoräischen Phantasten verderben könne, wenn er nicht glaubte, es geschehe blos, um sie auszuholen und mich am Ende desto lustiger über sie zu machen; Diejenigen hingegen, die er Phantasten nennt, wissen sich meinen Umgang mit Hippias nicht anders zu erklären als durch die Voraussetzung, daß ich hinter alle seine Sophistenkünste und Blendwerke zu kommen suche, um ihn und Seinesgleichen zu seiner Zeit mit desto besserm Erfolge bekämpfen zu können. Das Wahre ist indessen, daß ich von den Pythagoräern rechnen und messen lerne und bei Hippias mich dem Vergnügen einer freien genialischen Unterhaltung überlasse, die, ungeachtet ihrer anscheinenden Frivolität, für Einen, der Alles an seinen rechten Ort zu stellen weiß, immer lehrreich und nützlich ist.

Du wirst finden, liebe Lais, daß Kleonidas durch seine zeitherigen kleinen Reisen unter den Griechen viel gewonnen hat. Mit seinen herrlichen Anlagen bedurft' es nur einiger äußern Veranlassungen, um sich zusehends zu entwickeln und auf einmal als ein vollendeter Mensch dazustehen. Ich rechne darauf, daß er Dich meine Abwesenheit so wenig bemerken lassen wird, daß ich vielmehr bei jeder Andern als bei Dir Gefahr liefe, gänzlich vergessen zu werden.

XXIII.

Lais an Aristipp.

Kleonidas ist ohne Dich zurückgekommen, Aristipp, und der Gedanke, daß es Leute zu Milet gebe, die sich dadurch in ihrer Erwartung getäuscht finden könnten, scheint nur sehr leicht über Deinen heroischen Busen hingeschlüpft zu sein. Du bist, sagt Kleonidas, bis über die Ohren in Pythagorischen Zahlen versunken, studirst die Verhältnisse der Saitenschwingungen auf dem Monochord und bringst mit einem Zögling des berühmten Philolaus ganze Nächte zu, auf der Zinne eines alten Thurms die Bewegungen der Planeten zu beobachten. Das Alles ist schön und bewundernswürdig; und doch, wie schnell auch Deine Lieblingsneigung, Alles und wo möglich noch ein wenig mehr als Alles zu wissen, zu einer so mächtigen Leidenschaft angeschwollen sein mag, eine kurze Unterbrechung würde Deinen Eifer nur verdoppelt haben, und die Reise von Samos nach Milet ist für einen so geübten Seefahrer wie Du etwas so Unbedeutendes, daß ich, um mir das Problem zu erklären, am Ende doch genöthigt bin, einen kleinen Sokratischen Jynx zu Hilfe zu nehmen, der Dich an den Samischen Boden festzaubert. Hab' ich recht gerathen, so wirst Du mir hoffentlich kein Geheimniß aus Deinem Glücke machen, da Du nicht zweifeln kannst, daß ich zu sehr Deine Freundin bin, um nicht lebhaften Antheil daran zu nehmen.

XXIV.

Aristipp an Lais.

Auf den kleinen Brief, den ich soeben von Dir erhalte, schöne Lais, ist nur eine einzige Antwort möglich, und um sie Dir selbst zu bringen, gehe ich stehendes Fußes nach der Rhede, miethe ein Boot und schwimme zu Dir hinüber. — Mit aller meiner Eile habe ich doch nicht eher bei Deiner Pforte anlanden können, als zu einer Stunde, wo ich Gefahr laufe, Dich in irgend einem schönen Traume zu stören. Ich habe einige Mühe gehabt, Deinen Pförtner zu erwecken, und noch größere, von ihm eingelassen zu werden. Nur durch tausend Schwüre, daß ich Dir ohne allen Verzug Dinge von der größten Wichtigkeit

zu hinterbringen hätte, erhielt ich endlich von dem ehrlichen Paphlagonier, daß er eine Deiner Dienerinnen wecken wolle, die Dir, wenn sie anders nicht noch ungefälliger als der Pförtner ist, dieses Zeichen meiner Gegenwart überreichen wird.

Antwort.

Diesmal, mein Lieber, hat Dir Deine Philosophie einen losen Streich gespielt; denn unter allen möglichen Antworten auf mein Letztes bist Du gerade auf die einzige gefallen, die Du nicht hättest geben sollen. Oder woher konntest Du wissen, mein voreiliger Herr, daß Du mir nicht ungelegen kommest? — Wie ist nun zu helfen? Das Beste wäre wol, wenn ich Dich auf der Stelle wieder zurückschickte; wenigstens ist es, was ich thun müßte, wenn ich den Eingebungen Deines bösen Genius Gehör gäbe. Soll ich? soll ich nicht? Es ist ein Unglück, daß ich gerade keine bessere Rathgeberin bei der Hand habe als die schelmische Euphorion, die zu den Füßen meines Bettes liegt und, ich weiß nicht warum, Deine Partei mit solcher Wärme nimmt, daß ich ebenso mehr dem Rath meines eignen Herzens folgen könnte als dem ihrigen. — Du gehst also wieder, nicht wahr? Es wäre wirklich schön von Dir, wenn es auch nur der Seltenheit wegen wäre. — Was will das unverschämte Mädchen? — Da guckt sie mir über die Achseln in meine Schreiberei, und wie sie sieht, daß ich Dir Deinen Rückpaß schreibe, zieht mir nicht das unartige Ding die Schreibtafel unter den Händen weg und läuft mit ihr davon?

XXV.

Lais an Aristipp.

Ich habe seit einiger Zeit einen Abend in jeder Dekade dazu bestimmt, eine Tischgesellschaft von Philosophen, Sophisten oder Phrontisten, (wenn Du ihnen lieber einen Aristophanischen Namen giebst) bei mir zu sehen. Doch muß ich Dir sagen, daß diese Benennungen in meinem Wörterbuche nicht für gleichbedeutend gelten. Jede bezeichnet mir eine besondere Classe

der Hauptgattung, die man im gemeinen Leben mit dem allgemeinen Namen der Sophisten zu belegen gewohnt ist. Es giebt eine Art heller Köpfe, welche die Ausbildung einer glücklichen Anlage hauptsächlich dem Leben in der wirklichen Welt und den mannichfaltigen Gelegenheiten und Aufforderungen zum Nachdenken, die ihnen darin aufgestoßen sind, zu danken haben. Sie zeichnen sich durch einen schärfern Blick in die menschlichen Angelegenheiten von den beiden andern Classen aus, welche gemeiniglich in der Welt um sie her so fremd und neu sind, als ob sie eben erst aus der berühmten Platonischen Höhle hervorgekrochen wären. Jene sind meistens ebenso vielseitig und geschmeidig als fein und an sich haltend; sie entscheiden selten, kleben nicht hartnäckig an ihren Meinungen, widersprechen mit Bescheidenheit, glauben wenig zu wissen, und unterrichten oft mit ihrer Unwissenheit besser als die positiven Herren mit ihrer Allwisserei. Ich gestehe meine Vorliebe zu den Mitgliedern dieser Classe, die eben nicht sehr zahlreich ist, und die ich, wiewol sie die Philosophie nicht als ein Geschäft treiben, Philosophen in der eigentlichen Bedeutung des Worts nenne. Sophisten heißen bei mir Eure Philosophen von Profession, die dem Speculiren blos um des Speculirens willen obliegen und bei gesellschaftlichen Gesprächen, wie interessant auch der Gegenstand sein mag, keinen andern Zweck haben, als Recht zu behalten. Gehen diese dialektischen Herren in der Grübelei so weit, daß sie genöthigt sind, für Begriffe, die Niemand hat als sie, neue Wörter zu erfinden, die Niemand versteht als sie, so nenne ich sie Phrontisten. Ich habe nur einen Einzigen dieses Schlags in meinen Cirkel aufgenommen, weil er seine Spinnenweberei mit einer drolligen Art von Laune treibt und, wenn die Unterhaltung einen gar zu ernsthaften und schwerfälligen Gang nehmen will, immer zu seiner eigenen Verwunderung Mittel findet, die Gesellschaft durch die sublime Absurdität seiner Behauptungen wieder in den rechten Ton zu stimmen. Um dem gewöhnlichen Schicksal solcher Gesellschaften desto sicherer zu entgehen, werden außer Kleonidas und Musarion immer auch zwei oder drei schöne und geistvolle Milesierinnen aus Aspasiens Schule eingeladen, mit deren Hilfe es mir bisher noch so ziemlich gelungen ist, meine kampflustigen Symposiasten in den Schranken der Urbanität zu erhalten.

In unsrer letzten Sitzung lenkte einer unsrer Sophisten das

Gespräch auf die Frage, was das höchste Gut des Menschen sei. — In allen Dingen immer nach dem Höchsten zwar nicht wirklich zu streben, aber wenigstens den Schnabel aufzusperren und darnach zu schnappen, ist, wie Du weißt, eine angeborne Eigenheit der menschlichen Natur. Das Problem erregte also allgemeine Aufmerksamkeit und verschaffte uns den ganzen Abend reichen Stoff zu mannichfaltiger Unterhaltung. Jede anwesende Person hatte ihr eigenes höchstes Gut, welches sie (vermöge eines andern unserer Naturtriebe) zum allgemeinen zu erheben suchte. Einer meinte, dieser Vorzug könne nur demjenigen Gute zuerkannt werden, das uns auf der einen Seite allen vermeidlichen Uebeln entgehen und alle unvermeidlichen ertragen lehre, auf der andern uns in den Besitz des Besten von allem Guten, dessen wir fähig sind, setze und uns alles Uebrige entbehrlich mache; und dies könne seiner Meinung nach nichts Anders als die Weisheit sein.

Ein Anderer behauptete, nur die Tugend vermöge das Alles; und nachdem sie sich eine Weile darüber gestritten hatten, verglich sie einer meiner Philosophen, indem er klar machte, daß Weisheit und Tugend nur zwei verschiedene Ansichten und Benennungen einer und ebenderselben Sache seien; so daß endlich alle Drei, zum Erstaunen der ganzen Gesellschaft, die ein solches Wunder noch nie gesehen hatte, friedlich übereinkamen, die Sokratische Sophrosyne, welche Weisheit und Tugend zugleich bezeichnet, für das höchste Gut zu erklären.

„Sophrosyne," sagte ein Vierter aus der Familie des Hippokrates, „ist Gesundheit der Seele, ein großes und wesentliches Gut, aber ohne Gesundheit des Leibes doch nur die Hälfte des höchsten Gutes. Gesundheit von beiden ist die nothwendige Bedingung des Genusses alles andern Guten, so wie das Gegentheil derselben alle andere Uebel in sich begreift; das höchste aller Güter ist also Gesundheit."

Nachdem der Enkel des großen Hippokrates seinen Satz mit stattlichen Gründen ausgeführt hatte, nahm Kleonidas das Wort und bewies mit allem Feuer, womit ihn die Augen der gegen ihm über sitzenden Musarion reichlich versahen, und mit großem Beifall des weiblichen Theils der Gesellschaft, „das höchste Gut verdiene nur das genennt zu werden, dessen reinster Genuß uns den Göttern an Wonne gleich mache;" und nun berief er sich mit einem Ernst, der ein allgemeines Lachen erregte, auf das Gewissen aller Anwesenden, ob wir etwas

Anderes kennten, von welchem sich dies mit so viel Wahrheit sagen lasse, als die Liebe?

Wider Beide erhob sich ein Sechster und bewies gegen den Arzt: „die Gesundheit könne schon darum nicht selbst das höchste Gut sein, weil sie nur eine Bedingung des Genusses desselben sei;“ gegen Kleonidas: „seine Behauptung könnte allenfalls nur von der glücklichen Liebe gelten;“ und gegen Beide: „ein Gut, das nicht immer in unsrer Gewalt sei, könne nicht das höchste Gut des Menschen heißen.“ Indessen schien er ziemlich verlegen zu sein, etwas Besseres aufzustellen, als der Hausmeister, der uns in den Speisesaal berief, einem meiner Philosophen Gelegenheit gab, mit einer scherzend ernsten Miene zu behaupten: wenn eine Gesellschaft von Repräsentanten des ganzen menschlichen Geschlechtes sich den ganzen Tag über diese Frage gestritten hätte, so würde eine wohlbesetzte Tafel sie endlich dahin vereinigen, daß Alle — wenigstens gerade so thun würden, als ob sie die angenehmste Befriedigung der Eßlust für den höchsten Genuß hielten, den die Natur dem Menschen vergönne, so lange Zunge und Gaumen die empfindlichsten seiner Organe, und der Magen das große Rad bleibe, wodurch seine Existenz im Gang erhalten werde.

Ich muß der ganzen Gesellschaft die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich zwei Stunden lang, Jedes in seiner Manier, beeiferte, der Hypothese des Philosophen Ehre zu machen. Mitunter wurde viel Schönes zum Preis der Kochkunst gesagt und (nicht ohne Grund, dünkt mich) behauptet: „daß sie eine der ersten Stellen unter den schönen Künsten verdiene und einen der wesentlichsten Vorzüge des Menschen vor den übrigen Thieren ausmache.“ Auch dem Erfinder des Weins wurde mit vieler Andacht ein schallender Lobgesang angestimmt, und der Becher der Freude war kaum dreimal herumgegangen, als Verschiedene von unsern Weisen ziemlich naiv merken ließen, daß es nur einiger Aufmunterung von Seiten der schönen Milesierinnen bedurft hätte, um die Verfechter der Weisheit und Tugend über die schmale Grenzlinie der Sokratischen Sophrosyne hinüberzulocken. Als aber zum Schluß des Gastmahls der große Sesamkuchen aufgetragen wurde, bemächtigte sich der Phrontist (der unter dem Essen der Stillste und Geschäftigste von Allen gewesen war) des Worts mit allgemeiner Einstimmung und bewies uns, nachdem er seinen Kuchen einem hinter ihm lauernden kleinen

Bedienten einzusacken gegeben hatte,*) aus voller Selbstüberzeugung: „das höchste Gut bestehe in dem Entschluß, freiwillig aller Dinge außer uns zu entbehren und den reinsten und vollständigsten Selbstgenuß im bloßen Dasein zu finden.“ Zur Erläuterung dieses paradoxen Satzes brachte der Mann anfangs einige kurzweilige Dinge vor, z. B. einen Beweis, daß die Menschen durch eine künstliche Verminderung der Ausdünstung und eine allmählige Austrocknung des Magens zuverlässig so weit kommen könnten, blos von Luft und Wasser zu leben; ingleichen, daß das gesellschaftliche Leben und die Sprache als die zwei größten Hindernisse unsrer Vervollkommnung anzusehen seien, und es also ohne eine gänzliche Absonderung der Menschen von einander nie möglich sein werde, zu jener reinen Existenz an sich selbst und in sich selbst und durch sich selbst und für sich selbst zu gelangen, in welcher unser höchstes Gut bestehe. Dieser Unsinn schien eine Zeit lang die ganze Gesellschaft zu belustigen; aber als unser Phrontist, um uns desto gründlicher zu überzeugen, sich von einer Abstraction zur andern emporarbeitete und endlich so hoch über die Region des Menschenverstandes hinaufgekommen war, daß er uns Erklärungen von Worten, wobei nichts zu denken war, und Worte für Begriffe, die keinen Gegenstand hatten, geben wollte, wurde er durch einen allgemeinen Aufstand unterbrochen und an das ewige Schweigen erinnert, das er sich durch seine Grundsätze selbst auferlegt habe. Alle Uebrigen vereinigten sich nun in dem Wunsche, daß Aristipp zugegen sein möchte, um den Ausspruch zu thun, welche der vorgetragenen Auflösungen des Problems die wahre sei, oder, wofern er keine dafür halte, uns seine eigene mitzutheilen.

Ich versprach, Dich von allem Vorgegangenen zu benachrichtigen und, da ich Dich für zu bescheiden hielt, das Amt eines Richters zu übernehmen, Dich wenigstens zu bewegen, uns Deine Meinung von der Sache zu sagen. Ich verspreche mir von Deiner Gefälligkeit, Freund Aristipp, Du werdest nicht

*) Es war eine alte Sitte bei den Athenern, daß jeder Gast seinen eigenen Bedienten mitbrachte, um sich von ihm bei der Tafel bedienen zu lassen, und vornehmlich, um von den verschiedenen Gerichten, wovon jedem Gast eine reichliche Portion vorgesetzt wurde, Alles, was dieser nicht selbst verzehrte, und was transportabel war (z. B. Stücke gebratnen Wildprets, Würste, Hühner, Fische, wildes Geflügel, Kuchen u. s. w.) in einen bei sich habenden Korb oder Sack stecken und nach Hause tragen zu lassen.

wollen, daß ich vergebens drei lange Stunden mit dem Schreibstift in der Hand auf meinem Faulbettchen gesessen haben soll. — Ich darf nicht vergessen, daß wir uns ausbitten, die hiermit an Dich gelangende Frage einer genauern Aufmerksamkeit zu würdigen und uns Deine Gedanken ohne Sokratische Ironie in ganzem Ernst mitzutheilen.

XXVI.

Aristipp an Lais.

Du hast wohlgethan, schöne Lais, daß Du mich ausdrücklich angewiesen hast, mich über das seltsame Problem, womit Dich Deine gelehrte Tischgesellschaft neulich unterhalten hat, ernsthaft vernehmen zu lassen; denn ich gestehe, daß die Frage: „was das höchste Gut des Menschen sei," in meiner Vorstellungsart etwas Lächerliches hat, und daß mir nie eingefallen wäre, sie könnte von so weisen Männern, wie die bärtigen Genossen Deiner sophistischen Symposien sind, in wirklichem Ernst aufgeworfen und beantwortet werden. Meine erste Frage bei jeder Aufgabe dieser oder ähnlicher Art ist: „Wozu soll's?" Bei dieser, dünkt mich, fällt es auf den ersten Blick in die Augen, daß es uns zu nichts helfen könnte, das Höchste zu kennen, da es uns doch, eben darum, weil es so hoch über uns schwebt, unerreichbar ist. In dieser Rücksicht möchte wol der Aesopische Fuchs, der die Trauben, die ihm zu hoch hingen, für sauer erklärte, mehr praktische Weisheit gezeigt haben als wir, wenn wir uns die Augen aus dem Kopfe gucken, um in einer so schwindlichten Höhe ein Gut zu entdecken, welches wir mit allen unsern Sprüngen doch nie erschnappen werden. Beim Genuß eines Guten kommt es nicht auf die Größe desselben, sondern auf unsre Empfänglichkeit an. Das erfreulichste aller Dinge, das Licht, ist für den Blinden nichts; an der festlichsten Tafel des großen Königs kann der gierigste Fresser nicht mehr zu sich nehmen, als sein Magen faßt, und einer Mücke kann es gleichviel sein, ob sie aus einer Muschelschale oder aus dem Ocean trinkt. Du selbst, schöne Lais, hast, indem Du mir das Problem vorlegst, mit einem einzigen Aristophanischen Worte verrathen, daß die Unart der Menschen, „die Schnäbel immer nach unerreichbaren Dingen aufzusperren," Dir selbst ebenso lächerlich ist als mir. Indessen

Du willst, daß ich ernsthaft von der Sache spreche, und ich gehorche um so williger, da vielleicht am Ende doch ein Resultat herauskommen dürfte, das die Mühe des Weges bezahlt, auf welchem wir es gefunden haben.

Vor allen Dingen also wollen wir uns erinnern, daß die Wörter gut und böse (wie alle andern, welche irgend eine Beschaffenheit oder Eigenschaft, die wir den Dingen zuschreiben, bezeichnen) immer von solchen Gegenständen gebraucht werden, welche nur in ihrer Beziehung auf uns, d. i. unserm Gefühl, unsrer Einbildung oder unserm Urtheil nach, gut oder böse sind. Alles, was ist, mag an sich sehr gut sein; aber das braucht uns nicht zu kümmern; denn es kann uns nichts helfen. Wir haben blos zu fragen, ob ein Ding uns gut oder böse sei, das ist, ob es uns wohl oder übel bekommen werde. Der Krokodil ist in der Leiter der Naturwesen, was er sein soll, und also in seiner Art so gut als ein anderes Thier; aber für die Anwohner des Nils ist er ein sehr schlimmer Nachbar.

Die Frage: „Was ist für den Menschen gut oder böse?" ist also immer eine mehr oder minder verwickelte Aufgabe, bei deren Auflösung das Meiste auf Ort, Zeit und Umstände ankommt. Dasselbe Wasser, das in Fässern und Krügen dem Seefahrer unentbehrlich ist, taugt nichts im Schiffsraum; dasselbe Feuer, das auf dem Herde gut ist, unsre Speisen zu kochen, würde in einer angefüllten Scheune großes Unglück anrichten; ebenderselbe Trank ist dem Kranken Arznei, dem Gesunden Gift, oder in dieser Krankheit in kleiner Gabe heilsam, in einer andern und in größerer Portion genommen tödtlich. Ich zweifle sehr, oder ich behaupte vielmehr für gewiß, daß man mir im ganzen Umfang der Natur, selbst unter den nützlichsten und unentbehrlichsten Dingen, kein einziges nennen könne, das auf andere Weise als unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen gut für uns ist. Das Nämliche gilt von allen Beschaffenheiten, Natur- und Glücksgaben, die dem Menschen beiwohnen, wie von allen Lagen und Zuständen, worin er sich befindet. Vollkommene Gesundheit (ein so hohes Gut, daß ein König, wenn er von den natürlichen Strafen der Unmäßigkeit gefoltert wird, sie mit der Hälfte seines Reichs zurückzukaufen wünscht) ist für Den, der sie mißbraucht, eines der größten Uebel. Schönheit, Witz, Talente, Reichthum, hohe Ehrenstellen, Macht, Scepter und Kronen, wie oft haben sie schon ihre Besitzer ins

tiefste Elend und Verderben gestürzt! Ist doch sogar das Leben, die erste Bedingung alles Genusses, selbst nur bedingungsweise ein Gut und wird täglich von vielen Tausenden entweder aus Pflicht oder zu Befriedigung dieser oder jener Leidenschaft in die Schanze geschlagen! Sogar Wahrheit, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend, wie schön und gut sie sich in der Idee dem Verstande darstellen, sind doch nicht unter allen Umständen und Beziehungen, für jeden Menschen, in jeder Bedeutung des Worts, gut. So ist z. B. nicht gut, die Wahrheit zur Unzeit oder auf eine ungeschickte Art zu sagen; so ist nicht Jedem gut, alles Wahre zu wissen; so ist möglich, daß ein gerechter Richter mir Unrecht thut, indem er mich nach einem gerechten Gesetze verurtheilt; so ist das höchste Recht zuweilen Unrecht; so giebt es keine Tugend, die für Den, der sie ausübt, nicht entweder durch irgend einen äußerlichen Umstand oder durch seine eigene Schuld zu einer Quelle von wirklichen Uebeln für ihn selbst und Andere werden könnte; so kann, was an dem Einen Weisheit ist, an einem Andern Thorheit sein, u. s. w. Wenn nun Alles, was die Menschen gut nennen, nur unter gewissen Umständen und Einschränkungen, also nur durch rechten und weisen Gebrauch, wirklich gut für uns ist; wenn das Gute unter gewissen Bedingungen zum Uebel, und, aus gleichem Grunde, das Böse zum Gut werden kann: wird nicht aller Wahrscheinlichkeit nach ebendasselbe von jedem höhern und so endlich auch von dem höchsten Gute gelten? Klingt es aber nicht widersinnig, daß das höchste Gut bei veränderten Personen und Umständen das höchste Uebel sein könnte?

Die bisherige Betrachtung scheint uns das glänzende Phantom, dem wir nachgehen, immer weiter aus den Augen gerückt zu haben. Lass' uns versuchen, ob wir ihm vielleicht auf einem andern Wege wieder näher kommen werden. Wir suchen das höchste Gut des Menschen. Die erste Frage müßte also sein: „Was ist der Mensch?" Die Natur stellt lauter einzelne Menschen auf, und es fehlt viel, daß diese nichts als gleichlautende Exemplarien eines und ebendesselben Originals sein sollten. Der Mensch ist also entweder blos ein collectives Wort für die sämmtlichen einzelnen Menschen, vom ersten Paar, das aus dem Schooß der Erde oder des Wassers hervorging, bis zu den Letzten, die das Unglück oder Glück haben werden, die nächste, unsrer Welt von den Pythagoräern geweissagte Verbrennung zu erleben, — oder es bezeichnet einen

idealischen Koloß, der aus dem, was alle Menschen gemein haben, gebildet ist, und wovon nach Plato der bloße Schatten durch die Ritzen unsers Kerkers in unsre Seele fällt, indeß das Urbild selbst in der intelligibeln Welt der Platonischen Ontos Onton wirklich vorhanden ist. Da ein bloßer Schatten, zumal der Schatten eines blos intelligibeln Dinges, ein gar zu dünnes, leeres und flüchtiges Unding ist, um ein brauchbares Resultat zu geben, so werden wir uns wol an den ersten Begriff halten müssen, der als eine Prosopopöie des ganzen Menschengeschlechts betrachtet werden kann.

Um die Menschen, so wie sie als die regierende Familie im Thierreich wirklich und leibhaft auf dem Erdboden herumwandeln, so viel möglich mit einem Blick zu übersehen, wollen wir uns mit Deiner Erlaubniß, Laiska, in Gedanken entweder mit dem Trygäus des Aristophanes auf einen Balcon der Jupitersburg oder auf die höchste Thurmspitze seiner Nephelokokkygia stellen und dann sehen — was zu sehen sein wird. Das Erste, denke ich, ist die erstaunliche Verschiedenheit dieser sonderbaren Thiere, die man unter dem collectiven Namen Mensch zu begreifen genöthigt ist, da sie bei der auffallendsten Ungleichheit unter sich selbst gleichwol von allen andern Thierarten zu stark abstechen, um zu einer derselben gerechnet werden zu können. Wir sehen Einige in kleiner Anzahl, nackend oder nur sehr dürftig bekleidet und mit Bogen, Pfeilen und Spießen bewaffnet, in ungeheuren Wäldern umherschweifen, wo ihr beinahe einziges Geschäft ist, die wilden Thiere zu verfolgen, die ihnen zur Speise und zur Kleidung dienen. Andere finden wir an den Ufern großer Seen beschäftigt, mit Angelruthen oder Netzen dem Wasser einen oft kärglichen Unterhalt abzuverdienen. Wieder Andere bringen unter mildern Himmelsstrichen ihr Leben mit Viehzucht und Hütung ihrer Heerden hin; und noch Andere, genöthigt, die geringere Freigebigkeit der Natur durch strenge Arbeit zu ersetzen, sehen wir mit den ersten Anfängen des Ackerbaues, der Gärtnerei, der Baukunst und Schifffahrt beschäftigt. Alle diese verschiedene Menschengeschlechter leben in einer Art von thierischer Freiheit, mehr oder weniger armselig, oft kümmerlich, aber, wenn sie nur nothdürftig zu leben haben, mit ihrem Zustande zufrieden, weil sie keinen bessern kennen.

Was meinst Du nun, daß diese Jäger, Fischer, Hirten und Pflanzer, die sich noch glücklich preisen, wenn sie mit mühseliger An-

strengung aller ihrer Kräfte sich des nothdürftigsten Unterhalts für einige Tage oder Monate versichern können, was meinst Du, daß sie sich für eine Vorstellung von dem höchsten Gute machen? Frage sie, und Du wirst hören, daß ihre üppigsten Wünsche nicht über eine glückliche Bärenjagd, einen starken Fischzug, die Verdopplung ihrer Heerden und eine reichliche Ernte hinausgehen; und erschiene ihnen ein Gott, der es in ihre Wahl stellte, was sie von ihm erbitten wollten, weder ihre Einbildungskraft noch ihre Vernunft würde sie weiter führen als zu der hohen Glückseligkeit, ihr Leben lang ohne Mühe, Gefahr und Arbeit — die Forderungen ihres Magens befriedigen zu können.

Diese Naturmenschen machen indeß, wiewol sie vielleicht den größten Theil des Erdbodens einnehmen, den kleinsten des Menschengeschlechts aus. Der weit größere lebt in bürgerlicher Gesellschaft, Wenige in Freistaaten, wo anfangs die Noth, in der Folge das Verlangen nach Wohlstand, Reichthum und Ansehen, unter dem belebenden Einfluß einer durch weise Gesetze zugleich begünstigten und eingeschränkten Freiheit, alle Arten von Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, Leibes- und Geistesübungen, Handarbeiten, Künste und Wissenschaften hervorgebracht und zum Theil auf eine bewundernswürdige Höhe getrieben hat. Diese über ein großes Stück von Asien und Europa und die nördliche Küste von Libyen verbreiteten, mehr oder weniger ausgebildeten Menschen scheinen beim ersten Ueberblick sich zu jenen rohen Kindern der Natur wie die Götter zu den Menschen zu verhalten; forschen wir aber genauer nach, so werden wir uns bald überzeugen, daß unter einer Myriade policirter Menschen neuntausend sind, die sich überhaupt viel weniger glücklich, ja oft viel unglücklicher fühlen oder wähnen als jene nackten Waldmänner, Troglodyten und Ichthyophagen. Denn bei Weitem die größere Zahl lebt in Armuth und Mangel an allen Bequemlichkeiten, genießt wenig oder nichts von den Früchten des anscheinenden Wohlstands und Reichthums des Staats, muß, um einer kleinen Anzahl üppiger Müssiggänger ein prachtvolles und wollüstiges Leben zu verschaffen, über Vermögen arbeiten und sich oft schlechter nähren als die Wilden und, damit an ihrem Elend nichts fehle, geduldig zusehen, wie die Müssiggänger sich auf ihre Unkosten wohl sein lassen. Nun frage ich Dich abermal: Was dünkt Dich, daß für die neunzig Hunderttheile

der policirten Menschheit nach ihrer eigenen Schätzung das höchste Gut sein werde? Wir wollen sie selbst nicht fragen; denn sie sind nicht unverdorben genug, uns, wie ihre Brüder in den Wäldern des Atlas, Kaukasus und Imaus, die wahre Antwort zu geben. Aber rechne darauf, daß sie sich von keiner höhern Glückseligkeit träumen lassen, als täglich zu leben wie die Freier der Penelope oder die Höflinge des Alcinous in der Odyssee und, wie diese, aller Arbeit überhoben zu sein. Grobe sinnliche Befriedigungen bei nie abnehmender Gesundheit und Stärke und ein müssiges, sorgenfreies Leben, dies ist's, was sie sich als das höchste Gut denken, und höher gehen weder ihre Wünsche noch ihre dermalige Empfänglichkeit. Und warum nicht? da unter den Uebrigen schwerlich Zehn vom Hundert sind, in deren Busen, wenn Prometheus nicht vergessen hätte, ihn durchsichtig zu machen, wir nicht ebendieselben Wünsche, nur mehr oder weniger verfeinert und auf alle ihre Leidenschaften ausgedehnt, erblicken würden. Wenigstens läßt mich, was ich über diesen Punkt bisher wahrgenommen habe, nichts Anders glauben. Sinnlichkeit ist nun einmal die Grundlage der menschlichen Natur; Essen, Trinken und Schlafen das erste Bedürfniß, das erste Geschäft und das erste Vergnügen des Kindes so wie das letzte des Greises, bei welchem das Wohlbehagen an den Vergnügungen des Gaumens in eben dem Verhältniß zunimmt, wie das Vermögen, andre Triebe zu befriedigen, abnimmt und aufhört. Stelle einen jeden Sophisten, der dies nicht gestehen will, ohne daß er Deine Absicht merken kann, auf die Probe, und Du wirst schwerlich einen einzigen finden, der seine prahlerische Theorie nicht durch die That Lügen strafen wird.

Wie dann, Laiska? Dein scherzender Philosoph sollte also am Ende doch noch Recht behalten? — Ja und Nein sage ich; und wenn dies widersinnig klingt, wer kann dafür, wenn der Mensch, seiner centaurischen Natur nach, ein so widersinniges Ding ist, daß mein Freund Plato sich und uns nicht besser zu helfen weiß als durch den wohlmeinenden Rath, den thierischen Theil geradezu abzuwürgen und den geistigen allein leben zu lassen? Meine Vorstellungsart erlaubt mir nicht, so streng mit der Hälfte meines Ichs zu verfahren; und da diese Doppelnatur nun einmal mein dermaliges Wesen ausmacht, so denke ich vielmehr alles Ernstes darauf, einen billigen Vertrag zwischen beiden Theilen zu Stande zu bringen,

mit dem Vorbehalt, falls es mir damit nicht gelingen sollte, mich auf die Seite der Vernunft zu schlagen und vermittelst ihrer Oberherrschaft über den animalischen Theil diese Sokratische Sophrosyne in mir hervorzubringen, die zwar nicht das höchste Gut, aber doch gewiß ein sehr großes und zum reinen Genuß aller andern unentbehrlich ist. Im Grunde sollte jener Vertrag so schwer nicht zu stiften sein, da die Natur selbst in beiden Theilen schon Anstalt dazu gemacht und dem geistigen eine sonderbare Anmuthung zu dem thierischen, diesem hingegen, trotz seiner angebornen Wildheit, eine ebenso sonderbare Willigkeit, sich von jenem zäumen und regieren zu lassen, eingepflanzt hat. In der That kommt in dieser Rücksicht Alles darauf an, daß das Thier, wenn es seine Schuldigkeit thun soll, fleißig zur Arbeit und zum Gehorsam angehalten, aber auch wohl behandelt, gut genährt und hinlänglich gewartet werde. Sobald es merkt, daß der regierende Theil es wohl mit ihm meint, ist es folgsam und geschmeidig; wird ihm aber übel begegnet, gleich fängt es an, muckisch zu werden, beißt um sich, schlägt aus, spreizt, bäumt und wälzt sich und läßt nicht nach, bis es den Reiter abgeworfen hat. Ist dieser überhaupt nicht stark und verständig genug, den Zügel recht zu führen und sein Thier im Respect zu erhalten, was Wunder, wenn es mit ihm durchgeht und sich gerade so meisterlos aufführt, als ob es keinen Herrn über sich erkennte?

Um diese Allegorie nicht zu lange zu verfolgen, bemerke ich nur, daß das Dasein der Vernunft und ihr Einfluß auf unsre sinnliche oder thierische Natur sich, wie bei den Kindern schon in der frühen Dämmerung des Lebens, so bei allen, selbst den rohesten Völkern schon in den ersten Anfängen der Cultur vornehmlich darin beweist, daß sie (wofern nicht besondere klimatische oder andere zufällige Ursachen im Wege stehen) sich selbst und ihren Zustand immer zu verschönern und zu verbessern suchen. So langsam es anfangs damit zugeht, so schnell nimmt der Trieb zum Schönern und Bessern zu, wenn einmal gewisse Perioden zurückgelegt sind, und die Vernunft selbst in ihrer Entwicklung einen gewissen Grad von Stärke erreicht hat. Daß wir aber demungeachtet im Ganzen noch so weit zurück sind, liegt wol hauptsächlich an der Kürze unsers Lebens, welches in Verhältniß mit allen übrigen Bedingungen, unter welchen wir es empfangen, in viel zu enge Grenzen

eingeschlossen ist, als daß die Menschen (wenige Ausnahmen abgerechnet) große Fortschritte zur Verbesserung ihres eigenen innern und äußern Zustandes machen oder etwas Beträchtliches zum allgemeinen Besten beitragen könnten; indessen zeigt sich doch von einer Generation zur andern ein gewisses, im Kleinen meist unmerkliches, aber im Großen ziemlich sichtbares Streben nach dem, was man füglich (wie ich glaube) den Zweck der Natur mit dem Menschen nennen kann. Und was könnte dieser Anders sein als die immer steigende Vervollkommnung der ganzen Gattung, wozu jeder Einzelne, der einst da war, etwas (wie wenig es auch sei) beigetragen hat, und von welcher nun hinwieder jede neue Generation und jedes einzelne Glied derselben mehr oder weniger Vortheil zieht? Da nichts, was einmal da war oder geschah, ohne Folgen ist, also nichts ganz verloren geht, da jedes Jahrzehend und Jahrhundert seine Versuche, Erfahrungen, Entdeckungen und Erfindungen den Nachkommenden zur Fortsetzung, Ausbildung, Verbesserung und Vermehrung überliefert, so kann dies schlechterdings nicht anders sein. Die Rückfälle, die man von Zeit zu Zeit wahrzunehmen wähnt, die alte Sage, „daß nichts Neues unter der Sonne geschehe," und die Abnahme der menschlichen Gattung, die man uns schon aus dem alten Homer erweisen zu können glaubt, sind nur anscheinend. Besondere Völker, einzelne Menschen können wol in einigen Stücken schlechter als ihre Vorfahren werden; aber das Menschengeschlecht, als eine fortdauernde Person betrachtet, der unsterbliche Anthropodämon Mensch, nimmt immer zu und sieht keine Grenzen seiner Vervollkommnung. Denn nur dem einzelnen Menschen, nicht der Menschheit sind Grenzen gesetzt.

Die Fortschritte, welche wir Griechen seit der Zeit, da Europens Bewohner noch stammelnde Waldmenschen und Troglodyten waren, bis zu der Stufe, worauf wir dermalen stehen, gemacht haben, werden andre Menschen, vielleicht ganz andre Völker, nach uns in den nächsten Jahrtausenden fortsetzen, und unfehlbar wird eine Zeit kommen, wo die Menschen durch künstliche Mittel sehen werden, was uns unsichtbar ist; wo sie Schätze von Kenntnissen, wovon sich jetzt Niemand träumen läßt, gesammelt, neue Mineralien, Pflanzen und Thiere, neue Eigenschaften der Körper, neue Heilkräfte, kurz, unendlich viel Neues im Himmel, auf Erden und im Ocean entdeckt und vermittelst Alles dessen nicht nur unsre Erfindungen viel höher getrieben,

sondern eine Menge uns ganz unbekannter Künste und Kunstwerkzeuge erfunden haben werden, u. s. w.

Nun, meine Freundin, sind wir auf der Höhe, von welcher aus wir uns, dünkt mich, überzeugen können, daß die Aufgabe, die Du mir zu lösen gegeben hast, unauflösbar ist. Es giebt kein andres höchstes Gut (wenn man es so nennen will) für den Menschen, als „das zu sein und zu werden, was er nach dem Zweck der Natur sein soll und werden kann"; aber eben dies ist der Punkt, den er nie erreichen wird, wiewol er sich ihm ewig annähern soll. Wo über jeder Stufe noch eine höhere ist, giebt es kein Höchstes — als täuschungsweise; wie Dem, der einen hohen Berg ersteigen will, diese oder jene Spitze die höchste scheint, bis er sie erklettert hat und nun erst sieht, daß neue Gipfel sich über ihm in die Wolken thürmen. Alles, was für einen Menschen in seinem dermaligen Leben (dem einzigen, das er kennt) gut ist, ist zur rechten Zeit, am rechten Ort, im rechten Maaß und recht gebraucht, für den Augenblick das Höchste; für den unsterblichen Menschen giebt es kein Höchstes als das Unendliche. Weiter, schöne Laiska, habe ich's bis jetzt nicht bringen können, und ich zweifle nicht, daß viel daran fehlt, daß meine Antwort Deinen Sophisten und Phrontisten genug thun sollte. Was mich selbst betrifft, ich habe nie nach hohen Dingen, geschweige nach dem Höchsten getrachtet; und dafür haben mir die Götter immer reichlich mehr gegeben, als ich zu begehren gewagt hätte. Von allen ihren Gaben die reichste ist, daß sie mich mit Dir zu gleicher Zeit geboren werden ließen, mich mit Dir zusammenbrachten und in der Stunde, da Du mir Deine Freundschaft schenktest, mich auf mein ganzes Leben zu einem der glücklichsten Sterblichen weihten. Müßt' ich nicht Adrasteien zu erzürnen fürchten, wenn ich meine Wünsche noch höher zu treiben versuchen wollte?

XXVII.

Kleonidas an Aristipp.

Seit einiger Zeit befindet sich ein junger Perser, Namens Arasambes, hier, der großes Aufsehen macht. Er ist (um bei dem anzufangen, was zuerst in die Augen fällt) der schönste Mann, den ich noch gesehen habe, von hoher Geburt (seine

Mutter war eine Schwester des letzten Königs) und, wie es scheint, Herr eines unermeßlichen Vermögens. Sein vor Kurzem verstorbener Vater, welcher Statthalter von Syrien gewesen war und seinen Sohn zu einer Stelle bestimmte, wo (seiner Meinung nach) ein feineres politisches Verhältniß gegen die vornehmsten griechischen Freistaaten dem Dienst des großen Königs nützlich sein könnte, hatte ihn zu diesem Ende schon in der ersten Jugend zu Sardes und Ephesus nach griechischer Art erziehen lassen. Er spricht unsre Sprache sehr geläufig, kennt unsere Dichter, und in Uebungen, die sich für eine Person seines Standes schicken, thut es ihm hier Keiner zuvor. Er verbindet morgenländische Prachtliebe mit griechischem Geschmack, hat die schönsten Pferde, die jemals in Jonien gesehen wurden, und macht sich den Milesiern durch die funkelnden Dariken, die er in Umlauf bringt, nicht wenig beliebt.

Du errräthst leicht, Aristipp, was Dir alle diese Vorboten ankündigen. Wie hätte ein so verzärtelter Günstling der Götter gegen die Reize des schönsten Weibes unserer Zeit gleichgiltig bleiben können? Es scheint vielmehr, Eros, der sich nicht immer an ungleichen und widersinnischen Verbindungen belustigt, habe ihn geflissentlich nach Milet geführt, damit er die Einzige fände, die ihn selbst zweifelhaft machen kann, ob er ihrer Liebe würdig sei. Kurz, Arasambes liegt, mit adamantenen Ketten gebunden, zu den Füßen der schönen Lais und erwartet von ihren Lippen die Entscheidung, „ob er der glücklichste oder der elendeste aller Sterblichen sein soll.“ Sie scheint noch unentschlossen, wiewol ich es für unmöglich halte, daß sie von so vielen Vorzügen und Versuchungen nicht endlich überwältigt werden sollte. Aber das wunderbare Weib behält immer so viel Herrschaft über sich selbst, daß es noch Keinem gelungen ist, ihre schwache Seite ausfindig zu machen; und wenn sie seiner Leidenschaft endlich nachgiebt, so geschieht es gewiß nicht anders als mit Vorbehalt ihrer Freiheit, die ihr, wie sie sagt, um den Thron des großen Königs selbst nicht feil wäre. Auch kennt Arasambes sie schon zu gut, um sich von den reichen Geschenken, womit er sie überhäuft, viele Wirkung zu versprechen; und damit man sehe, daß er selbst keinen Werth darauf lege, schenkt er einen Perlenschmuck, der zwanzig attische Talente werth ist, mit einer Miene weg, als ob es eine vergoldete Haarnadel wäre und blos dadurch zu etwas werde, wenn sie es anzunehmen würdige; aber er treibt es in dieser

großen Manier so weit, daß unsre Freundin für nöthig hielt, ihm zu erklären, daß sie unter keiner Bedingung weder kleine noch große Geschenke mehr von ihm annehmen würde. Du weißt, in welchem Grade die Zauberin es in ihrer Gewalt hat, selbst dem Verwegensten diese Art von zurückschauernder Ehrfurcht zu gebieten, wovon man beim Eintritt in das heilige Dunkel eines berühmten Tempels oder Hains unfreiwillig befallen wird. Arasambes, der sie wirklich bis zur Anbetung liebt, fühlt sich durch diese abergläubische Scheu noch mehr als Andere durchdrungen und bedarf daher eines Vertrauten um so mehr, da die ungewohnte Zurückhaltung seiner Leidenschaft ein peinlicher Zustand ist, den er nicht sehr lange ausdauern könnte. Dieser Vertraute, mein Freund, — bin ich selbst, und höre, wie ich dazu gekommen bin. Bald nach meiner Zurückkunft nach Milet gerieth ich auf den Einfall, das berühmte allegorische Märchen vom Prodikus, den Hercules auf dem Scheidewege, in zwei Seitenstücken zu malen, so daß Lais in dem einen die Tugend, in dem andern die Wollust vorstellt, und (wie Du bereits errathen hast) der junge Göttersohn im einen der Erstern, im andern ihrer reizenden Gegnerin die Hand reicht. Ich arbeitete mit Liebe an diesen Bildern, aber so geheim, daß sogar Musarion nichts davon gewahr ward. Als sie vollendet waren, fügte sich's, daß mein Perser (der schon vorher eine besondere Zuneigung auf mich geworfen hatte und die Kunst liebt) in meine Werkstatt kam und über die beiden Bilder in ein solches Entzücken gerieth, daß ich mich genöthigt sah, sie ihm zu überlassen, nachdem ich ihn mit vieler Mühe dahin gebracht, von der Hälfte des Preises, den er selbst darauf setzte, abzustehen. Von dieser Zeit an hat er mich zum Vertrauten und Vermittler seiner Leidenschaft gemacht, und da Tyche in ihrer freigebigsten Laune unsrer verschwenderischen Freundin nichts Angemessneres hätte zuschicken können als einen solchen Liebhaber, so hoffe ich, mein Geschäft zu beider Theile Zufriedenheit bald und glücklich zu Ende zu bringen.

Wenn ich mich nicht sehr an Dir irre, lieber Aristipp, so wirst Du Dich in dies Alles wie ein weiser Mann fügen und mit einer Freundschaft, die Dir immer ein beneidenswerthes Vorrecht vorbehalten wird, sehr wohl vorlieb nehmen können.

XXVIII.
Aristipp an Kleonidas.

Die Nachrichten, die Du mir von unsrer Freundin mittheilst, stimmen zu gut in meine üppigsten Wünsche für ihr Glück, als daß sie mir nicht große Freude gemacht haben sollten. Die Liebe eines solchen Mannes wie Dein Perser ist das einzige ihrer nicht ganz unwürdige Mittel, ihre gewohnte Lebensart immer fortzuführen, insofern sie nur von sich erhalten kann, ihrer großherzigen Verachtung des verächtlichsten und schätzbarsten, unentbehrlichsten und unbrauchbarsten aller sublunarischen Dinge einige Schranken zu setzen und nur so viel Oekonomie in ihr Hauswesen zu bringen, als der große König selbst nöthig hat, wenn er mit seinen Einkünften auslangen will. Daß sie den prächtigen Vogel nicht eher, als bis es ihr selbst gefällt, aus ihrem goldnen Käfig entlassen und hingegen fleißig dafür sorgen wird, ihre eigene Person von den verhaßten Gesetzen der morgenländischen Gynäceen frei zu erhalten, bin ich zu gewiß, als daß sie hierüber meines Rathes bedürfte. Es bleibt mir also nichts übrig, als mich ihres Glückes zu freuen und zu wünschen, daß sie es recht lange dauern lasse.

Du urtheilst sehr richtig von mir, Freund Kleonidas, wenn Du mich der Narrheit, die Sonne für mich allein behalten zu wollen, unfähig glaubst. Ebenso wenig soll es, wie ich hoffe, jemals in die Macht einer Person oder einer Sache, die ich liebe, kommen, sich mir in einem so hohen Grade wichtig zu machen, daß ich ihrer nicht ohne Verlust meiner Gemüthsruhe entbehren könnte. Ich liebte die schöne Lais beim ersten Anblick, weil sie mir gefiel; und sie gefiel mir aus eben der Ursache, warum mir irgend etwas gefällt, und desto mehr, je mehr sie zugleich die Summe meiner feineren Gefühle vermehrte und meinen Geist in die angenehmste Thätigkeit setzte. In Allem diesem ist mir's, denke ich, wie jedem andern Menschen. Aber was ich vor meinem unbekannten Freund Arasambes und vielen Andern voraus habe, ist, daß die schöne Lais selbst mit allen ihren Vollkommenheiten für mich kein unentbehrliches, geschweige mein höchstes Gut ist. Ich habe Augen für alle ihre Vorzüge, Sinn für alle ihre Reize; sie ist mir Alles, was sie einem Manne von Verstand und Gefühl sein kann; aber sie vermag (einzelne Augenblicke vielleicht ausgenommen) wenig

oder nichts über meine Freiheit; ich verlasse sie, ohne mich losreißen zu müssen, sogar wenn sie lieber sähe, daß ich bliebe; ich komme mit dem lebhaftesten Vergnügen wieder und scheide zum zweiten, dritten und vierten Mal, immer durch den Gedanken des Wiedersehens wohl getröstet und im Gleichgewicht erhalten. Indessen würde ich mich selbst belachen, wenn ich mir deswegen viel auf meine Weisheit zu Gute thun wollte. Du weißt, daß ich mit einem Frohsinn, der an Leichtsinn grenzt, geboren bin; ich fühle mehr schnell und lebhaft als tief; ich habe Sinn für alles Schöne und Gute, ohne Affectation einer besondern Zartheit, und das Schönere und Bessere benimmt nach meiner Schätzung dem Geringern nichts. Bei einer solchen Anlage war es natürlich, daß die bewundernswürdige Gleichmüthigkeit, wozu es mein edler Lehrer Sokrates mit einem vielleicht nicht so lenksamen Temperamente gebracht hatte, einen so starken Eindruck auf mich machte, daß ich mir vornahm, mich öfters, auch ohne besondere Veranlassung, in Bezwingung meiner Begierden und Schwichtigung meiner Wünsche zu üben. Kurz, ich machte mir zur Maxime, mich in Allem mit dem Guten in jedem leidlichen Grade zu behelfen, ohne hartnäckig auf dem Besten zu bestehen; und ich befinde mich bei dieser Mäßigung so wohl, daß ich meine Diät einem Jeden anrathen möchte, der es mit sich selbst so gut meint, daß er, um größere Unlust zu vermeiden, lieber weniger Vergnügen haben als Gefahr laufen will, einen Platz an der Göttertafel mit der Strafe des Tantalus zu bezahlen. Dadurch gewinne ich den Vortheil, daß ich mich auch bei Nektar und Ambrosia bescheiden aufführe und daher nie in den Fall kommen kann, meinen Uebermuth so streng wie jener Göttersohn zu büßen.

Dies heißt viel über sich selbst philosophirt! Brauche davon, was Du kannst, und fahre fort, mir mitzutheilen, was Du mir gut findest.

Es war ein herrlicher Gedanke, Lieber, den Du hattest, die schöne Lais unter zwei so entgegengesetzten und beide doch so gut passenden Charakteren darzustellen. Du würdest Dich mir durch eine Copei von Deiner eigenen Hand unendlich verbinden, wär' es auch nur von den beiden einzelnen Figuren. Vermuthlich setzt Dein persischer Freund seine Hoffnung auf die gefälligere Gestalt, wiewol er seine Göttin unter beiden anbetet. Gewiß ist schwerlich jemals ein schönes Weib so gleich geschickt gewesen, beide Personen zu spielen und sich selbst,

sobald sie will, durch sich selbst auszulöschen. Ein gefährliches Talent, welches zu mißbrauchen sie glücklicherweise keine Anlage hat. Indessen werde ich sie doch nie aus den Augen verlieren, um auf den Fall, da sie eines Freundes bedürfte, immer bei der Hand zu sein; denn auf dem schönen, breiten und kurzweiligen Wege, den sie geht, nicht zu verirren, ist schwerer, als sie zu glauben scheint.

XXIX.

Lais an Aristipp.

Kleonidas hat Dir das Neueste aus Milet bereits zu wissen gethan. Eine freundliche persische Perise (damit Du doch siehst, daß ich durch meinen neuen Anbeter schon ein Wenig gelehrter geworden bin) hat mir einen Liebhaber bis vom Euphrates her zugeschickt; und welch einen Liebhaber! schön wie ein Medier, liebenswürdig wie ein Grieche und beinahe so reich wie Midas und Krösus! Denn was wir armen Griechen tausend Drachmen nennen, ist ihm eine Hand voll Obolen; und wie ich nöthig fand, seiner übermäßigen Freigebigkeit mit aller Strenge einer Gebieterin Einhalt zu thun, verwunderte sich der hoffärtige Mensch, daß ich solche Kleinigkeiten meiner Aufmerksamkeit würdigen möge. Wirklich scheint er eines so großen Maaßstabs gewohnt zu sein, daß er Geschenke, die einer Königin dargebracht werden dürften, für Kleinigkeiten ansieht und sich daher ihrentwegen weder zu der mindesten Freiheit noch zu Erwartung einer größern Gefälligkeit von meiner Seite berechtigt glaubt. Das sticht nun freilich von der ökonomischen Manier der Söhne Deukalion's, mit ihren Geliebten bei Drachmen und Obolen abzurechnen, gewaltig ab und thut dem edeln Achämeniden, wie Du leicht erachten kannst, keinen Schaden bei mir — Kurz, lieber Aristipp, dieser Arasambes ist ein sehr gutherziger und umgänglicher Barbar, und es ahnt mir zuweilen, ich werde noch in starke Versuchungen kommen, zu vergessen, daß ich eine Griechin bin und die Entführung der schönen Helena an allen Asiaten zu rächen habe. Die einzige morgenländische Unart, die ihm ankleben mag, scheint ein ziemlicher Ansatz zur Eifersucht zu sein, und dies wäre auch das Einzige, das mich zurückschrecken könnte. Wenn er nicht so viel Zutrauen zu mir fassen kann, sich auf mein Wort ohne Riegel

und Hüter sicher zu glauben, so brech' ich ab, lass' ihm alle seine Geschenke wieder zustellen und fahre mit dem ersten guten Winde nach Korinth zurück.

Mein Plan mit Musarion und Kleonidas ist zu seiner Reife gediehen; sie ist seiner werth; und wiewol er bisher (wenn wahre Liebe sich verhehlen ließe) ihr selbst und der ganzen Welt ein Geheimniß aus dem wahren Namen seiner zärtlichen Freundschaft zu ihr gemacht hat, so bin ich doch völlig gewiß, daß ich durch das Band, das ich zwischen ihnen zu knüpfen im Begriff bin, den feurigsten seiner Wünsche befriedige.

Du, mein weiser Freund, liegst noch immer zu Samos den meteorischen Dingen mit so großem Eifer ob, daß ich Bedenken tragen sollte, Dich mit den Puppenspielen, die uns Kindern der Erde so wichtig scheinen, in Deinen erhabenen Anschauungen zu stören. Wie hoch Du Dich aber auch immer, selbst über die Jupitersburg und das luftige Wolkenkuckuksheim Deines Freundes Aristophanes, erheben magst, so denke ich doch meine Ansprüche an Deine Freundschaft so leicht nicht aufzugeben, und schmeichle mir hinwieder, daß alle Pythagorische Zahlen, Cirkel und Dreiecke nicht vermögend sein sollen, Deine Anadyomene immer aus Deiner Erinnerung zu verdrängen.

XXX.

Kleonidas an Aristipp.

Freue Dich meines Glücks mit mir, Aristipp! Musarion, meine Musarion — — das war sie meinen Gefühlen und Wünschen nach schon beim ersten Blick; aber da mir die Absichten ihrer großmüthigen Vormünderin mit ihr unbekannt waren, und ich es für unedel hielt, ihre Zuneigung verstohlnerweise zu gewinnen, verschloß ich meine Wünsche in meinen Busen und hielt mich zurück, sie sogar Dir zu entdecken, vor dem ich nie ein anderes Geheimniß haben werde — diese Musarion, mein Freund, ohne die für mich kein Glück ist (halte mir diesen einzigen Zug von Ungleichheit mit Dir zu Gut!), ohne die ich das reinste Glück des Lebens nie gekannt hätte, sie ist mein! Sie wird mir in einen andern Welttheil folgen! In Kurzem werden die hochzeitlichen Fackeln für Deinen Freund angezündet. Möchtest Du doch in Person gegenwärtig an unsrer Freude

Antheil nehmen! Ich darf es nicht hoffen; aber ich sehe den Tag kommen, der uns in Cyrene, vielleicht enger als jemals, wieder vereinigen wird.

Die schöne Lais, die Stifterin meines Glücks, hat sich ihrer sich selbst auferlegten Pflicht gegen die Tochter des Leontides auf eine höchst edle Art erledigt, und bei den guten Aussichten, die ich in unserm Vaterlande habe, scheint mein künftiger Wohlstand so fest gegründet zu sein, als es in diesem ewigen Wogen der menschlichen Dinge überhaupt möglich ist.

Auch der fürstliche Arasambes ist dem Ziel seiner feurigsten Wünsche nah. Lais scheint immer mehr Neigung zu ihm, er immer mehr von dem Zutrauen, das man für ein höheres, aber wohlthätiges Wesen fühlt, zu ihr zu fassen. Er will sie blos ihr selbst, nicht seinem Ungestüm noch seinen Schätzen zu danken haben; und dies ist, wenn ich sie recht beurtheile, gerade das Geheimniß, sie zu gewinnen. Sie werden (wenigstens so lange, als ihn der König nicht an seine Hofstatt beruft) abwechselnd bald zu Ephesus, bald zu Sardes, bald auf den prächtigen Gütern, die er in Lydien hat, leben, und Lais wird einen Zauberkreis von Freuden und Scherzen, Musen und Grazien um ihn her ziehen, der seine Wohnung in einen Göttersitz verwandeln wird.

Arasambes hat Alles versucht, mich bei ihm zurückzuhalten; aber Umstände und Pflichten, und ich weiß nicht welches stille, aber drängende Sehnen nach der vaterländischen Luft rufen mich gebieterisch nach Libyen zurück. Doch werde ich bis zu der Jahreszeit, die der Ueberfahrt die günstigste ist, bei ihm verharren und, wenn ich es irgend bewerkstelligen kann, Dich, mein Freund, noch vorher zu Samos sehen.

XXXI.

Aristipp an Lais.

Ich rathe Dir, schönste und mächtigste der Erdentöchter, opfre der Ate unverzüglich das Kostbarste, was Du — entbehren kannst; denn Du bist zu glücklich, als daß Deine Freunde Deinetwegen ruhig sein dürften. Nicht als ob Du es für Deinen Werth je zu viel sein könntest; sondern weil es (wie man sagt) neidische Mächte giebt, welche nicht wollen, daß die

Götter alle Schätze ihres Füllhorns so verschwenderisch auf ein einziges sterbliches Wesen herabschütten.

Arasambes ist nach Allem, was mir Kleonidas von ihm meldet, Deiner würdig und nach Allem, was Du selbst anzudeuten scheinst, dem Glücke nah, von Dir dafür erkannt zu werden. Deine Weisheit wird Dich in dem goldnen Strom, worin Du schwimmst, vor Uebermuth bewahren; Deine Edelmüthigkeit wird in einem weiten Kreise Glückseligkeit um Dich her verbreiten; und die Klugheit, die ich Dir wünsche, wird den Gedanken an die Zukunft und die ungewisse Flüchtigkeit des Gegenwärtigen nie ganz aus Deiner Seele schwinden lassen. Auch erinnerst Du Dich, wie ich sicher hoffe, mitten unter den glänzenden und rauschenden Freuden, die Dich täglich umschwärmen werden, zuweilen eines Freundes, der in seiner Art vielleicht doch einzig ist, und den Du immer da, wo Du ihn ließest, wiederfinden sollst. Denn weder Ort noch Zeit werden je die Gesinnungen schwächen, die Dein erster Anblick in ihm anfachte und eine Folge freudebringender Horen im trauten Umgang unsrer verschwisterten Seelen zur Reife brachte. Sollte auch eine Zeit kommen, die ihm jeden andern Genuß entzöge, so wird die bloße Erinnerung an Aegina, Korinth und Milet ihm Ersatz für Alles sein und, so lang' er weiß, daß Du glücklich bist, ihn gegen Alles, was seine Ruhe von außen bestürmen könnte, gleichgiltig machen.

XXXII.

Aristipp an Hippias.

Ich höre mit vielem Vergnügen, daß Du im Begriff bist, das unruhige Samos zu verlassen und in die schöne und reiche, den Frieden und die Künste des Friedens liebende Hauptstadt von Jonien zu ziehen, wo Du Dich in jeder Hinsicht besser befinden wirst; es sei, daß Du einen würdigen Schauplatz für Deine Talente oder nur einen Ort suchst, wo Du so frei und angenehm als vielleicht an keinem andern in der Welt einer selbst erwählten Gesellschaft von Freunden, den Musen und Deinem Genius leben kannst. Was hätte Dich auch länger in Samos zurückhalten sollen? Ueberall, wo die Athener den Meister spielen, ist in die Länge nicht gut wohnen. Ich habe öfters sagen hören, der Athener sei nirgends artig und liebens-

würdig als in Athen selbst; ich für meine Person habe gefunden, daß sie allenthalben die liebenswürdigsten aller Menschen sind, sobald sie eine Ursache haben, es sein zu wollen, und die widerwärtigsten, sobald sie Jenes für unnöthig halten. Wenn sie dies zu Athen weniger zu sein scheinen, so rührt es vielleicht von einer zwiefachen Täuschung her. In den Inseln sind sie die Wenigern an der Zahl, und ihre Unarten fallen daher um so stärker auf, zumal da sie gewohnt sind, sich gegen ihre Colonien, Schutzverwandten und Unterthanen Alles zu erlauben. Zu Athen sind ebendieselben Unarten unter die ganze Masse der Bürger vertheilt, also an den Einzelnen weniger auffallend, wie man sich im Lande der Buckligen bald gewöhnen würde, lauter Höcker zu sehen. Ueberdies kommt den Athenern zu Gut, daß Alles, was ein gebildeter Mensch nur immer zu sehen, zu hören und zu genießen verlangen kann, so vollständig und in einem so seltnen Grade von Vollkommenheit in Athen vereinigt ist, daß ein Fremder, der sich auf einmal in den Mittelpunkt alles Großen, Schönen und Angenehmen versetzt glaubt, den Glanz, den das Ganze von sich wirft, auch auf den Einwohnern widerscheinen sieht und das, was ihm von ihrer häßlichen Seite in die Augen fällt, um so mehr in einem mildernden Lichte betrachtet, je mehr sie sich anfangs beeifern, ihm nur die schöne und gefällige zu zeigen. Du wirst in den ersten Tagen eine große Aehnlichkeit zwischen den Athenern und Milesiern finden; sie dient aber nur, die Verschiedenheit desto auffallender zu machen, welche meines Bedünkens ganz zum Vortheil der Letztern ist. Doch ich will Deinem eignen Urtheil nicht vorgreifen und bin vielmehr begierig, das meinige dadurch entweder bestätigt oder berichtigt zu sehen.

Vermuthlich ist Dir Xenophon's Anabasis bereits zu Gesichte gekommen, die seit einiger Zeit so viel von sich und ihrem Verfasser zu reden macht; oder sollte es noch nicht geschehen sein, so wirst Du Dich zu Milet leicht mit einem Exemplar versehen können; denn die Nachfrage nach diesem Buch ist so stark, daß die Bibliokapelen von Athen und Korinth nichts Angelegners haben, als die Hände aller Geschwindschreiber, die in beiden Städten aufzutreiben sind, mit möglichster Vervielfältigung desselben zu beschäftigen. Ich glaube nicht zu viel von diesem Werke, so beschränkt auch der Gegenstand desselben ist, zu sagen, wenn ich es in Rücksicht auf die historische Kunst mit dem berühmten Kanon des Bild-

hauers Polyklet vergleiche und behaupte, so müsse jede Geschichte geschrieben sein, auf deren historische Wahrheit man sich verlassen können soll. Die ganze Erzählung ist wie eine Landschaft im vollen Sonnenlicht; Alles liegt hell und offen vor unsern Augen; nichts steht im Schatten, damit etwas Anderes desto stärker herausgehoben werde; Alles erscheint in seiner eigenen Gestalt und Farbe, nichts vergrößert, nichts verschönert, sondern im Gegentheil jede so häufig sich anbietende Gelegenheit, das Außerordentliche und Wunderbare der Thatsachen durch Colorit und Beleuchtung geltend zu machen, geflissentlich vernachlässigt, und die Begebenheiten mit ihren Ursachen und Folgen, die Handlungen mit ihren Motiven und dem Drange der äußern Umstände so natürlich verbunden, daß das Wunderbarste so begreiflich als das Alltäglichste wird. Ein Maler oder Dichter, von welchem Alles dies gesagt werden könnte, würde schlecht dadurch gelobt sein; aber was bei diesen Mangel an Genie und Kunst verriethe, ist nach meinem Begriff das höchste Lob des Geschichtschreibers. Xenophon hat es Allen, die nach ihm kommen werden, schwer, wo nicht unmöglich gemacht, ihn hierin zu übertreffen. Nichts kann ungeschminkter, ja selbst ungeschmückter sein als die naive Grazie seines Stils, nichts einfacher und anspruchloser als seine Art zu erzählen, nichts kaltblütiger und unparteiischer als seine Charakterschilderungen, die bei aller Bestimmtheit und Schärfe der Zeichnung doch so sanft gehalten und beleuchtet sind, daß jeder nachtheilige Zug ihm von der Wahrheit selbst wider Willen abgedrungen scheint. Uebrigens gestehe ich gern, daß Alles, was ich der Anabasis hier zum Ruhme nachsage, schlechterdings erforderlich war, da der Verfasser im Grunde selbst der Held des Stücks ist und also die Einfalt und Bescheidenheit, in welche er alles Große und Ruhmwürdige, was ihn die Wahrheit von Xenophon zu sagen nöthigt, einhüllt, wofern sie ihm nicht natürlich wäre, hätte heucheln müssen, um das Verdächtige und Verhaßte, das der Erzählung unsrer eignen Großthaten anzukleben pflegt, durch den Schleier der Grazien dem Auge der Tadelsucht und Mißgunst zu entziehen.

Was mir dieses Buch so besonders lieb macht, ist die Sokratische Sophrosyne, die es von Anfang bis zu Ende athmet, und die in Allem, was Xenophon sich selbst darin denken, reden und handeln läßt, so lebendig dargestellt ist, daß, indem ich lese, unzählige Erinnerungen in mir erwachen, welche

seiner an sich schon so anziehenden Erzählung durch tausend feine Ideenverbindungen und leise Beziehungen auf etwas, so ich ehemals an Sokrates wahrgenommen oder aus seinem Munde gehört, einen Grad von Interesse geben, den sie freilich nur für Wenige haben kann. Indessen muß doch dieses in seiner Art einzige Buch auch für Leser, die kein näheres Verhältniß zu Sokrates hatten, immer eines der unterhaltendsten, die unsre Sprache aufzuweisen hat, bleiben, und ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht noch in den spätesten Zeiten das Handbuch und der unzertrennliche Gefährte aller großen Feldherren werden sollte.

In den letzten dreißig bis vierzig Jahren haben sich die Athener zu ihrem größten Schaden einer Menge wild und ohne alle Cultur aus dem Boden hervorgeschossener Heerführer anvertraut, die sich's gar nicht zu Sinne kommen ließen, daß Krieg führen und einem Kriegsheere vorstehen eine Kunst sei, welche viel Wissenschaft voraussetzt und ebenso gut gelernt sein will wie irgend eine andere. Xenophon's Anabasis wird hoffentlich solchen Autoschediasten (wie Sokrates sie zu nennen pflegte) die Augen öffnen und ihnen einleuchtend machen, welch eine seltene Vereinigung großer, ungewöhnlicher Naturgaben mit einer Menge erworbener Talente, welche Stärke und Erhabenheit der Seele, Geistesgegenwart, Mäßigung und Gewalt über sich selbst, welch ein behendes, festes, in der Nähe und Ferne gleich scharf sehendes Auge, welche Sorge für die mannichfaltigen Bedürfnisse eines Kriegsheeres, welche Aufmerksamkeit auf die kleinsten Umstände, welche Voraussicht aller möglichen Zufälle, welche Fertigkeit, die günstigen auf der Stelle zu benutzen und, was widrige geschadet haben, sogleich wieder gut zu machen, welche Geschicklichkeit, die unter ihm stehenden Menschen zu prüfen, zu lenken, zu gewinnen und mit weiser Strenge an einen ebenso pünktlichen als willigen Gehorsam zu gewöhnen, mit einem Worte, wie unendlich viel dazu gehöre, daß ein bloßer Freiwilliger, wie Xenophon war, als er dem Cyrus seine Dienste anbot, sich in kurzer Zeit als einen so vollkommenen Feldherren zeigen könne, wie er sich während dieses beispiellosen Unternehmens erwiesen hat, wo es um nichts Geringeres zu thun war, als ein Heer von zehntausend aus allen Theilen Griechenlands zusammengerafften Kriegern, die nichts als sich selbst und ihre Waffen hatten, aus dem Herzen des feindlichen Landes durch eine lange Reihe barbarischer,

feindseliger Völker, über unzugangbare Gebirge und brückenlose Flüsse, einen Weg von mehr als 25,000 Stadien in ihr Vaterland zurückzuführen. Uebrigens ist vielleicht der wichtigste Dienst, den er durch dieses Buch der ganzen Hellas geleistet hat, dieser: daß sie sich daraus überzeugen können, wie furchtbar sie den Barbaren durch ihr schwerbewaffnetes Fußvolk und durch ihre Disciplin und Taktik sind, und welch eine leichte Sache, wofern sie nur unter sich selbst einig wären, es sein würde, mit dreißig- bis vierzigtausend Griechen, von einem Agesilaus oder Xenophon geführt, sich des ganzen ungeheuern Perserreichs zu bemächtigen. Wenn dieser Rückzug der Zehntausend den Muth ihrer braven Vorfahren nicht in ihnen aufzureizen vermag, dann gebe ich sie gänzlich verloren!

Aber wie meinst Du, Hippias, daß die edeln und weisen Athener einem Mitbürger, der ihnen so große Ehre macht, und von dessen Talenten und Charakter sie so große Vortheile ziehen könnten, ihre Achtung bewiesen haben? Sie fanden sich durch seine, ihnen übrigens ganz unnachtheilige Vorliebe zu den Lacedämoniern beleidigt und haben ihn — auf ewig aus Attika hinausgewiesen. O die Kechenäer!

Wenn Dir in dem reizenden Milet noch eine leere Stunde übrig bleibt, die Du an Deinen Freund Aristipp zu verschenken willig bist, so wird mich Dein Brief zu Rhodus finden, sofern Du ihn an Lykophon, Menalippus' Sohn (einen allen Schiffern in diesen Meeren bekannten Namen), zur Bestellung empfehlen willst. L. W.

XXXIII.

Hippias an Aristipp.

Xenophon's Anabasis, welche, weil der Rückzug die Hauptsache ausmacht, ebenso gut Katabasis heißen kann, war mir bereits bekannt, als ich Deinen Brief aus Rhodus erhielt. Auch ich habe sie mit Vergnügen gelesen, und wiewol mir däucht, daß von dem hohen Werthe, den Du diesem Werke beizulegen scheinst, noch etwas abgehen könnte, so gestehe ich doch, daß es nicht leicht wäre, eine an sich selbst so wunderbare Geschichte, wie der Zug und Rückzug der zehntausend Griechen, mit weniger Prunk und in einem treuherzigern Ton zu erzählen; was das unfehlbarste Mittel ist, einen nicht allzu mißtrauischen

Leser in die angenehme Täuschung zu setzen, daß er, ohne allen Argwohn, durch diesen Ton selbst getäuscht zu werden, immer die reinste Wahrheit zu lesen glaubt. Ich sage dies nicht, um die Aufrichtigkeit Xenophon's verdächtig zu machen; indessen bin ich gewiß, von allen den Hauptleuten, die eine Rolle in dieser Geschichte spielen, würde ein Jeder sie mit andern Umständen erzählt und Vieles mit andern Augen und in einem andern Lichte gesehen haben. Wenn nun Jeder von ihnen eine Katabasis geschrieben hätte, müßte nicht ein unbefangener Leser öfters zweifelhaft sein, wem er glauben sollte? Dieser Einwurf gilt gegen die Zuverlässigkeit einer jeden Geschichtserzählung einer Reihe von Begebenheiten, in welche nebst dem Erzähler selbst viele an Denkart, sittlichem Charakter, Absichten und Interesse verschiedene Menschen verwickelt waren; und er ist um so weniger zu heben, da er sich auf die menschliche Natur selbst gründet und daher schwerlich eine Ausnahme zu Gunsten irgend eines Einzelnen zuläßt. Alles, was wir von einem solchen Erzähler zu fordern berechtigt sind, ist, daß er den Willen habe, uns nichts für wahr zu geben, als was er selbst für wahr hält. Werden wir dann demungeachtet getäuscht, so liegt die Schuld an uns selbst, nicht an ihm. Ich zweifle so wenig daran, daß Xenophon uns nichts als reine historische Wahrheit geben wollte, daß ich vielmehr sagen möchte, er habe diesem löblichen Vorsatz keinen geringen Theil des Vergnügens aufgeopfert, das er uns hätte machen können, wenn er, wie Herodot, unsre Einbildungskraft etwas mehr Antheil an seiner Erzählung hätte nehmen lassen wollen. Denn nichts kann einem Schriftsteller leichter begegnen, als vor lauter Begierde, wahr zu sein, langweilig zu werden. Doch dafür ist in diesem Werke gesorgt. Man kann sich darauf verlassen, daß ein Autor, der seine eigene Geschichte und Thaten erzählt, wofern er nicht ohne alles Genie ist, nie sehr langweilig werden wird. Solltest Du den kleinen Streich nicht bemerkt haben, Aristipp, den ihm die wunderbare Zauberin, die man aus Mangel eines passendern Namens Eigenliebe nennt, vermuthlich ohne sein Wissen und Wollen, gespielt hat, „ihm, so oft er uns erzählt, was Xenophon der Athener gedacht, gesprochen, gethan und gewollt hat, ganz leise, leise das Sokratische Ideal eines vollkommnen Feldherren unterzuschieben?" Eine Täuschung, deren er sich um so weniger versah, da er vermuthlich dadurch, daß er von sich selbst immer

in der dritten Person spricht, eine treffliche Maaßregel gegen die Nachstellungen des hinterlistigen Ichs genommen zu haben glaubte. Daß er während dieses ganzen Kriegszuges jenes Ideal immer vor Augen hatte, daß er es zu erreichen strebte, war eines ehmaligen Zöglings und vieljährigen Freundes des Weisesten aller Menschen würdig; aber daß er es so vollständig in seiner eigenen Person darstellt, dabei könnte sich doch wol ihm selbst unbemerkt etwas Poesie eingemischt haben. Oder wollen wir es ihm etwa gutschreiben, daß er sich so ganz unverhohlen zu der Sokratischen Schwachheit, — in vollem Ernst an Zeus Meilichios und Hercules Hegemon zu glauben, bekennt und uns mit der Treuherzigkeit eines böotischen Bäuerleins seine Träume und noch manche andere Dinge erzählt, die er seiner Urgroßmutter nachzusagen hätte erröthen sollen? Ich mußte laut auflachen, wie ich im vierten Buche las, was geschehen sei, da sie eines Tages auf ihrem beschwerlichen Marsche über die karduchischen Berge, bei einem äußerst heftigen und schneidenden Nordwind, der ihnen mit vollen Backen ins Gesicht blies, sich durch ellentiefen Schnee so mühselig durcharbeiten mußten, daß viele Menschen und Thiere dabei verloren gingen. „Da hieß uns Einer von den Wahrsagern, dem Wind ein Opfer schlachten," sagt Xenophon mit einer Einfalt, die man für Sokratische Ironie halten müßte, wenn er nicht unmittelbar darauf mit dem gläubigsten Ernst hinzusetzte: „Es wurde also geopfert, und es däuchte Allen, daß die Strenge des Windes nachgelassen habe." — Doch dieses Geschichtchen ließe allenfalls noch eine leidliche Erklärung zu. Der Gott Boreas, der zu Athen und an mehrern Orten Griechenlands einen Altar hat, wird vorzüglich von den Arkadiern zu Megalopolis verehrt; und beinahe der dritte Theil des Heers bestand aus Arkadiern. Der Einfall des Wahrsagers, den Zorn dieses Gottes durch ein Opfer zu besänftigen, war also nichts weniger als unverständig, da er dazu diente, den Muth des gemeinen Mannes wieder zu beleben und die Wuth des Windes, falls sie indessen nicht etwa von selbst nachließ, wenigstens durch die Kraft des Glaubens zu dämpfen. Das Letztere scheint auch der Fall gewesen zu sein; denn Xenophon sagt nicht, der Wind habe wirklich nachgelassen, sondern nur, sie hätten Alle geglaubt, er lasse zusehends nach. Schwerer dürfte es sein, den Menschenverstand unsers Sokratischen Kriegshelden mit seinem überschwänglichen Glauben an die Hiero-

skopie zu vereinigen. In der That treibt er diese Schwachheit so weit, daß man oft lieber an seiner Aufrichtigkeit zweifeln und seine seltsame Beharrlichkeit, sich alle Augenblicke in den Eingeweiden der Opferthiere, mit dem blindesten Vertrauen auf ihre Entscheidung, Rathes zu erholen, für einen Kunstgriff halten möchte, eine aus so vielerlei verschiedenen griechischen Staaten gezogene, über den schlechten Erfolg ihrer großen Erwartungen mißmuthige, widerspänstige, mißtrauische und immer zum Aufstand bereite Mannschaft (wie die Zehntausend sich in dieser ganzen Geschichte beweisen) desto leichter beisammen und in einiger Subordination zu erhalten. Aber man sieht sich alle Augenblicke genöthigt, diese Vermuthung wieder aufzugeben, so häufig sind die Beispiele, wo ohne die Voraussetzung, daß er an diese Art von Divination in vollem Ernst geglaubt habe, entweder sein Betragen schlechterdings unbegreiflich wäre, oder wo sich nicht der mindeste Beweggrund ersinnen läßt, warum er vernünftigen Lesern seines Buchs die Gesundheit seines Verstandes durch eine ohne allen Zweck vorgegebene Deisidämonie hätte verdächtig machen wollen. Das Sonderbarste bei der Sache ist, daß er in diesem Aberglauben viel weiter geht als sein Meister selbst, dessen Ansehen sonst so viel bei ihm gilt. Sokrates wollte, daß man nur in Fällen, wo das Orakel der Vernunft verstummt, seine Zuflucht zu den Opferlebern oder zu den Hexametern der Pythia nehmen sollte; Xenophon hingegen sagt zu seinen versammelten Soldaten: „Ich berathe mich, wie Ihr seht, aus den Opfereingeweiden, so oft und viel ich nur immer kann, sowol für Euch als für mich selbst, damit ich nichts reden, denken noch thun möge, als was Euch und mir das Rühmlichste und Beste ist." — Konnte und mußte ihm nicht, wenigstens in den meisten Fällen, seine Vernunft die sicherste Auskunft hierüber geben? Du wirst mir vielleicht sagen: „Dieser seltsamen Schwachheit ungeachtet hat sich Xenophon bei diesem Rückzug als einen der verständigsten, geschicktesten und tapfersten Kriegsobersten bewiesen, die jemals gewesen sind." — Aber würde er dies ohne eine so lächerliche Grille weniger oder nicht vielmehr in einem noch höhern Grade gewesen sein? Bei Allem dem gestehe ich gern, daß Xenophon, ein Wenig Sokratische Pedanterie abgerechnet, der polirteste, sittlichste und für alle Lagen und Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens tauglichste Mann nicht nur unter allen Sokratikern, sondern vielleicht unter allen

Griechen, so wie er noch jetzt, in einem Alter von mehr als funfzig Jahren, einer der schönsten ist; und ich kann ihm dies um so zuversichtlicher nachsagen, da ich ihn hier zu Milet mehr als einmal im Gefolge des Agesilaus gesehen und gesprochen habe. Dieser König von Sparta scheint im Begriff zu sein, das, was Du von einer sehr möglichen Folge des Rückzugs der Zehntausend geweissagt hast, wahr zu machen. Aber der böse Dämon der Griechen ist mit den Schutzgöttern Persiens im geheimen Einverständniß; oder, ohne Figuren zu reden, ihre Zwietracht und Eifersucht über einander, die seit dem Trojanischen Kriege die Quelle alles ihres Unglücks war, wird auch diesmal die Sicherheit des Perserreichs sein und es so lange bleiben, bis sich in Griechenland selbst ein König erhebt, der vor allen Dingen der Unabhängigkeit aller dieser kleinen Republiken ein Ende macht, welche sich ihrer Freiheit so schlecht zu ihrem eigenen Besten zu bedienen wissen. Dieser König wird über lang oder kurz wie ein Gewitter über sie herfallen, und wer weiß, ob er nicht in Sicilien oder Thessalien oder Macedonien schon geboren ist?

Je länger ich hier lebe, je mehr finde ich, daß Du mir nicht zu viel von dem Aufenthalt in Milet versprochen hast, und die Einwohner scheinen mir den Vorzug, den Du ihnen vor den Athenern giebst, täglich mehr zu rechtfertigen. Die Milesier haben den guten Verstand, keine glänzendere Rolle in der Welt spielen zu wollen, als wozu sie durch die Lage ihrer Stadt bestimmt sind, und scheinen sich ohne Mühe in den Schranken zu halten, welche die Mittelmäßigkeit ihres Gemeinwesens um sie her zieht. Milet ist Alles, was es sein kann, indem es einer der ansehnlichsten und blühendsten Handelsplätze in der Welt ist, und sich dabei zu erhalten, scheint ihr höchster Ehrgeiz zu sein.

Wie glücklich wären die Athener, wenn sie, seit Solon den Grund zu ihrem ehemaligen Wohlstand legte, sich so wie die Milesier zu mäßigen gewußt hätten! Aber das Ansehen und der Ruhm, den sie sich in dem Zeitraum des medischen Kriegs erwarben, machte sie schwindlicht; seit dieser Zeit können sie nicht ruhig sein, wenn sie nicht die Ersten in Griechenland sind; aber sie können ebenso wenig ruhen, wenn sie es geworden sind. Mit jeder höhern Stufe, die sie ersteigen, entdecken sie, wie viel noch fehlt, um die Ersten in der Welt zu sein; und nun ist ihnen nichts, was sie haben, genug, und sie

schnappen so lange nach dem luftigen Gegenstand ihrer Unersättlichkeit, bis sie auch das verlieren, was sie hatten und durch Genügsamkeit und ein zugleich männliches und kluges Betragen ewig erhalten könnten. Der Athener ist unendlich eifersüchtig über eine Freiheit, die er nicht zu gebrauchen weiß; er will blos frei sein, damit ihm alle Andern dienen; deswegen will er es allein sein und unterwirft sich Alles, was nicht mächtig genug ist, ihm zu widerstehen; der Milesier ist mit so viel Freiheit zufrieden, als er zu seinem Wohlstand nöthig hat, und verlangt keine größere Macht, als die Beschützung seines ausgebreiteten Handels erfordert.

In beiden Städten ist das Volk überhaupt lebhaft, witzig und zum Scherz geneigt, aber der Milesier, ohne leicht die Grenzen der Wohlanständigkeit und der Achtung, die man im geselligen Umgang einander schuldig ist, zu überschreiten. Der Witz des Atheners hingegen ist scharf und beißend; auf den ersten Blick hat er das Lächerliche an Personen und Sachen weg und bespottet es mit so viel weniger Schonung, da ihm sein demokratischer Trotz und der Stolz auf den Athenischen Namen eine Selbstgefälligkeit und einen Uebermuth giebt, den die Fremden ziemlich drückend finden. Er sieht Alles, was nicht attisch ist, über die Achseln an und ist immer voraus entschlossen, Allem, was er nicht selbst sagt, zu widersprechen. Er weiß schon bei Deinen ersten Worten, was Du vorbringen willst, widerlegt Dich, ehe Du ihm zeigen kannst, daß Du bereits seiner Meinung bist, antwortet Dir auf ein ernsthaftes Argument mit einem Wortspiel oder einer Spitzfindigkeit und geht im Triumph davon, wenn er nur ein paar Lacher auf seiner Seite hat. Athener und Milesier sind gesellig und gastfrei; aber wenn der Athener Dich einladet, so ist es, um sich Dir zu zeigen; der Milesier will, daß Dir wohl bei ihm sei. Beide scheinen alles Schöne, besonders in den Künsten, bis zur Schwärmerei zu lieben; aber der Athener, um darüber zu schwatzen, der Milesier, um es zu genießen. Ueberhaupt sind die Letztern ein fröhliches, genialisches Volk, heiter und lachend wie ihr Himmel, warm und üppig wie ihr Boden; aber doch das Letztere nicht mehr, als mit der Betriebsamkeit und dem Handelsgeiste bestehen kann, denen sie ihren großen Wohlstand zu danken haben. Zu Milet sehe ich Jedermann in der ersten Hälfte des Tages beschäftigt, um die andre desto freier dem Vergnügen widmen zu können. Der Reichthum hat in ihren

Augen nur insofern einen Werth, als er ihnen die Mittel zum angenehmsten Lebensgenuß verschafft; aber sie vergessen auch nie, daß die Quellen desselben durch anhaltende Thätigkeit im Fluß erhalten werden müssen und ohne eine verständige Oekonomie bald versiegen würden. Die Athener bleiben unter unaufhörlichen Entwürfen, wie sie ohne Arbeit reich werden wollen, immer hinter ihren Bedürfnissen zurück, und die Meisten darben im Alter oder müssen zu den schlechtesten und verächtlichsten Hilfsquellen ihre Zuflucht nehmen, weil ein Athener es sich nie verzeihen könnte, wenn er einen gegenwärtigen Genuß einem künftigen aufgeopfert hätte. Dies ist ungefähr Alles, Freund Aristipp, was ich bis jetzt von dem Unterschied in dem Charakter der Milesier und der Kechenäer bemerkt habe. Daß es auf beiden Seiten Ausnahmen giebt, versteht sich von selbst.

Seit einigen Tagen erfahre ich endlich auch wieder etwas von der schönen Lais. Sie lebt, sagt man, zu Sardes auf Kosten des bezauberten Arasambes wie eine zweite Semiramis, und Leute, die seit Kurzem von Ephesus kommen, können nicht genug von der Pracht ihres Hofstaats erzählen und von der Menge und Schönheit ihrer Sklaven und Sklavinnen und von den herrlichen Festen, die ihr zu Ehren unaufhörlich auf einander folgen, kurz, von der grenzenlosen Ueppigkeit, womit sie die Schätze ihres Liebhabers verschwendet, der es auf diesen Fuß nicht lange aushalten könnte, wenn auch alles Gold des Paktol's und des Ganges in seine Schatzkammer strömte. Ich zweifle nicht, daß in Allem diesem sehr viel Uebertriebenes ist; doch begreift sich's, wie die Liebe zum Schönen und Großen in der Natur und der Kunst (die einzige Leidenschaft unsrer Freundin) unter der Herrschaft einer so fruchtbaren Einbildungskraft wie die ihrige in weniger als zehn Jahren einen Krösus zum Irus machen könnte. Daß sie eine so betrübte Katastrophe nicht abwarten wird, bin ich gewiß, oder ich müßte sie schlecht kennen. Indessen nimmt mich's doch Wunder, was das Spiel für einen Ausgang nehmen wird.

XXXIV.

Aristipp an Kleonidas.

Ich rechne es der schönen und guten Musarion zu keinem kleinen Verdienst an, daß es ihr, wie Du mir schreibst, so wohl in Cyrene gefällt; nicht, als ob es mir an kindlicher Liebe zu meiner Vaterstadt so sehr gebräche, daß ich von Allem, was zu ihrem Lobe gesagt werden kann, auch nur ein Leucippisches Sonnenstäubchen abgehen lassen wollte! Aber wir haben Athen und Korinth und Syrakus und Milet und Ephesus gesehen; und blühte nicht Musarion in den Zaubergärten der Lais zu Aegina auf? Wahrlich, wenn sie die Gärten der Hesperiden um Cyrene zu sehen glaubt und die Aussicht vom Altan ihres Hauses in die unendlichen Kornfelder und mit lauter Silphium bedeckten Anhöhen um Cyrene so reizend findet, so kann ich wol schwerlich irren, wenn ich es einer Ursache beimesse, welche sogar die kahlen Felsen von Seriphos an der Seite ihres Kleonidas zur Insel der Kalypso für sie machen würde.

Warum hat doch die Natur diesen zarten Liebessinn, der sich auf einen Gegenstand beschränken und in dessen Glückseligkeit seine eigne höchste Befriedigung finden kann, nicht auch unsrer schönen Freundin Lais eingepflanzt? — Eine närrische Frage, ich gesteh' es, — denn da wäre sie nicht Lais — aber wenn ich mir vorstelle, daß ein so herrliches Weib aller Wahrscheinlichkeit nach in der zweiten Hälfte ihres Lebens nicht glücklich sein wird, so kann ich mich dennoch des Wunsches nicht erwehren, daß es möglich sein möchte, die sanfte, genügsame, liebende Seele unsrer Musarion zu haben und doch Lais zu sein. Ich sehe voraus, daß der fürstliche Arasambes das Glück, worauf er stolz ist, das schönste Weib des Erdbodens zu besitzen, theurer bezahlen wird, als er gerechnet hat. Ich meine damit nicht, daß er seine Schätze verschwendet, um alle ihre Tage zu Festen zu machen; das rechnet er selbst für nichts. Aber wenn er sehen wird, daß er es mit Allem, was er für sie thut, nicht in seine Macht bekommt, Die, die ihn unendlich glücklich machen würde, wenn sie es selbst wäre, in ebendieselbe Täuschung zu versetzen, in welcher er, so lang' er sie für Wahrheit hielt, sich den Göttern gleich fühlte; wenn er sehen wird, daß diese Zauberin, die Alles, was ihre Augen erreichen, in

Flammen setzt, selbst, gleich dem Salamander, mitten im Feuer kalt bleibt, und daß der Mann, der sich ihr ganz aufopfert, wie liebenswürdig er auch sein mag, doch immer einen alle seine Beeiferungen vereitelnden Nebenbuhler in ihr selbst finden wird: was muß die natürliche Folge einer solchen Entdeckung sein? und wie lange glaubst Du, daß die stolze Lais auch nur die ersten Symptomen der Eifersucht, den stillen Mißmuth, die geheime Unruhe und die halb erstickten Seufzer eines unbefriedigten Liebhabers ertragen wird?

Ihre ersten Briefe von Sardes waren freilich von der besten Vorbedeutung und hätten mich, wenn ich sie nicht genauer kennte, beinahe überreden können, daß es dem schönen Perser gelungen sei, eine glückliche Veränderung in ihrem Innern zu bewirken. Die Neuheit des Schauplatzes, auf dem sie im Glanz einer Königin auftrat; das schmeichelnde Gefühl, sich von Jedem, der ihr nahen durfte, als die sichtbar gewordene Göttin der Schönheit angebetet zu sehen; eine ununterbrochene Folge von Festen, deren immer eines das andere auslöschte; die Macht, über die Schätze ihres Liebhabers nach Gefallen zu gebieten; die fliegende Eile, womit jeder ihrer Winke befolgt, jeder ihrer leisesten Wünsche ausgeführt wurde, und (was vielleicht noch stärker als dies Alles auf sie wirkte) der Anblick der schwärmerischen Wonnetrunkenheit des glücklichen Arasambes, die ihr Werk war und, weil sie ihr das schmeichelhafteste Selbstgefühl gab, den Willen in ihr hervorbrachte, ihn in der That so glücklich zu machen, als es in ihrem unerschöpflichen Vermögen steht: wie hätte nicht Alles dies auch sie in eine Art von Berauschung setzen sollen, die der gute Arasambes für Liebe hielt, und sie selbst vielleicht eine Zeit lang dafür halten mochte? Aber was mir mein Herz schon lange weissagte, scheint bereits erfolgt zu sein. Der magische Taumel ist vorüber; das alltäglich Gewordene rührt sie nicht mehr; sie hat Alles, was tausend Andere — Matronen und Hetären — mit Tantalischer Begierlichkeit wünschen oder verfolgen und nie erreichen werden, bis zur Sättigung genossen; ihr unbefriedigter Geist verlangt neue, unbekannte Gegenstände, wünscht vielleicht sogar die alten zurück, die aus dem Medeen-Kessel der Phantasie aufgefrischt und in jugendlichem Glanze vor ihr aufsteigen. In dieser Stimmung dürfte sich ihr der Gedanke, daß Arasambes sie als sein Eigenthum betrachte, nur von ferne zeigen, sie wäre fähig,

ihn und Alles zu verlassen und nach Korinth zurückzukommen, blos um sich selbst zu beweisen, daß sie frei sei.

Mein Verhältniß zu dieser seltenen Frau war vom ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft an so einzig in seiner Art als sie selbst. Wir gefielen einander und gleiteten in sympathetischer Unbefangenheit auf dem sanften Strom einer leisen Ahnung dessen, was wir einander sein könnten, still und sorglos dahin. Nie, oder doch nie länger, als eine leichte Berauschung in Wein von Lesbos dauert, habe ich das, was man leidenschaftliche Liebe nennt, für sie gefühlt; aber der wärmste ihrer Freunde werd' ich bleiben, so lang' ich athme; und wie wenig ich mir auch Hoffnung mache, daß es mir gelingen werde, so will ich doch nie aufhören, ihrem bösen Genius entgegenzustreben. Sie hat nun (da sie doch weder wünschen noch hoffen kann, Königin von Persien zu werden) die Erfahrung gemacht, von welcher Art die Glückseligkeit sei, die ein Geist wie der ihrige aus dem, was gewöhnlichen Menschen das Höchste ist, schöpfen kann. Sollt' es denn wirklich unmöglich sein, sie zu überzeugen, daß sie, wofern sie es nur ernstlich wollte, das einzige Gut, das ihr noch unbekannt ist, Zufriedenheit und Seelenruhe, zu Aegina im Schooße der Natur, der Kunst und der Freundschaft finden könnte?

Ich halte mich, nachdem ich den ganzen Sommer damit zugebracht habe, beinahe alle Inseln des Ikarischen Meeres, die man die Sporaden zu nennen pflegt, eine nach der andern zu besuchen, dermalen zu Rhodus auf, wo ich die neue Hauptstadt dieses Namens, gleich einer prächtigen hundertblättrigen Rose in der Morgensonne, sich ausbreiten und zu einer der schönsten Städte, die von Griechen bewohnt werden, emporblühen sehe. Weil ich hier sehr Vieles finde, das meinem Reiseplan zufolge meine ganze Aufmerksamkeit verdient, so gedenke ich bis zu Anfang des Thargelions hier zu verweilen, und hoffe, da der Verkehr zwischen Cyrene und Rhodus jetzt lebhafter als jemals ist, binnen dieser Zeit mehr als einmal gute Nachrichten von Euch zu erhalten.

XXXV.

Lais an Aristipp.

Du, der so Vielerlei weiß und Neugier für Alles hat, solltest Du nicht etwa ein Mittel für die Art von Langweile wissen, welche (wie mir ein Sohn des Hippokrates sagt) aus allzu großem Ueberfluß an Kurzweil entspringen soll?

Du hast Dich vor einiger Zeit nach meinem Wohlbefinden erkundigt. O mein Freund, ich bin so glücklich, so entsetzlich glücklich, daß ich es vor lauter Glückseligkeit nicht lange mehr ausdauern werde. Gnade mir Adrasteia! Sagt man nicht, es gebe Leute, die sich weit leichter in großes Unglück als in großes Glück zu finden wissen? Ich muß wol eine von diesen widersinnischen Personen sein. Dieser Arasambes zum Beispiel ist unleugbar viel zu vornehm, zu reich, zu schön, zu gefällig, zu aufmerksam und zu dienstfertig für Deine arme Lais; und woher, um aller Grazien willen, sollte sie die ungeheure Menge von Liebe nehmen, die sie nöthig hätte, um die seinige zu erwidern? Ich merke wol, daß er mir mit guter Art zu verstehen geben will, ich brauche es nur zu machen wie er, als da ist: mir beinahe die Augen aus dem Kopfe zu gucken, um in den seinigen zu erspähen, was er vielleicht morgen wünschen werde, oder, wenn ich irgend eine leichte Spur vom Schatten eines Wölkchens auf seiner breiten Stirn gewahr werde, gleich in eine tödtliche Unruhe zu fallen und Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um die Ursache des großen Unglücks zu entdecken und das Mittel dagegen auf der Stelle herbeizuschaffen. Ich übertreibe nichts, Aristipp; dies ist seine Manier zu lieben, und es liegt nicht an ihm, wenn ich nicht das unglücklichste Wesen unter der Sonne bin, so unbeschreiblich beschwerlich und ängstlich ist seine Aufmerksamkeit und sein Verlangen, mich zur seligsten aller Sterblichen zu machen. Denn wie sollt' er je zu viel für Diejenige thun können, die ihn schon durch ein zufriednes Lächeln, schon durch einen Blick, der ihm sagt, daß sie seine Aufmerksamkeit bemerkt, mitten unter die Götter versetzen kann? Du erinnerst Dich vielleicht noch, daß mir anfangs ein Wenig bange war, er möchte wol einige Anlage zur Eifersucht haben; aber von der Art Eifersucht, womit der arme Mensch geplagt ist, ließ ich mir wenig träumen. Er ist nicht etwa darüber eifersüchtig, daß ich nicht zärtlich genug gegen ihn bin

oder vielleicht einen Andern lieber haben könnte als ihn; er ist es über sich selbst, weil er immer zu wenig zu thun glaubt und immer einen Arasambes im Kopfe stecken hat, der noch viel mehr thun möchte und könnte. Auch geht sein Eifer, mir gefällig zu sein und mir keinen möglichen Wunsch übrig zu lassen, bis zum Unglaublichen. Hat er nicht neulich zwanzig schöne hyrkanische Pferde zu Tode reiten lassen, um einen gewissen Fisch mit einem barbarischen Namen, den ich wieder vergessen habe, herbeizuschaffen, von welchem Jemand über der Tafel erzählt hatte, er habe wechselsweise gold- und purpurfarbne Schuppen und würde nirgends als im Ausfluß des Phasis gefangen? Ich Unglückliche lasse mir in der Unschuld meines Herzens das Wort entfahren, diese Fische müßten in einem Gartenteiche nicht übel aussehen. Augenblicklich springt mein Arasambes auf, ist wie ein Blitz aus dem Saal verschwunden, und in weniger als einer halben Stunde höre ich das Trampeln einer ganzen Schwadron Reiter, die den Befehl haben, Tag und Nacht zu rennen, um etliche Fäßchen voll dieser Fische, sie möchten kosten, was sie wollten, vom östlichen Ende des Euxin's herbeizuholen. Du kannst nicht glauben, wie ich mich in Acht nehmen muß, daß solche Dinge nicht alle Tage begegnen. Und nun vollends den Zwang, den ich mir anthun muß, wenn ich nicht in meinen eignen Augen die undankbarste Person von der Welt scheinen will, ihm über dergleichen ausschweifende Beweise seiner sublimen Leidenschaft eine Freude zu zeigen, die ich nicht fühle! Ich sage Dir, wenn das noch lange so währen sollte, ich behielte keinen ehrlichen Blutstropfen im Leibe!

O mein Aristipp! was für glückliche Zeiten waren das, wo wir in der Rosenlaube zu Aegina, dem Altar der Freundschaft gegenüber, beisammen saßen und mit freier, unbefangener Seele über tausend Dinge philosophirten, die uns im Grunde wenig kümmerten, und, wenn uns nichts mehr einfallen wollte, die Lücke mit Scherzen und Tändeln ausfüllten, und, ohne uns das Wie und Warum und Wie viel oder Wie wenig anfechten zu lassen, einander gerade so glücklich machten, als Jedes zu sein wünschte und fähig war! — Welch eine große Wahrheit sagt Sophokles in seiner Antigone:

„Wär' auch Dein ganzes Haus mit Reichthum angefüllt,
Und lebtest Du in königlichem Prunke,
Fehlt Frohsinn Dir dabei, so gäb' ich nicht
Den Schatten eines Rauchs um Alles das!" —

Wahr! wahr! Und wußt' ich es nicht vorher? Wozu hatte ich nöthig, mich durch eigene Erfahrung davon zu versichern? — Freilich, ich war eine Thörin! Aber die kürzesten Thorheiten sind die besten. Muthe mir also nicht zu, daß ich es hier länger aushalte! Nein, Trauter! meine Entschließung ist genommen, und daß ich nicht gleich auf der Stelle davonlaufe, hängt blos an einer einzigen Schwierigkeit. Du weißt, ich mag Alles gern mit guter Art thun. Arasambes hat nichts als Gutes um mich verdient. Er selbst muß unsre Trennung wünschen, muß mir noch Dank dafür wissen, wenn ich meiner Wege gehe. Dies auf eine feine und ungezwungene Art herbeizuführen, ist, so wie die Sachen jetzt stehen, keine leichte Aufgabe. Ich habe zwar ein ganz artiges Plänchen in meinem Kopfe; nur das Mittel zur Ausführung liegt noch im Schooße der Götter. Aber, wie gesagt, meine Geduld reicht nicht mehr weit; und wenn der Zufall, der bei allen menschlichen Dingen doch immer das Beste thun muß, sich meiner nicht bald annimmt, so stehe ich Dir nicht dafür, daß ich nicht in einem Anstoß von guter Laune dem edeln Arasambes den Antrag mache, nach Leukadia mit mir zu reisen und Hand in Hand den berüchtigten Sprung mit mir zu wagen, der uns Beide, ihn von seiner nie befriedigten Liebe, mich von der Last, sie zu dulden und nicht erwidern zu können, auf einmal befreien würde.

XXXVI.

Aristipp an Lais.

Du wärest wahrscheinlich die Erste, schöne Lais, die den Sprung von Leukadia thäte, um eine Glückseligkeit loszuwerden, wegen welcher Du von allen Schönen Griechenlands beneidet wirst. Hoffentlich soll es dazu nicht kommen, wenn anders die Leidenschaft des königlichen Arasambes nicht von einer so unzerstörbaren Natur ist, daß alle Mittel, sich hassen zu machen, die ein reizendes Weib in ihrer Gewalt hat, an ihm verloren gehen sollten. Du würdest mich billig auslachen, wenn ich mir herausnähme, den Delphin (wie das Sprichwort sagt) schwimmen zu lehren und Dir einige dieser Mittel vorzuschlagen, die ich für unfehlbar halte! Ich sehe wol, es liegt nicht daran, daß Du sie nicht kennen solltest; Du kannst Dich nur nicht entschließen, Gebrauch davon zu machen; und freilich wär' es eine seltsame

Zumuthung, von Dir zu verlangen, daß Du weniger liebenswürdig sein solltest, weil ein Anderer das Unglück hat, Dir mit seiner Liebe beschwerlich zu sein. Doch getrost, meine Freundin, ich sehe das Ende Deiner unerhörten Leiden schneller, als Du hoffst, heranrücken. Wäre die Schwärmerei, womit der arme Arasambes behaftet ist, wechselseitig gewesen, so würde sie sich, wie alles Uebermäßige, schon lang' erschöpft haben. Blos der Umstand, daß ihm immer noch so viel zu wünschen übrig bleibt, und daß Du ihn immer ahnen lässest, Du hättest noch weit mehr zu geben, ist die Ursache, daß seine Leidenschaft gerade durch das, was andre Liebhaber gewöhnlich abkühlt, immer heißer werden muß. So lang' er noch hoffen kann, Dich endlich ebenso warm zu machen, als er selbst ist, verdoppelt er seine Bemühungen; wenn er aber Alles versucht hat, ohne seinem Ziele näher gekommen zu sein, was bleibt ihm übrig? Er muß und wird endlich, vielleicht ohne sich's gestehen zu wollen, ermüden. Du wirst immer zerstreuter und kaltsinniger, er, dem Deine leisesten Bewegungen nicht entgehen, immer unruhiger und mißmuthiger werden. Er wird es unnatürlich finden, daß so unendlich viel Liebe Dich nicht endlich überwältigen könne, und wird nicht aufhören, die Ursache davon ergründen zu wollen. Unvermerkt wird eine Eifersucht sich seiner bemächtigen, die desto peinlicher für ihn sein wird, da sie keinen Gegenstand hat, und Du selbst, Deiner vorsätzlichen Langweiligkeit unbeschadet, immer eine heitre Stirne zeigst, Alles vermeidest, was Verdacht in ihm erregen könnte, und Alles thust, was Dein Verlangen, ihm gefällig zu sein, beweisen kann. Du tanzest, so oft und so lang' er will, singst, sobald er es zu wünschen scheint, ohne Dich einen Augenblick bitten zu lassen, kleidest und putzest Dich immer nach seinem Geschmack und bedankst Dich für einen Phönix, den er mit schweren Kosten aus Panchaia für Dich kommen läßt, ebenso artig als für einen Blumenstrauß aus seinen Gärten; kurz, Du thust Alles, was ein Mann nach einer zwanzigjährigen Ehe von der gutartigsten Hausfrau nur immer erwarten kann. Wenn er diese Diät länger als sechs Wochen aushält, so nenne mich den unwissendsten aller Menschen! Nun, versuch es und sag ihm in einer Stunde, wo Du seine feurigsten Liebkosungen mit der matronenhaftesten Würde und Ruhe — geduldet hast: „wie zärtlich auch die Sympathie zwischen zwei Liebenden sein möge, so sei es doch wohlgethan, sich von Zeit zu Zeit einer kleinen

Trennung zu unterwerfen;" bitte um seine Einwilligung zu einer Luftveränderung in Aegina und rathe ihm, auf etliche Monate nach Susa oder Ekbatana zu gehen; Du wirst sehen, daß er sich mit der besten Art von der Welt dazu bequemen wird. Mein Dämonion müßte mich zum ersten Male betrügen, Laiska, wenn dies nicht das unfehlbarste Mittel ist, uns binnen zwei Monaten in Deiner Rosenlaube zu Aegina unter den Augen der freundlichen Grazien — wiederzusehen!

XXXVII.

Lais an Aristipp.

Im Vertrauen zu Dir gesagt, Aristipp — mir steigt zuweilen ein kleiner Zweifel auf, ob ich nicht eine sehr unartige, verkehrte Person und eine Thörin obendrein sei, daß ich es ordentlich drauf anlege und mir alle mögliche Mühe gebe, einen Liebhaber loszuwerden, welchen mit Vulcanischen Fesseln zu umwinden und festzuhalten, jede Andere an meiner Stelle zum einzigen Ziel aller ihrer Gedanken und Bestrebungen machen würde. Du siehst hieraus, daß ich noch nicht ganz mit mir selbst einverstanden bin; vielmehr muß ich besorgen, daß Arasambes noch einen geheimen Anhang in meinem Herzen hat, der vielleicht nur desto gefährlicher ist, weil er sein Wesen im Verborgenen treibt. Woran hange ich denn hier noch? Des hofmäßigen Prunks und Pomps, der Sardanapalischen Tafeln, des lästigen Gewimmels von Eunuchen und Sklavinnen bin ich überdrüssig, und die ewigen Feste in morgenländischem Geschmack machen mir Langeweile. Es ist wahr, eine Zeit lang fand ich Vergnügen daran, mich selbst mit Erfindung und Anordnung einer Menge mannichfaltiger, hier nie gesehener Ergetzungen für Aug' und Ohr zu beschäftigen. Die geschicktesten Baumeister, Bildhauer und Maler Joniens, die berühmtesten Tonkünstler, Schauspieler, Tänzer und Tänzerinnen wurden angestellt, die Kinder meiner üppigen Phantasie zur Welt zu bringen. Aber auch diese Quelle ist vertrocknet. Kurz, ich habe nur noch ein einziges Gefühl, das lebhaft genug ist, mich zu überzeugen, daß ich nicht schon unter den Schatten im Hades herumgleite, und das ist — die Ungeduld, die mich zuweilen anwandelt, mich auf meinen thracischen Goldfuchs, einen unmittelbaren Sohn des Aeolus, zu schwingen und ohne Abschied davonzurennen. Stände mir,

wie der glücklichen Medea, auf den ersten Wink ein Drachenwagen zu Dienste, so wäre ich in diesem Augenblick — bei Dir zu Rhodus, wofern ich anders nicht besorgen müßte, Dich ein Wenig übermüthiger zu machen, als einem Sokratischen Philosophen geziemen will. Da dies nicht angeht, so habe ich mich endlich doch, gern oder ungern, zu dem Mittel herablassen müssen, das Du mir vorgeschlagen hast — weil Du nicht zu fühlen scheinst, wie unwürdig es meiner ist. Dafür muß ich Dir aber auch zum Troste sagen, es schlägt trefflich an, und könnt' ich es nur über mein Herz bringen, damit fortzufahren, so glaube ich beinahe selbst, es würde Alles wirken, was Du Dir davon versprichst. Aber ich gestehe Dir meine Schwachheit, wenn es ihm (was ich jetzt selten begegnen lasse) endlich einmal gelungen ist, mich auf meinem Sopha allein zu finden, und ich ihm in Antwort auf die zärtlichsten Dinge, die er mir mit allem Feuer der ersten unbefriedigten Leidenschaft sagt, Deiner Vorschrift zufolge mit der matronenhaftesten Kälte so holdselig als möglich ins Gesicht gegähnt habe, und der arme Mensch vor Erstaunen über die Schönheit meiner zweiunddreißig Perlenzähne mitten in einer zärtlichen Phrase stecken bleibt und den trostlosesten Blick auf meine ruhigen, spiegelhellen Augen heftet, — da kommt mich ein solches Mitleiden mit ihm an, daß es mir unmöglich ist, meine Hausfrauenrolle fortzuspielen; und ich schäme mich, Dir zu sagen, schon mehr als einmal hat sich eine solche Scene so geendigt, daß ich vorhersehe, Dein Mittel würde mich, wenn ich es fortbrauchen wollte, mehr zurück als vorwärts bringen.

Glücklicherweise hat sich eine Göttin meiner angenommen, deren besondere Gunst ich in meinem Leben schon oft genug erfahren habe, um es meine erste Sorge sein zu lassen, wenn ich nach Aegina zurückkomme, ihr einen kleinen Tempel vom schönsten lakonischen Marmor zu erbauen. Dieser Tage läßt sich ein cilicischer Sklavenhändler bei mir melden und bietet mir eine junge Sklavin aus Kolchis an, die (wie er sich sehr höflich ausdrückte), wofern Lais unter die Sterblichen gerechnet werde, an Schönheit die Zweite in der Welt sei. In der That überraschte mich ihre Gestalt, als sie aus dem dreifachen Schleier, der sie allen profanen Augen unsichtbar gemacht hatte, wie der Vollmond aus einem Gewölke hervortrat und in dem zierlichen Anzuge einer jungen Korbträgerin der Athene oder Demeter vor mir stand. Schwerlich hast Du jemals so

große, so schwarze und so blitzende Augen gesehen, von schönerm Ausschnitt, und die das Hygron, das die Dichter und Maler der Aphrodite geben, in einem so hohen Grade gehabt hätten, noch Lippen, die so unwiderstehlich zum Kuß herausfordern, wie Anakreon sagt! Ich nahm sie sogleich ins Bad mit mir, und ich könnte Dir über das Erstaunen, womit wir einander Beide ansahen, sonderbare Dinge erzählen, wenn sie nicht unter die unaussprechlichen gehörten. Lass' Dir genug sein, Aristipp, daß ich gewiß bin, durch den glücklichsten Zufall gefunden zu haben, was ich lange vergebens hätte suchen können, und daß Arasambes diesem Jynx nicht widerstehen wird. Kurz und gut, ich habe mir mit tausend blanken Dariken eine Nebenbuhlerin erkauft, die mir in Kurzem die Wonne verschaffen soll, mein geliebtes Griechenland wiederzusehen und die herzerquickende Luft der Freiheit wieder zu athmen, außer welcher ich nicht gedeihen kann. Das Mädchen scheint nicht über sechzehn Jahre alt, ist eine Griechin von Geburt und absichtlich für das Gynäceum irgend eines persischen Satrapen erzogen; denn sie singt und spielt verschiedene Instrumente sehr gut, tanzt wie eine Nymphe und weiß ihre großen funkelnden Augen meisterlich zu regieren. Das ist aber auch Alles. Indessen fehlt es ihr nicht an Anlage; sie besitzt ein treffliches — Gedächtniß, und wenn sie noch etliche Dutzend Lieder von Anakreon und Sappho und Korinna auswendig gelernt und einige Wochen mit meinen Grazien gelebt hat, soll sie es mit allen Timandren und Theodoten zu Athen aufnehmen können.

XXXVIII.

Lais an Aristipp.

Mein Anschlag ist gelungen. Arasambes läßt sich gefallen — Aber ich eile vor lauter Freude mir selbst zuvor und sage Dir zuerst, was ich zuletzt sagen sollte. Die Sache verdient mit Herodotischer Umständlichkeit erzählt zu werden. Die schöne Perisäne (so nennt sich meine künftige Stellvertreterin) befand sich kaum ein paar Tage im Innern meines Gynäceums, als schon im ganzen Palaste von nichts als der Schönheit der neu gekauften Sklavin die Rede war. Viele hatten sie im Vorbeigehen gesehen, nur Arasambes konnte nicht zu diesem Glücke gelangen; denn in denjenigen von meinen Zimmern, in welche

er zu allen Zeiten einzugehen die Freiheit hat, war sie nie zum Vorschein gekommen, und er fand mich beim Morgenbesuch immer von meinen gewöhnlichen Aufwärterinnen umgeben. Nach einigen Tagen merkte ich, daß er so aussah, als suchte er etwas bei mir, das sich nicht finden lassen wollte; aber ich that, als ob ich nichts sähe, und der arme Mensch mußte sein Anliegen endlich gern oder ungern zur Sprache bringen. — „Ich höre, liebe Lais, Du hast eine sehr schöne Sklavin gekauft." — „Eine Sklavin?" sagte ich, als ob ich mich nicht gleich besinnen könne. — „Eine junge Griechin aus Kolchis" — „Ach, diese? Eine Griechin darf keine Sklavin sein, Arasambes; ich habe sie bereits freigelassen und behalte sie nur so lange bei mir, als es ihr selbst bei mir gefällt." — „Ist sie wirklich so schön, als man sagt?" — „Sie ist nicht übel; ein paar Medeenaugen und die Stimme einer Sirene." — „Es ist wenigstens etwas Neues. Könnte man sie nicht einmal zu hören bekommen?" — „Sehr gern, zu hören und zu sehen, lieber Arasambes; ich denke nicht, daß sie Dir sehr gefährlich sein wird." — Du stellst Dir vor, Aristipp, daß er mir etwas sehr Artiges erwiderte, und ich versprach ihm mit der zutraulichsten Miene, gleich diesen Abend eine Musik in meinem Saale zu veranstalten, wobei sich die kleine Perisäne hören lassen sollte.

Alles ging nach Wunsche. Die Kolcherin erschien in einem zierlich einfachen Putz, eher zu viel als zu wenig eingewindelt, doch so, daß von der Eleganz ihrer Formen, wenigstens für die Einbildung, wenig verloren ging. Sie schlug ihre großen Augen jungfräulich nieder, erröthete und spielte die Verlegenheit, die ihrem Stand und Alter ziemt, mit vieler Natur. Schon hatte sie ein paar Lieder von Anakreon gesungen und auf etlichen Instrumenten mit ebenso viel Anstand als Fertigkeit geklimpert, ohne daß sie mehr als zwei= oder dreimal einen schüchternen Versuch machte, die Augen halb aufzuschlagen und unter den langen schwarzen Wimpern hervorzublinzen. Aber endlich wagte sie es, mitten in der feurigsten Stelle einer Sapphischen Ode, ihren schönen Kopf zu erheben, und nachdem sie die weit offenen Augen eine kleine Weile Blitz auf Blitz hatte herumschießen lassen, heftete sie einen so seelenvollen, durchdringenden Blick auf Arasambes, daß er von Marmor hätte sein müssen, wenn dieser Blick nicht wie der schärfste Pfeil von Amor's Bogen in seiner Leber stecken geblieben wäre. Zwar wäre es jedem Andern als mir kaum möglich gewesen, eine Veränderung an ihm

wahrzunehmen, so gut weiß er (wie alle Perser von Stande) in Gegenwart anderer Personen das Aeußerliche einer vornehmen Unempfindlichkeit zu behaupten. Aber ich war ihm zu nahe und beobachtete ihn zu scharf, um mich durch den kalten, einsilbigen Beifall, den er der schönen Sängerin ertheilte, und am Wenigsten durch die ungewöhnliche Lustigkeit, die er nach Endigung der Musik den ganzen Abend über heuchelte, irre machen zu lassen. Am folgenden Tage war keine Rede mehr von der Kolcherin, auch am zweiten und dritten nicht. Arasambes kam alle Augenblicke auf mein Zimmer, bald zu sehen, wie ich mich befinde, bald mir einen Blumenstrauß zu bringen, bald mich über etwas um Rath zu fragen, bald etwas zu holen, das er hatte liegen lassen. Eine seltsame Lebhaftigkeit trieb ihn von einem Ort zum andern; er war zerstreut, hatte immer etwas zu fragen und hörte selten, was ihm geantwortet wurde. Am vierten Tage fing diese Unruhe an, uns Beiden peinlich zu werden. Es war hohe Zeit, Alles mit guter Art so einzurichten, daß er den berühmten Tonkünstler Timotheus (den ich vor einiger Zeit von Milet nach Sardes hatte kommen lassen) in meinem Zimmer antraf, beschäftigt, die junge Perisäne einen neuen Dithyramben von seiner Composition singen zu lehren. Der Meister wollte sich zurückziehen, als Arasambes hereintrat; aber ich winkte ihm, zu bleiben. „Es ist Dir doch nicht entgegen,“ sagte ich zu Arasambes, „daß Timotheus in seiner Lection fortfahre?“ Der Mensch hatte die größte Mühe, seine Freude hinter ein kaltes „Ganz und gar nicht!“ zu verbergen. Unvermerkt klärte sich sein ganzes Wesen wieder auf; er setzte sich der Musik gegenüber auf den Sopha, sprach mit dem Meister, ohne eine Auge von der Schülerin zu verwenden, und bat ihn, den Gesang erst selbst vorzutragen, um aus der Art, wie Perisäne sich aus der Sache ziehen würde, desto besser von ihrem Sinn für die Musenkunst urtheilen zu können. Ich machte mir indessen in einem anstoßenden Cabinette zu thun und bemerkte, wie die Kolcherin, während daß Timotheus sang, ihre funkelnden Zauberaugen weidlich auf meinen Adonis arbeiten ließ, der sich vermuthlich der Gelegenheit, nicht von mir gesehen werden zu können, mit ebenso wenig Zurückhaltung bediente.

Das geheime Verständniß zwischen ihnen war nun angesponnen. Ich beschenkte Perisänen, um ihr meine Zufriedenheit zu zeigen, mit einem zierlichen Morgenanzug von der feinsten

Art von Zeugen, welche die persischen Kaufleute aus Indien holen. Arasambes fand sie am folgenden Morgen in diesem Anzuge bei meinem Putztische, und ich begegnete ihr vor seinen Augen mit einer so ausgezeichneten Vertraulichkeit, daß er sich schmeicheln konnte, ich würde Alles, was er für meinen neuen Günstling thäte, so aufnehmen, als ob er blos mir seine Aufmerksamkeit dadurch beweisen wolle. Arasambes biß getrost an die Angel. Seine Leidenschaft wuchs nun mit jedem Tage schneller, und man murmelte schon im ganzen Palast davon, bevor er selbst vielleicht wußte, wie weit sie ihn führen könnte. Aber wer bei Allem diesem mit gänzlicher Blindheit geschlagen zu sein schien, war Deine Freundin Lais. Sie allein merkte nichts davon, daß sie sich thörichterweise mit schwerem Gelde eine gefährliche Nebenbuhlerin erkauft habe, ahnte so wenig davon, daß sie ihren Fall noch sogar beschleunigte, indem sie dem zärtlichen Perser nach einem paar schwerfälligen Stunden, die er mit ihr zuzubringen genöthigt war, den Vorschlag that, den ihr der weise Aristipp unter den Fuß gegeben hatte. Arasambes machte, wie billig, einige Schwierigkeiten, mußte sich aber, da er keinen Begriff davon hatte, wie man ihr etwas abschlagen könnte, endlich doch ergeben, zumal wie er hörte, daß sie ihre geliebte Perisäne zum Unterpfand ihrer Wiederkunft zurücklassen wolle, wofern sie sich versprechen dürfe, daß er das gute Kind in seinen Schutz nehmen werde; eine Bedingung, die er ihr in den gefälligsten Ausdrücken von der Welt zugestand.

Nicht wahr, Aristipp, das nennt man doch eine Sache mit guter Art machen? So zart und schonend pflegen Liebende bei Euch Griechen einander nicht zu behandeln!

Meine Abreise von Sardes nach Milet wird nicht länger aufgeschoben werden, als die nöthigen Zurüstungen erfordern. Arasambes hat mir zu diesem Ende zehntausend Dariken, theils in Golde, theils in Anweisungen, auf bekannte Häuser in Milet zustellen lassen — ein Reisegeld, das vielleicht den Argwohn bei Dir erregen wird, als ob er nicht sehr auf meine Zurückkunft rechne.

Bevor ich schließe, muß ich Dir doch noch ein Bekenntniß thun, wiewol ich vielleicht dadurch Gefahr laufe, etwas von Deiner guten Meinung zu verlieren. Aber ich will nicht, daß Du mich für etwas Anderes haltest, als ich bin. So höre denn an und denke davon, was Du kannst! Ob ich gleich die Schlinge, worin der gute Arasambes sich verfing, selbst gestrickt

und gelegt hatte, so konnte sich doch mein Stolz mit dem Gedanken nicht vertragen, daß es ihm so leicht werden sollte, sich von mir zu trennen. Ich beschloß also, mich selbst dem Vergnügen einer kleinen Rache aufzuopfern und den letzten Tag vor meiner Abreise zum glücklichsten unter allen zu machen, die er mit mir gelebt hatte. Es ist unnöthig, Dir mehr davon zu sagen, als daß Arasambes vor diesem Tage keinen Begriff davon gehabt hatte, wie liebenswürdig Deine Freundin sein könne, wenn sie Aphroditen ihren Gürtel abgeborgt hat. Was er in diesen letzten vierundzwanzig Stunden davon erfuhr, war es eben gewesen, wornach der arme Tantalus schon so lange gehungert und gedürstet hatte. Die kleine Perisäne schwand dahin, wie eine Nebelgestalt in der Sonne zerfließt. Lais war ihm Cythere selbst, die ihren Adonis in den Hainen von Amathus beseligt. — „So viel Bosheit hätte ich Dir nicht zugetraut!" sagst Du — Wie, Aristipp? Siehst Du nicht, wie interessant die Abschiedsscene dadurch werden mußte, und was für Erinnerungen ich ihm für sein ganzes Leben zurückließ? — Arasambes konnte das freilich nicht sogleich zurechtlegen und stellte sich ein Wenig ungeberdig. Der arme Mensch! was sagte und that er nicht, um mich zum Bleiben zu bewegen! Aber er hatte nun einmal sein Wort gegeben, ich war reisefertig, meine Freunde in Griechenland erwarteten mich — Kurz, ich siegle diesen Brief — den Du durch einen in Angelegenheiten des Königs nach Rhodus abgehenden Eilboten erhalten wirst — und reise in einer Stunde ab.

XXXIX.

Aristipp an Kleonidas.

Ich fürchte, lieber Kleonidas, wir andern Weisheitsliebhaber sind mit aller unsrer Freiheit von popularen Vorurtheilen und Hirngespenstern doch nur eine Art großthuiger Poltrons, die, sobald sie dem Feinde unter die Augen sehen sollen, so gut zittern als Andere, welche ihre wenige Herzhaftigkeit ehrlich eingestehen. Ich habe seit Kurzem eine sonderbare Erfahrung hiervon gemacht. Du weißt, daß ich die Erzählungen von Gespenstern, die sich zu gesetzten Stunden an gewissen Orten sehen lassen, und von Verstorbenen, die, gleichsam in den Schatten ihrer ehmaligen Gestalt eingehüllt, sich entweder von freien Stücken

zeigen oder durch magische Mittel zu erscheinen genöthigt werden, immer für das, was sie sind, gehalten und die **Furcht** vor allen diesen Ausgeburten eigner oder fremder Einbildung für eine der lächerlichsten Schwachheiten erklärt habe. Gleichwol hab' ich mich selbst unvermutheterweise über dieser ziemlich allgemeinen menschlichen Schwachheit ertappt und finde mich jetzt durch eigene Erfahrung sehr geneigt, duldsamer gegen Andere zu sein, da ich mich immer mehr überzeuge, daß kein Mensch so viel vor allen Andern voraus hat, daß er sich vor irgend etwas, wozu Wahn und Leidenschaft einen Menschen bringen können, völlig sicher halten darf. Höre also, was mir in der vorgestrigen Nacht begegnet ist!

Das Haus, das ich hier bewohne, liegt zwischen dem Hafen und der Stadt, mitten in einem ziemlich großen Garten, der auf der Ostseite die Aussicht ins Meer hat und gegen Mittag in einen kleinen, den Nymphen geheiligten Hain von Buschholz ausläuft, den ein langer Gang von hohen Cypressen in zwei gleiche Theile schneidet. Die Rhodier sind überhaupt an eine Lebensordnung gewöhnt, von welcher sie selten abweichen. Eine Stunde nach Sonnenuntergang ist in den Häusern und auf den Straßen Alles still; denn mit der ersten Morgenröthe ist auch schon Alles wieder munter; sogar die Frauen würden sich's zur Schande rechnen, von dem Sonnengotte (der hier vorzüglich verehrt wird) in den Armen des Schlafs überrascht zu werden. Wir Cyrener sind einer andern Lebensart gewohnt, und ich bringe daher in mondhellen Nächten, wenn schon Alles weit um mich her im ersten Schlafe versunken ist, gewöhnlich noch ein paar Stunden allein in einem Gartensaale zu, der in Gestalt eines kleinen Tempels dem Cypressengange gegenüber steht und von etlichen Reihen prächtiger Ahornbäume umschattet wird. Diese einsamen nächtlichen Stunden sind es, worin ich mich aus den Zerstreuungen des Tages in mich selbst zurückziehe und nach Pythagorischer Weise mir selbst Rechenschaft darüber ablege, was ich gethan oder verabsäumt, um was ich besser oder schlechter geworden, was ich gesehen, gehört oder gelesen habe, das des Nachdenkens und Aufbehaltens werth ist, und was ich morgen vorzunehmen oder zu besorgen gedenke; kurz, es sind, wenn ich so sagen kann, die Digestionsstunden meines Geistes, die mir zu meiner Lebensordnung so nothwendig sind, daß ich mir nur selten erlaube, ihnen eine andere Anwendung zu geben.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß gerade an diesem Abend die Erinnerung an Lais alle andern Gedanken in mir verdrängte. Ich hatte ungefähr acht Tage vorher einen Brief von ihr erhalten, worin sie mir ihre Trennung von Arasambes berichtete, und daß sie im Begriff sei, nach Milet abzugehen. „Welche seltsame Unruhe des Geistes,“ dachte ich, „treibt sie aus einer beneidenswürdigen Lage heraus, um des eingebildeten Glücks einer unbeschränkten Freiheit zu genießen, die ihr am Ende vielleicht doch nur zur Fallgrube werden könnte? Sie vermochte Alles über Arasambes; es stand in ihrer Macht, ihn auf immer an sich zu fesseln; und mit welchem Muthwillen zerbricht sie ihren eigenen Zauberstab! Wie leichtsinnig treibt sie wieder in den Ocean des Lebens hinaus, ohne Plan und Zweck, wohin Zufall und Laune des Augenblicks sie führen werden! Was wird endlich das Schicksal dieses außerordentlichen Weibes sein, in welchem die Natur alle Reize ihres Geschlechts mit den glänzendsten Vorzügen des männlichen so sonderbar zusammengeschmelzt hat?“

Der Charakter der schönen Lais war mir immer ein Räthsel gewesen, dessen Auflösung ich vergeblich gesucht hatte. Indem ich mich jetzt von Neuem bemühte, alle die reizenden Widersprüche, woraus er zusammengesetzt ist, und in deren Verbindung gerade der Zauber ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit liegt, unter einen Begriff zu bringen, fiel mir plötzlich die große Aehnlichkeit auf, die ich zwischen ihr und dem außerordentlichsten Manne unsrer Zeit, dem ehemaligen großen Liebling des Sokrates, zu sehen glaubte. „Sie ist,“ sagte ich zu mir selbst, „unter den Frauen, was Alcibiades unter den Männern war. In Beiden hat die Natur alle ihre Gaben mit üppiger Verschwendung aufgehäuft. Wohin er kam, war er der Erste und Einzige; wo sie erscheint, wird sie immer die Erste und Einzige sein. Er würde die Welt erobert haben, wenn er nicht so gewiß gewesen wäre, daß er es könne; sie würde sich überall alle Herzen unterwerfen, wenn sie es nur der Mühe werth hielte. Ein allzu lebhaftes Selbstgefühl war die Quelle aller seiner Ausschweifungen, Fehler und falschen Schritte; eben dies ist und wird immer die Quelle der ihrigen sein. Wäre er zwanzig Jahre später in die Welt gekommen, und sie wären einander (wie nicht zu zweifeln ist) begegnet, sie würden sich vereinigt und, wie Platon's Doppelmenschen, unglaubliche Dinge gethan haben. Aber nur zu wahrscheinlich

bereitet sie sich ein ähnliches Schicksal. Dieses innige Gefühl dessen, was sie ist, und was sie sein kann, sobald sie will, würde sie wahrscheinlich antreiben, irgend eine große Rolle zu spielen, wenn es nicht bei ihr, wie bei Alcibiades, mit der Indolenz eines kaltblütigen Temperaments verbunden wäre, die der Energie ihrer Einbildungskraft das Gegengewicht hält und die Ursache ist, warum sie mit den größten Kräften nie etwas Großes unternehmen oder, wenn sie es begonnen hätte, nie zu Stande bringen wird. Daher dieser übermüthige Leichtsinn, der sich über Alles wegsetzen kann, sich aus Allem ein Spiel macht und, weil ihm nichts groß genug ist, nothwendig Alles klein finden muß. Wär' es ihr zu Sardes eingefallen, Königin zu werden, sie wäre nach Susa gegangen und hätte den Artaxerxes zu ihrem Sklaven gemacht. Daß sie es nicht versucht hat, kommt blos daher, weil sie zu fahrlässig dazu ist, und weil ihr Stolz Befriedigung genug in dem Gedanken findet, schon als Lais Alles zu sein, was sie will. Mit einem andern Temperamente wäre sie vielleicht die ausgelassenste aller Hetären; aber ich fürchte, sie ist fähig, es aus bloßer Eitelkeit zu werden, wenn sie sich's jemals in den Kopf setzen sollte, auch hierin unübertrefflich zu sein."

Diese Betrachtungen machten mich unvermerkt wehmüthig; die bloße Möglichkeit, daß die Liebenswürdigste ihres Geschlechts dereinst noch unglücklich sein und vielleicht sogar unter sich selbst herabsinken könnte, war mir peinlich, und ich verlor mich im Nachdenken, ob dieser weibliche Alcibiades nicht wenigstens in eine Art von Aspasia zu verwandeln sein möchte — als ich auf einmal eine hohe Gestalt in einem langen, weißgrauen Gewande zwischen den Cypressen langsam gegen mich herschweben sah, in welcher ich beim ersten Anblick die Gestalt und den Anstand der Freundin zu sehen wähnte, welche mich schon eine Stunde lang in Gedanken beschäftigte. Ich gestehe Dir, daß ich zusammenfuhr, aber nichtsdestoweniger zwischen Grauen und Neugier, was daraus werden würde, die Augen starr auf die wunderbare Erscheinung heftete. Noch schwebte die Gestalt immer vorwärts; aber in dem Augenblick, da sie eine vom einfallenden Mondlicht stark beleuchtete Stelle betrat, blieb sie ohne Bewegung stehen, und nun war es unmöglich, zu zweifeln, daß ich die Gestalt der Lais vor mir sehe. Aber wie sollte sie selbst auf einmal hierher gekommen sein? Da es unleugbar ihre Gestalt war, was konnt' es Anders sein als eine Erscheinung,

die mir sagen sollte, daß sie selbst — nicht mehr lebe; es sei nun, daß Arasambes sie in einem Anfall von Eifersucht ermordet, oder daß sie auf der Rückreise nach Griechenland Schiffbruch gelitten oder sonst durch einen Zufall das Leben verloren hatte. Diese Gedanken blitzten so schnell in meiner Seele auf, daß meiner Philosophie nicht Zeit genug blieb, sie in Untersuchung zu nehmen; und ich bekenne Dir unverhohlen, daß mir ungefähr ebenso zu Muthe war, wie einem Jeden sein mag, der einen abgeschiedenen Geist zu sehen glaubt. Ich wollte von meinem Ruhebettchen aufstehen; aber meine Füße waren mit Blei ausgegossen, und meine Arme ohne Kraft, so daß ein ziemliches Weilchen verging, bis ich wieder einige Gewalt über meinen Körper erhielt. Die Gestalt stand noch immer unbeweglich, und ich konnte deutlich sehen, daß sie einen zärtlich-ernsten Blick auf mich heftete. Die immer zunehmende Gewißheit, daß es der Schatten meiner Freundin sei, brachte nun mein stockendes Blut wieder in Bewegung; mir ward warm ums Herz, und eine unaufhaltsame Gewalt riß mich zu dem geliebten Schatten hin. Mit weit ausgebreiteten Armen flog ich auf sie zu; aber die Ausrufung: „Bist Du es, liebste Lais?“ blieb mir am Gaumen kleben. Doch im nämlichen Augenblick, da ich mit ausgespannten Armen auf sie zueilte, öffnete sie auch die ihrigen, und einen Augenblick darauf fühlte ich mit unaussprechlichem Entzücken, daß ein warmer, elastischer Körper meine Arme füllte, daß ihr Busen an dem meinigen überwallte, kurz, daß das vermeinte Gespenst — Lais selbst war. Die Seligkeit dieses Augenblicks fühlst Du, indem Du Dich an meine Stelle denkst, viel besser, als wenn ich das Unbeschreibliche zu beschreiben versuchen wollte. Alles, was ich davon sagen kann, ist, daß es der längste und kürzeste meines Lebens war; denn er könnte eine Stunde gedauert haben und hätte mir doch nur ein Augenblick gedäucht. Mir war, als ob ich mit ihr zusammenwachsen müßte, um mich ihres Daseins recht gewiß zu machen.

Lais gestand mir, daß sie sich ein eigenes Vergnügen daraus gemacht habe, meine Philosophie sowol als meine Freundschaft auf diese Probe zu setzen und mich die Gunst eines so unerwarteten Besuchs mit einer kleinen Angst erkaufen zu lassen, die den Werth derselben erhöhen würde. „Es freut mich,“ setzte sie hinzu, „daß ich meine Absicht, Dir den Genuß eines noch unbekannten Wonnegefühls zu gewähren, so glücklich erreicht

habe, und ich hoffe, Du wirst Dich desto leichter in die Nothwendigkeit fügen, Dich ebenso unvermuthet wieder von mir zu trennen, als Du mich gesehen hast; denn in einer Stunde muß ich wieder am Bord sein. Ich komme gerades Weges von Sardes; meine vorgegebene Reise nach Milet sollte Dir blos verbergen, was ich damals schon beschlossen hatte. Der nämliche Eilbote, der Dir meinen Brief überbrachte, hatte den Auftrag, mir ein eigenes Schiff zu miethen, welches mich so bald als möglich zu den Poseidonien nach Aegina bringen soll. Alles ist zur Abfahrt bereit, der Wind ist günstig, und die Seeleute sind, wie Du weißt, hartherzige Leute."

Du zweifelst wol nicht, Kleonidas, daß mir diese Nachricht etwas unerwartet kam; ich hatte mir wenigstens auf etliche Tage Hoffnung gemacht. Aber Du kennst auch das unwiderstehliche Gemisch von Anmuth und Majestät, womit diese Zauberin ihre Willenserklärungen als unwiderrufliche Beschlüsse des Schicksals anzukündigen pflegt. Es fand nicht nur weder Einwendung noch Bitte gegen diese Verfügung statt, sondern Dein armer Freund mußte sich auch bequemen, diese ganze kostbare Stunde über in dem langen Cypressengang mit ihr auf und ab zu schlendern und sich einen kurzen Auszug ihrer Geschichte, seitdem wir uns nicht gesehen hatten, erzählen zu lassen, die ein paar Stunden später unendlich unterhaltend gewesen wäre, aber jetzt mit einer Zerstreuung angehört wurde, von welcher er sich nicht völlig Meister machen konnte. Sie schien es endlich gewahr zu werden. Denn als sich ihre am Ausgang des Wäldchens zurückgelassenen Leute von ferne sehen ließen und ihr ein Zeichen gaben, sagte sie lächelnd: „Ich fühle, daß ich Deine Schuldnerin bin, lieber Aristipp, und ich würde Dir den Antrag thun, mich auf der Stelle nach Aegina zu begleiten, wenn ich nicht besorgen müßte, daß es Aufsehen erregen und Deinen Sokratischen Freunden eine sehr erwünschte Gelegenheit geben möchte, Dir einen Namen in Griechenland zu machen. Ich selbst mache mir, wie Du weißt, nichts aus dem, was die Leute von mir sagen; aber ich hätte sehr Unrecht, wenn ich glaubte, daß eine solche Gleichgiltigkeit auch Dir gezieme. Sich fremden Meinungen gänzlich aufzuopfern, wäre thöricht; aber die meisten Menschen sind eine so neidische und hämische Art von Thieren, daß wir es ihnen um unsrer eigenen Ruhe willen zu verbergen suchen müssen, wenn wir glücklicher sind als sie."

Ich bin überzeugt, Kleonidas, daß Alles dies ihr Ernst war,

und so antwortete ich ihr, wie es diese Ueberzeugung forderte. Es wäre unartig gewesen, ihr merken zu lassen, daß ich sie auch ohne Rücksicht auf das Urtheil der Welt nicht nach Aegina begleitet haben würde. Indessen hatte ich keiner Verstellung nöthig, um ihr zu zeigen, daß es mich nicht wenig koste, mich ihrem Gutdünken zu unterwerfen. Denn freilich hätte ich mir aus dem Spott und den Vorwürfen der Sokratiker ebenso wenig gemacht als sie, wenn ich blos meiner Neigung, wie sie ihren Launen, folgen wollte. Das Vergnügen, die ihrige durch diesen seltsamen Besuch befriedigt zu haben, machte sie so aufgeräumt, daß es ihr gelang, mich zuletzt auf ebendenselben Ton zu stimmen. „Was für eine Aufnahme meinst Du, daß die Wittwe des Arasambes sich von den Korinthiern versprechen dürfe?" fragte sie mit der unschuldig leichtfertigen Miene, die ihr so wohl ansteht, und setzte, ohne meine Antwort zu erwarten, hinzu: „Ich habe ein unfehlbares Mittel, mich bei ihnen in Ansehen zu setzen; denn ich muß Dir sagen, daß ich sehr reich von den Ufern des goldnen Paktol's zurückkomme." — „Du hast ein noch unfehlbareres," sagte ich; „aber —" „Ich verstehe Dich," fiel sie mir lachend ins Wort, „und was Dein Aber betrifft, so begreifst Du leicht, daß der zweijährige Aufenthalt zu Sardes mich nicht demüthiger gemacht hat, als ich vorher war. Ich rathe Niemandem, meinetwegen nach Korinth zu reisen. Du kennst meine Liebe zur Freiheit, meinen Haß gegen Euer übermüthiges Geschlecht und das Vergnügen, das ich gleichwol daran finde, mit Männern umzugehen und sie für die Augenlust, die ich ihnen wider Willen mache, nach allen Regeln der Kunst zu peinigen. Dabei wird es wol bleiben." — „Ich wünschte, liebe Lais," sagte ich, „daß es nicht dabei bliebe. Möchtest Du doch das Glück, das Deiner Musarion zu Theil geworden ist (das einzige, das Du noch nicht kennst), nicht muthwillig von Dir stoßen, wenn es Dir sich anböte!" — „Hab' ich es nicht schon mit Arasambes versucht? Es geht nicht, lieber Aristipp! Wer vermag etwas gegen die allmächtige Natur? Die Glückseligkeit ist immer ebendieselbe; nur in den Mitteln und in der Art, zu genießen, liegt die Verschiedenheit. Ich fühle mich, so wie ich bin, glücklich; was kannst Du mehr verlangen, mein Freund?" — Sie sagte dies mit einer so reizenden Unbefangenheit, daß es Thorheit gewesen wäre, ihr eine ernste Antwort darauf zu geben. Unsre letzte Umarmung war nicht ganz so warm und dauerte nicht halb

so lange als die erste. Wirklich würde mir's schwer geworden sein, ihr länger zu verbergen, wie schmerzlich es mir war, in Allem, was sie sagte und that, den weiblichen Alcibiades immer deutlicher zu erkennen. — Aber hatte ich Recht, der schönen Lais übel zu nehmen — daß sie Lais war? Und sollte nicht fehlgeschlagne Erwartung (wiewol ich es mir auf der Stelle nicht gestehen wollte) die wahre Ursache der übel verhehlten Lauigkeit gewesen sein, womit ich mich, zu bald für eine Freundschaft wie die unsrige, ihren schönen Armen entwand? Daß sie es nur zu gut merkte, bewies sie mir im Augenblick des Scheidens durch einen Kuß von jenen nektarischen, die sie allein küssen kann, und welche auch Du, wenn ich nicht irre, bei einer gewissen Gelegenheit kennen gelernt hast. Brauchte es mehr, um die dünne Eisrinde plötzlich zu schmelzen, womit sie das Herz des treusten ihrer Freunde umzogen gefühlt hatte? Aber ehe ich wieder zur Besinnung kommen konnte, war sie meinen Augen so schnell entschwunden, daß ich Alles wieder für eine bloße Erscheinung hätte halten können, wenn der magische Kuß nicht noch eine ganze Stunde auf meinen Lippen fortgebrannt hätte.

Nun, lieber Kleonidas, wie gefällt Dir meine Gespenstergeschichte? Gewiß ist sie keine von den schlechtesten, die Du in Deinem Leben gehört hast. Aber was wirst Du von Deinem Aristipp denken, der bei dieser Gelegenheit schwach genug war, die schöne Lais erst für ein Gespenst anzusehen und sie dann wieder von sich zu lassen, als ob sie es wirklich gewesen wäre? Lache immerhin über mich, Kleonidas; ich mache eine so alberne Figur in meinen eigenen Augen, daß ich keine Schonung von Dir verlangen kann.

XL.

Kleonidas an Aristipp.

Wirklich, lieber Aristipp, scheint mir Dein Aufenthalt unter den weichlichen Asiaten Deine Nerven ein Wenig abgespannt zu haben, nicht, weil Dir so gut als einem Andern etwas Menschliches begegnen kann, und noch weniger, weil Du die schöne Lais wieder gehen ließest, wie sie gekommen war; — wie hättest Du es anders machen können? Sie ist doch wol keine Person, mit der man ungestraft den Satyr spielen dürfte?

— sondern weil Du nicht gewahr worden bist, daß die Schwachheit, deren Du Dich selbst beschuldigst, blos darin liegt, daß Du Dich schämst, wo sich nichts zu schämen ist.

Ich weiß nicht, wo Ihr Philosophen die Einbildung hernehmt, Ihr müßtet etwas mehr als menschliche Menschen sein, oder wir Andern sollten wenigstens so gutmüthig sein, Euch auf Euer Wort dafür gelten zu lassen. Ich für meine Person finde in Deiner Gespenstergeschichte nichts, was nicht ganz natürlich wäre und dem weisen Sokrates selbst so gut hätte begegnen können wie Dir. Du befindest Dich in einer mondhellen Nacht allein in einem Garten; Alles schlummert weit umher; Nacht, Einsamkeit und allgemeine Stille stimmen Dich zu dem, was man wachend träumen nennen könnte. Der Mondschein allein versetzt uns schon in eine andre oder vielmehr in die nämliche Welt, die den gemeinen Vorstellungen vom Hades zum Urbild gedient hat, in eine Welt, wo Alles sich dem Auge ganz anders darstellt, als wir es bei Tage sehen, wo wir Mühe haben, in den zweifelhaften, farbenlosen Gestalten, die ein mattes, oft unterbrochnes Schattenlicht bald erscheinen, bald wieder verschwinden läßt, die gewohntesten Gegenstände wiederzuerkennen, wo es ohne Hilfe des Gefühls fast immer unmöglich ist, Schatten und Körper nicht zu verwechseln; kurz, in eine von der Sonnenwelt so verschiedene Zauberwelt, daß der Einbildungskraft bei der geringsten Veranlassung nichts leichter ist, als Gegenstände des Homerischen Schattenreichs dem, was wir wirklich sehen, unterzuschieben. In dieser Lage stellt sich Dir auf einmal die Gestalt einer Person dar, für welche Du seit mehrern Jahren eine besondere Anmuthung fühlst, und mit welcher Du Dich unmittelbar zuvor in Gedanken unterhalten hattest; eine Person, die Deiner gegründeten Meinung nach jetzt zu Milet sein muß, und die Du Dir in diesem Augenblick so wenig in Rhodus als Dich selbst in Milet denken kannst. Was ist da natürlicher, als daß Du, bei dieser Disposition Deiner Sinne und — Deiner Einbildung, nicht — was Du in diesem Momente für unmöglich hältst, — diese Person selbst im Leben, sondern die bloße wesenlose Gestalt der nicht mehr Lebenden zu sehen wähntest? Denn wie viel auch die Philosophie gegen dergleichen Erscheinungen einzuwenden hat, ihre Unmöglichkeit kann sie nicht beweisen; und wenngleich Deine Vernunft die Gespenstergeschichten, die Du von Kindheit auf erzählen hörtest, aus ihrem eigenen Kreise verwiesen hat, aus

Deiner Seele konnte sie dieselben nicht hinausbannen; sie zogen sich in die nächtlichste Region Deiner Phantasie zurück, und es brauchte nichts als das Zeugniß Deiner Augen, die Dir die Gestalt einer weit entfernt geglaubten Person unmittelbar darstellten, um nicht nur Deine Phantasie plötzlich ins Spiel zu setzen, sondern Deine Vernunft selbst zu einem Trugschluß zu verleiten, dessen Täuschung sie keine Zeit hatte, wahrzunehmen. Du wirst sagen: „Eben darum, weil ich die Gestalt der Lais auf mich zugehen sah, hätte ich sogleich gewiß sein sollen, daß sie es selbst sei; denn es war doch unendlichmal wahrscheinlicher, daß sie ihren Reiseplan geändert und, anstatt nach Milet zu gehen, den Weg nach Rhodus genommen, meine Wohnung ausgekundschaftet und sich vielleicht ein Vergnügen daraus gemacht habe, mich unversehens zu überraschen." — Ich antworte: Alles dies war *vernünftigerweise* nichts weniger als wahrscheinlich; wenn Du es aber auch bei ruhiger Ueberlegung wahrscheinlicher hättest finden müssen als die Erscheinung eines Geistes, so bedenke, daß die Phantasie in einem solchen Augenblick ihr Gaukelspiel viel zu behende macht, als daß sie Dir Zeit zu Abwägung der Wahrscheinlichkeiten gelassen hätte. Das Zeugniß der Augen, das Vorurtheil, was Du sahst, könne nicht Lais selbst sein, und die Einbildung, es müsse also ihr Geist sein, wirkten so unendlich schnell zusammen, daß alle drei in eine einzige sinnliche Vorstellung, deren Du Dir klar bewußt warst, zerflossen; und, wie gesagt, ebendasselbe wäre jedem Andern an Deiner Stelle begegnet. Ich wenigstens stehe Dir nicht dafür, daß mir selbst, ungeachtet ich durch Dein Beispiel gewarnt bin, mit *Musarion* oder Dir nicht ebendasselbe begegnen könnte, wenn ich Euch zu einer Zeit, da ich Euch weit von mir entfernt wüßte, unter ähnlichen Umständen plötzlich auf mich zuschleichen sähe. Denn freilich gehört auch der langsame, gespenstmäßige Gang und das weißgraue Gewand so gut zur Sache als Einsamkeit, Mondschein und nächtliche Stille.

Um Dir meine Behauptung noch einleuchtender zu machen, frage ich Dich: wenn Du die schöne Lais *nicht* umarmt, *nicht* mit ihr gesprochen und Dich also nicht durch *Gefühl* und *Ohr* von ihrer Körperlichkeit hättest überzeugen können; — wenn zum Beispiel (was wenigstens an einem andern dazu geschickten Orte durch künstliche Veranstaltungen hätte bewirkt werden können), wenn einen Augenblick zuvor, ehe Du ihr in

die Arme fielst, plötzlich eine Flamme zwischen Dir und ihr aufgefahren, und ein dichter Rauch unter einem vermeinten Donnerschlag ihre Gestalt Deinen Augen plötzlich entzogen hätte, — würdest Du (vorausgesetzt, daß dies Alles täuschend genug ausgeführt, und der Betrug Dir nicht von Lais selbst entdeckt worden wäre) nicht vielleicht noch jetzt Deinen Sinnen mehr glauben als Deiner Philosophie und Alles für eine Erscheinung aus der Geisterwelt zu halten geneigt sein? Wenigstens bin ich versichert, daß unter Zehntausend, denen ein solches Abenteuer begegnete, nicht Einer wäre, der es für etwas Anders nähme. Ich kenne sehr verständige Leute, die, wenn von solchen Wunderdingen die Rede war, gegen Alles, was von Andern erzählt wurde, die erheblichsten Einwendungen zu machen hatten, aber immer damit aufhörten, mit der größten Ueberzeugung von der historischen Wahrheit der Sache irgend eine Gespenster- oder Zaubergeschichte zu erzählen, von welcher sie sich selbst als Augenzeugen aufstellten. Noch einmal also: ich sehe nicht, was für Ursache Du hättest, es Dich verdrießen zu lassen, daß Du der schönen Lais nicht durch unzeitige Besonnenheit einen Spaß verderbt hast, um dessentwillen sie sich eine Reise von dreizehnhundert Stadien zu Land und zu Wasser nicht verdrießen ließ. Ich kann mir zwar wol einen Menschen denken, der auf dem Wege des philosophischen Todes, den uns Plato in seinem Phädon empfiehlt, — dadurch, daß er den Sinnen, der Phantasie und allen Trieben und Leidenschaften der menschlichen Natur schon bei lebendigem Leibe abgestorben ist — sich in die Unmöglichkeit gesetzt hat, von ihnen getäuscht zu werden; aber ich weiß, daß ich dieser Mensch nicht sein möchte, und wünsche Dir Glück, daß Du es ebenso wenig bist als ich.

Den andern Punkt betreffend, hätte sich, dünkt mich, jeder Mann, der nicht von allem Gefühl des Schicklichen und aller Achtung gegen sich selbst verlassen wäre, ebenso wie Du benehmen müssen; überdies lag es wol nicht an Deinem guten Willen, wenn Du Dich am Ende mit einem Kuß abfinden lassen mußtest. Man ist freilich auf eine so sonderbare Grille nicht gefaßt, wie diese war, die Reise von Sardes nach Rhodus zu machen, um einem guten Freund einen Kuß zu geben; indessen hängt es immer von einer Schönen ab, wie viel Werth sie auf ihre Gunsterweisungen legen will, und der Kuß, den Du zur Entschädigung erhalten hast, war nach Deinem eigenen Geständniß so viel werth, daß Du ihn nicht zu theuer erkauft

hättest, wenn Du ihm bis zu den Hyperboreern hättest entgegen reisen müssen. Die Wahrheit zu sagen, bin ich mit Dir weit besser zufrieden als mit der Dame, die mir in den zwei Jahren ihrer unumschränkten Herrschaft über den königlichen Arasambes von Seiten des Charakters mehr verloren als gewonnen zu haben scheint. Ich fürchte, sie hat sich durch die fliegende Eile, womit jeder ihrer Winke befolgt werden mußte, durch die unermüdete Aufmerksamkeit, womit ein ebenso großmüthiger als vielvermögender Liebhaber allen ihren Wünschen zuvorkam, kurz, durch die grobe Abgötterei, die zu Sardes mit ihr getrieben wurde, die böse Gewohnheit zugezogen, jede Phantasie, die ihr zu Kopfe steigt, auf der Stelle zu befriedigen und zu erwarten, daß man sich Alles, was sie zu sagen und zu thun beliebt, wohlgefallen lasse. Mit einem Wort, Aristipp, Dein weiblicher Alcibiades ist das wahre Wort des Räthsels. Geben die Götter, daß die Aehnlichkeit sich nicht bis auf den Ausgang der Abenteuer erstrecke, in welche sie sich mit einem solchen Charakter noch verwickeln könnte!

Das zarte, dankbare Herz meiner Musarion leidet nicht wenig bei der Freiheit, die wir uns in unsern Urtheilen über ihre geliebte Pflegemutter herausnehmen. Sie möchte sich selbst gerne verbergen, daß wir Recht haben, und würde uns zürnen, wenn sie zürnen könnte, daß wir Alles im vollen Sonnenlichte sehen, was sie selbst nur in dem sanft verhüllenden und verwischenden Mondlicht oder in der verschönernden Beleuchtung der Abendsonne sehen will. Demungeachtet bittet sie mich, Dir in ihrem Namen für die freundliche Art zu danken, wie Du ihrer gegen Lais erwähnt hast. Das holdselige Weibchen giebt mir täglich neue Ursache, mich in ihrem Besitz glücklich zu fühlen. Ich weiß nicht, ob Du Dich erinnerst, daß ich eine Schwester habe, die bei Deiner ersten Abreise von Cyrene noch ein Kind von vier bis fünf Jahren war? Da wir vor einiger Zeit das Unglück hatten, unsre gute Mutter zu verlieren, bat Musarion meinen Vater, daß er ihr die junge Kleone anvertrauen möchte, die jetzt gerade in die Jahre tritt, wo die Aufsicht und Leitung einer mütterlichen Freundin einem Mädchen am Nöthigsten ist. Du zweifelst nicht, daß es ihr mit der besten Art zugestanden wurde; und so habe ich schon seit mehreren Wochen das Vergnügen, eine Schwester, die ich nach Musarion über Alles liebe, unter ihren Augen, gleich einer lieblichen, noch ganz unversehrten Rosenknospe unter den schirmenden Blättern des mütter-

lichen Stockes, allmählig zur schönsten Blüthe sich entfalten zu sehen.

Gedenkst Du Dich noch lange zu Rhodus zu verweilen, Aristipp? — Wie gerne wir Dir auch die mannichfaltigen Genüsse gönnen, die Dir in dem Lande, welches sich Minerva und Apollo mit den Musen und Grazien zu ihrem eigenen Sitz erkoren haben, von allen Seiten zuströmen, so giebt es doch Tage und Stunden (und es sind gerade die seligsten unsers glücklichen Familienlebens), wo wir uns Alle nach Dir sehnen und die Athener und Korinthier, Milesier und Rhodier — und wer kann sie Alle zählen, die uns das Glück, Dich zu besitzen, vorenthalten? — so herzlich darum beneiden, daß es ihnen unmöglich wohl bekommen kann.

XLI.

An Kleonidas.

Die sittenrichterliche Miene, womit Du die scherzhaften Stellen meines letzten Briefes beinahe gar zu ernsthaft beantwortest, lieber Kleonidas, läßt Dir so gut, daß ich nicht ungehalten über Dich werden könnte, wenn ich auch Ursache hätte, es — über mich selbst zu sein. Es ist nicht unmöglich, daß die asiatische Luft, die ich seit einigen Jahren athme, die Wirkung auf mich thut, die Du bemerkt haben willst; wenigstens wäre dies ebenso natürlich, als daß der zarte Sinn meines Kleonidas für das Geziemende und Schön-Gute durch die glückliche Beschränktheit, Regelmäßigkeit und Halcyonische Stille seines häuslichen Künstlerlebens immer zärter werden und daher Manches mehr oder weniger auffallend finden muß, woran wir Andern sorglos und vogelfrei in der Welt herumtreibenden Menschen nicht den geringsten Anstoß nehmen. Es ist, denke ich, mit dem moralischen Gefühl wie mit dem organischen: das Anwehen eines rauhen Lüftchens fällt den zarten Wangen eines fast immer in den Mauern des Frauengemachs eingekerkerten Mädchens oder eines mit Rosen aufgefütterten Knaben empfindlicher als das Anprallen des schärfsten Nordwindes der ledernen Haut eines abgehärteten Kriegsmannes oder Seefahrers. Indessen, wenngleich auch hier das eben Rechte in der Mitte liegt, so gesteh' ich doch willig ein, daß es in sittlichen Dingen besser ist, zu viel als zu wenig Zartgefühl zu haben.

Meine Vergleichung unsrer Korinthischen Freundin mit dem berüchtigten Sohn des Klinias hätte ich von Dir lieber bestritten als bekräftigt sehen mögen. Vielleicht urtheilen wir Beide zu strenge über sie; vielleicht stimmt mich dagegen zu einer andern Zeit die Erinnerung an so viele mit ihr verlebte Tage, die so schön nie wiederkehren werden, zu einer größern Nachsicht, als sie von einem ganz unbefangenen Richter zu erwarten hätte. Genug, ich bin weit entfernt, die Hoffnung aufzugeben, daß sie sich noch unvermerkt, und am Ehesten ohne fremdes Einmischen, zu dieser ruhigen Selbstgenügsamkeit und Festigkeit des Gemüths läutern werde, ohne welche wir freilich Ursache hätten, immer für sie in Sorgen zu sein. Warum hätte sie sich von Arasambes getrennt und ihrer Freiheit durch diese Trennung so große Opfer gebracht, wenn das schöne Bild einer reinern Glückseligkeit, welche sie zu geben und zu empfangen fähig ist, nicht lebhaft genug auf sie gewirkt hätte, um über die üppigsten Befriedigungen der Sinne, über alle Forderungen der Eitelkeit, der Prachtliebe und jeder andern selbstsüchtigen Leidenschaft das Uebergewicht zu erhalten? Lassen wir ihrer blumenreichen Phantasie noch einige Zeit, sich durch rastloses Herumflattern zu ermüden! Das Bedürfniß der Ruhe wird mit dem erwachenden Gefühl dessen, was sie sich selbst sein könnte, nur desto dringender werden; sie wird sich unversehens nach Aegina zurückziehen, ihre lieblichen Haine der Sokratischen Sophrosyne und ihren ernsten Grazien heiligen und glücklich sein, wie sie es noch nie gewesen ist; oder das letzte rührende Lebewohl und der weihende Händedruck des scheidenden Weisen müßte alle seine Kraft an ihr verloren haben.

Ich glaube gar, ich schwärme, Freund Kleonidas? Beim Anubis! es ist nicht ganz richtig mit mir. Bald werd' ich mir gestehen müssen, daß ich Dir ähnlicher bin, als mir meine Bescheidenheit zu denken erlauben wollte. — Ernsthaft zu reden, meine Freundschaft oder Liebe (wenn Du willst) für dieses wunderbare Wesen ist nie wärmer, als wenn etliche tausend Stadien zwischen uns liegen. Die Phantasie treibt zuweilen auch mit uns andern kaltblütigen Leuten ihr Gaukelspiel. Mir zum Beispiel schiebt sie in einer solchen Entfernung unvermerkt eine Art von idealischer Lais unter, wie ich etwa wünsche, daß die wirkliche sein möchte; und dann dünkt mich, es sei nichts, was ich nicht für sie zu thun fähig wäre, wenn sie dadurch glücklich würde, und mir gehen seltsame Grillen durch den Kopf, die ich

mir durch allerlei scheinbare Vorspiegelungen wahr zu machen suche. Ich besorge sehr, die Hoffnung, daß der abgeschiedene Geist des Sokrates noch ein Wunder an ihr thun werde, ist eine dieser Grillen; denn leider! bei kühler Ueberlegung sehe ich wenig Wahrscheinlichkeit, daß die leibhafte Lais jemals von dem, was sie ihr System nennt, zurückkommen werde, wiewol es im Grunde nichts als Blendwerk ist, hinter welchem sie ihre übermüthige Lust, Unheil in unsern armen Köpfen anzurichten, sich selbst zu verbergen sucht.

Mit der schönen Cyrene, zu welcher Du mich so freundlich einladest, geht es mir wie mit der schönen Lais; meine Liebe zu ihr wächst mit dem Raum und der Zeit, die mich von ihr entfernen; und wie könnte Liebe ohne Verlangen sein? Cyrene, die doch Alles, was mir das Liebste ist, enthält, bleibt auch immer das letzte Ziel meiner Wanderungen, das Ithaka der freiwilligen Odyssee, die ich — nicht dichte — sondern lebe. Ich nenne sie freiwillig, weil keine feindseligen Götter sich gegen meine Zurückkunft verschworen haben; aber dennoch zweifle ich selbst, daß sie so ganz willkürlich ist, als das täuschende Gefühl der Freiheit sie mir vorspiegelt; denn die unsichtbaren Seile, die mich nach Korinth und Athen zurückziehen, sind darum nicht minder stark, weil es keine Ankertaue sind. Beide liegen noch zwischen mir und Cyrene, und ich kann jetzt noch nicht ernstlich daran denken, sie hinter mir zu lassen. Ueberdies werde ich in Rhodus selbst durch mancherlei Verhältnisse aufgehalten, und nach Achaja gedenke ich nicht wiederzukehren, ohne zuvor alle merkwürdigen Orte in Klein-Asien und die nördliche Küste des Euxin's besucht zu haben. Kurz, lieber Kleonidas, da ich mich einmal so weit in die Welt hinausgewagt habe, gebührt es sich, entweder gar nicht oder als ein stattlicher, an Kenntnissen und Erfahrungen reicher, weiser und gefüger Mann nach Cyrene zurückzukommen.

XLII.

Learchus an Aristipp.

Wir erfreuen uns wieder eines Vorzugs, um welchen uns Athen und Syrakus beneiden, des Glücks, die schöne Lais nach einer mehr als vierjährigen Abwesenheit wieder in unsern Mauern zu besitzen; wenn anders die Erlaubniß, seine Augen

unentgeltlich an ihrem Anschauen zu weiden, für eine Art von gemeinsamen Besitz gelten kann. Dies ist ein Recht oder vielmehr eine Wohlthat, die sie, gleich der Sonne, allen Augen zugesteht, die es auf die Gefahr, ebenso wie von einem Blick in die Sonne, geblendet zu werden, wagen wollen, in die ihrigen zu sehen. Irgend einer höhern oder geheimern Gunst kann sich unter Allen, die sich darum zu beeifern scheinen, bis jetzt noch Keiner rühmen; aber auch diese ist schon so groß, daß einige Zeit hingehen dürfte, bis irgend ein Uebermüthiger sich erdreisten wird, über die Unzulänglichkeit einer so geistigen Nahrung der ungenügsamsten aller Leidenschaften zu knurren. In der That ist ihre Schönheit noch immer im Zunehmen und scheint sogar, anstatt durch die Zeit das Geringste von ihrer frischen Blüthe verloren, im Gegentheil in der Blende, worin sie zu Sardes gestanden, einen noch höhern Glanz gewonnen zu haben, — etwas Gebieterisches, Königliches möcht' ich sagen, das in die Länge kaum erträglich wäre, wenn sie es nicht durch die liebenswürdigste Anmuth der Sitten und das gefälligste Benehmen im Umgang zu mildern wüßte. Bei Allem dem lebt sie auf einem so fürstlichen Fuß zu Korinth, daß zu besorgen ist, falls auch sie selbst reich genug wäre, es immer auszuhalten, die Korinthier möchten nicht artig oder demüthig genug sein, es lange gut zu finden. Indessen, bis jetzt geht noch Alles, als ob es nicht anders sein könnte. Das Volk, dem der Schein immer für das Wesentliche gilt, wird durch den Schimmer, womit sie sich umgiebt, und ihre große Manier, das persische Gold in Umlauf zu setzen, im Respect erhalten; unsre Patricier hingegen trösten sich mit dem Gedanken, daß eine solche Lebensart der geradeste Weg sei, die stolze Göttin desto eher zu humanisiren und endlich so geschmeidig zu machen, als Jeder sie, wenigstens für sich selbst, zu finden wünscht. Da dies aber ganz und gar nicht in den Plan der Dame zu passen scheint, so würde, däucht mich, ein warnender Wink von einem vertrauten Freunde nicht überflüssig und vielleicht von guter Wirkung sein. Ich selbst bin zwar so glücklich, sie öfters zu sehen und sogar zu dem engern Ausschuß ihrer Gesellschafter zu gehören; aber wenn ich auch großmüthig genug sein wollte, gewissermaßen gegen meinen eigenen Vortheil zu handeln, so ist doch mein Verhältniß zu ihr nicht von solcher Art, daß ich mir ohne Zudringlichkeit das Amt eines Erinnerers herausnehmen dürfte. Auf jeden Fall, lieber Aristipp, wäre wol das Beste, wenn Du

Dich entschließen könntest, Dich den Reizen der schönen Rhodos zu entreißen und mit der ersten guten Gelegenheit nach Korinth zu kommen. Lais selbst scheint beinahe gewiß darauf zu rechnen, und Dein gastfreundliches Gemach im Hause Deines Learch ist zu allen Stunden für Deine Aufnahme ausgeschmückt.

L. W.

XLIII.

Lais an Aristipp.

Verzeihe, mein Lieber, wenn ich Dich länger, als recht ist, auf Nachricht warten ließ, wie Deiner Freundin die Luft des Isthmus wieder bekommt, und wie sie nach einer so langen Abwesenheit von den Korinthiern aufgenommen worden. Jene hat mir mit dem ersten Athemzug alle meine vorige Leichtigkeit und Unbefangenheit wiedergegeben; diese benehmen sich so artig und anständig, als es die etwas zweideutige Wittwe eines noch vollauf lebenden persischen Fürstensohns nur immer verlangen kann. Ich mache ein ziemlich großes Haus, lebe wieder so frei wie die Vögel des Himmels nach meiner eigenen gewohnten Weise und erinnere mich zuweilen des Aufenthalts zu Sardes und aller seiner Herrlichkeiten als eines seltsamen Morgentraums, der im Erwachen unvermerkt an der aufgehenden Sonne zerrinnt und, wie angenehm er auch war, kein Bedauern, daß er ausgeträumt ist, in der Seele zurückläßt. Freilich befinde ich mich in dem ungewöhnlichen Fall einer Person, die im Traum einen großen Schatz erhoben hätte und beim Erwachen wirklich einen kleinen Berg von Goldstücken vor ihrem Bette aufgeschüttet fände; und wenn Du glaubst, daß dieser Umstand nicht wenig zu der Ruhe, deren ich mich rühme, beitragen könnte, so will ich so ehrlich sein und gestehen, daß Du es nahezu errathen hast.

Ich lebe hier ungefähr auf ebendemselben Fuß wie zu Milet. Mein Haus ist, zwar nicht zu allen Stunden, aber doch in den gewöhnlichen, wo man Gesellschaft sieht, Allen offen, die man zu Athen Kalokagathen nennt. Eupatriden, Staats- und Kriegsmänner, Dichter, Sophisten und Künstler, alte und junge, reiche und arme, fremde und einheimische, Jedermann, der sich in guter Gesellschaft mit Anstand zeigen kann, ist gern gesehen; nur daß immer Zwei oder Drei mit einander kommen müssen;

denn die Unterhaltungen unter vier Augen sind nur den vertrautern Freunden, lauter Männern, die meine Väter sein könnten, vorbehalten, und unter den jüngern höchstens Einem, den die Götter etwa in besondere Gunst genommen haben; Dir zum Beispiel, wenn Du hier wärest; zumal da sich bisher noch Keiner gefunden hat, der mich vergessen machen könnte, daß Du es nicht bist.

Es ist wol kein Zweifel, daß ich mich durch diese Lebensordnung weder den Matronen noch den Hetären (deren Orden hier sehr zahlreich und begünstigt ist) sonderlich empfehle; wiewol die Letztern mehr Ursache hätten, mich für eine Wohlthäterin als für eine Concurrentin anzusehen. Denn bei Weitem die Meisten meiner Anbeter unterliegen am Ende doch der Versuchung, sich bei ihnen, wie die Freier der Penelope bei den gefälligen Hofmägden des Ulyssischen Hauses, für ihre bei mir verlorne Zeit und Mühe zu entschädigen. Indessen muß ich gestehen, daß die Verbindlichkeit, die sie mir von dieser Seite schuldig sind, vielleicht doch einige Einschränkung leiden mag. Die Sache ist, daß ich, theils um mir selbst die Pflichten der Frau des Hauses zu erleichtern, theils (wenn Du willst) aus Gutherzigkeit, einige schöne junge Mädchen zu mir genommen habe, die zwar Korinthische Bürgerinnen sind, aber aus Mangel an Vermögen und Unterstützung wahrscheinlich sich genöthigt gesehen hätten, ihren Unterhalt der Aphrodite Pandemos abzuverdienen. Diese lasse ich von den geschicktesten Lehrmeistern im Lesen der Dichter, in der Musik und in der Tanzkunst unterrichten und mache mir nach dem Beispiele der schönen Aspasia selbst ein Geschäft daraus, sie zu angenehmen Gesellschafterinnen für mich und Andere zu bilden. Könnte ich ihnen mit meinen Grundsätzen auch zugleich meine Sinnesart einflößen, so würde meine Absicht vollkommen erreicht. Da sich aber darauf nicht rechnen läßt, so bin ich zufrieden, ihnen so viel Achtung gegen sich selbst und so viel Mißtrauen gegen Euer übermüthiges Geschlecht beizubringen, als einem Mädchen nöthig ist, das sich in den gehörigen Respect bei Euch setzen und, wenn sie unglücklicherweise der Liebe sich nicht gänzlich erwehren kann, wenigstens keinem andern Amor unterliegen will als jenem Anakreontischen, den die Musen

Mit Blumenkränzen gebunden
Der Schönheit zum Sklaven gegeben.

Du kannst Dir leicht vorstellen, lieber Aristipp, was für eine alberne Celebrität ich mir durch diese den Söhnen und Töchtern der Achäer so ungewohnte und so vielerlei Vorurtheile vor die Stirne stoßende Lebensart zuziehen werde. Dies ist eben nicht, was ich wünsche; aber ich sehe nicht, wie ich es vermeiden könnte; wer schwimmen will, muß sich gefallen lassen, naß zu werden.

Ich habe die traulichen kleinen Symposien, die ich zu Milet bei mir eingeführt hatte, wobei eine freie, muntre Unterhaltung über interessante Gegenstände die bessere Hälfte der Bewirthung ausmachte, auch hier wieder in den Gang gebracht; wiewol die Korinthier, überhaupt genommen, keine Liebhaber von so nüchternen Gastmählern sind. Bilde Dir darum nicht ein, daß mein Koch sich dabei vernachlässigen dürfe. Wenige Schüsseln, aber das Beste der Jahrszeit aufs Feinste zubereitet, kleine Becher, aber die edelsten Weine Cyperns und Siciliens, — darin besteht meine ganze Frugalität, und ich gestehe gern, daß ich sie — Dir selbst abgelernt habe. Zu Athen reicht man damit aus und erhält noch Lob und Dank; aber so genügsam sind unsre Korinthischen Kalokagathen nicht. Außer Deinem Freunde Learchus und einem vielversprechenden jungen Künstler, Namens Euphranor (der, im Vorbeigehen gesagt, einer meiner wärmsten und hoffnungsvollsten Anbeter ist), sind es daher fast lauter Fremde, die sich um den Zutritt zu meinen Aristippischen Orgien (wie ich sie Dir zu Ehren nennen möchte) bewerben oder von freien Stücken dazu eingeladen werden. Die Unterhaltung gewinnt nicht wenig dadurch, und ich denke, es sollte sich aus unsern Tischreden etwas ganz Artiges machen lassen, wenn sie, von einem Geschwindschreiber aufgefaßt, als bloßer Stoff einem Meister wie Xenophon oder Plato in die Hände fielen. Nicht selten wagen wir uns, auf die Leichtigkeit unsrer Hand vertrauend, sogar an die verschlungensten Knoten der Philosophie; und wenn uns die Entwicklung zu langweilig werden will, ziehen wir uns zuweilen auf die kürzeste Art aus der Sache und kommen der Subtilität unsrer Finger — mit der Schere zu Hilfe. Gestern z. B. erwähnte Einer zufälligerweise, daß Sokrates das Schöne und Gute für einerlei gehalten und also nichts für schön habe gelten lassen wollen, wenn es nicht zugleich gut, d. i. nützlich, ja sogar nur insofern es nützlich sei. Dies veranlaßte einen Dialog, wovon ich Dir, weil ich gerade zum Schreiben aufgelegt

bin und (die Wahrheit zu gestehen) Deine eigene Meinung von der Sache wissen möchte, so viel, als mir davon erinnerlich ist, mittheilen will, wenn Du anders Lust und Muße hast, weiter zu lesen.

Die Hauptpersonen des Gesprächs waren der junge Speusipp (Platon's Neffe von seiner ältern Schwester, einer der liebenswürdigsten Athener, die ich noch gesehen habe), ein gewisser Epigenes von Trözen, der seine Geistesbildung vornehmlich von den Sophisten Prodikus und Protagoras erhalten zu haben vorgiebt, und Euphranor, welchem, da er Maler und Bildner zugleich ist, ein unstreitiges Recht zukam, mit zur Sache zu sprechen. Daß die Frau des Hauses sich ein paar Mal in das Gespräch mischte, wirst Du einer so erklärten Liebhaberin alles Schönen zu keiner Unbescheidenheit auslegen.

„Mich dünkt," sagte Epigenes, der zu dieser Erörterung den Anlaß gegeben hatte, „ehe wir uns auf die Frage „was das Schöne sei?" einlassen, wäre wohlgethan, den Sprachgebrauch um die Bedeutung des Wortes zu fragen, da es so vielerlei, zum Theil ganz ungleichartigen Dingen beigelegt wird, daß der allgemeine Begriff, der mit diesem Worte verbunden zu werden pflegt, nicht leicht zu finden sein dürfte. Wir sagen: ein schöner Himmel, eine schöne Gegend, ein schöner Baum, eine schöne Blume, ein schönes Pferd, ein schönes Gebäude, ein schönes Gedicht, eine schöne That. Man sagt: dieser Wein hat eine schöne Farbe, dieser Sänger eine schöne Stimme, diese Tänzerin tanzt schön, dieser Reiter sitzt schön zu Pferde. Ich würde nicht fertig, wenn ich alle die körperlichen, geistigen und sittlichen Gegenstände, Bewegungen und Handlungsweisen herzählen wollte, denen das Prädicat schön beigelegt wird. Was ist nun die ihnen allen zukommende gemeinsame Eigenschaft, um derentwillen sie schön genannt werden? Ich kenne keine allgemeinere als diese, daß sie uns gefallen. Die Menschen nennen Alles schön, was ihnen gefällt.

Speusipp. Ich gebe gern zu, daß das Schöne Allen gefällt, deren äußerer und innerer Sinn gesund und unverdorben ist; aber daß Alles, woran ein Mensch Wohlgefallen haben kann, darum auch schön sei, kann schwerlich Deine Meinung sein.

Lais. Sonst wäre nichts Schöneres als ein mit Fässern und Kisten wohlbeladenes Lastschiff voll morgenländischer Waaren, wenigstens in den Augen des Korinthischen Kaufmanns, vor dessen Hause sie abgeladen werden, und der in

diesem Augenblick gewiß mehr Wohlgefallen an seinen ohne Symmetrie über einander hergewälzten Fässern, Kisten und Säcken hat als an dem schönsten Gemälde des Parrhasius.

Epigenes. Also, mich genauer auszudrücken, nenne ich schön, was allen Menschen ohne Rücksicht auf den Nutzen, der daraus gezogen werden kann, gefällt.

Speusipp. Sollte damit zu Erhaltung des Begriffs vom Schönen etwas gewonnen sein? Was gefällt, ist (Deinem eigenen Geständniß nach) nicht immer schön; aber das Schöne gefällt immer, blos weil es schön ist. Die Frage: Was ist schön? bleibt also noch unbeantwortet.

Euphranor. Könnte uns nicht irgend ein Werk der Kunst am Leichtesten zu der Antwort verhelfen, die wir suchen?

Lais. Mich dünkt, Euphranor bringt uns auf den rechten Weg.

Euphranor. Zum Beispiel, der junge Bacchus dort, dem der lachende Faun den rosenbekränzten Becher reicht, indem er mit dem linken Zeigefinger schalkhaft auf die neben ihm an einem Weinschlauch eingeschlafne Mänas hinweist.

Lais. Es soll eines der besten Werke des berühmten Alexis von Sicyon sein.

Euphranor. Lassen wir diesen Bacchus für schön gelten, oder hat Jemand etwas Wesentliches an ihm auszusetzen?

Speusipp. Ewige Jugend in ewig fröhlicher Wollusttrunkenheit kann unmöglich schöner dargestellt werden.

Euphranor. Das möchte ich nun eben nicht behaupten; genug, wir Alle geben zu, daß er nicht häßlich ist.

Alle. Unstreitig.

Euphranor. Was mag wol die Ursache dieses einstimmigen Urtheils sein?

Lais. Unser Gefühl vermuthlich.

Epigenes. Aber warum wir es Alle fühlen und fühlen müssen, wir mögen wollen oder nicht, das ist es wol, was Euphranor hören möchte?

Euphranor. Und worin könnte dies liegen als in der Gestalt des jungen Gottes, in der bestimmten Form eines jeden seiner Glieder, in ihren Verhältnissen gegen einander und in ihrer Verbindung zur harmonischen Einheit des Ganzen?

Ich und Epigenes und die Uebrigen alle waren sogleich mit unserm Ja bei der Hand. Nur Speusipp lächelte beinahe unmerklich und schwieg.

Euphranor. Aber die schlummernde Mänas zu seinen Füßen — kann man leugnen, daß sie schön ist?

Learchus. Ich glaube in aller Männer Namen kühnlich sagen zu dürfen: sie ist sehr schön.

Euphranor. Und der junge Faun?

Lais. Ich wenigstens habe noch keinen schönern gesehen.

Euphranor. Also der Gott ist schön, der Faun ist schön, die Bacchantin ist schön, ungeachtet das, warum wir Jedes für schön halten, die Formen und Verhältnisse der einzelnen Theile und die Symmetrie des Ganzen, an allen Dreien die augenscheinlichste Verschiedenheit zeigt. Würden wir aber zufrieden sein, wenn der Faun für den Weingott angesehen werden könnte, oder der Weingott für einen Faun? Mit der Form des schönsten Fauns würden wir den Bacchus nicht schön genug, mit den Formen des Letztern hingegen Jenen allzu schön finden. Und wenn die Mänas ihren hohen Busen gegen die breite Brust des Bacchus, er seine Schultern und Hüften gegen die ihrigen umtauschte, würden nicht Beide dabei verlieren, wiewol sie Schönes um Schönes gäben?

Epigenes. Ganz gewiß. Schön wäre demnach etwas so Verhältnißmäßiges, daß es unter veränderten Umständen häßlich werden könnte; wie z. B. ein schönes Weib einen mißgestalteten Mann, ein schöner Faun einen häßlichen Bacchus abgäbe?

Euphranor. Dies möchte doch wol zu viel gesagt sein. Ein Mann mit weiblichen Gliederformen wäre doch immer ein schönes Ungeheuer, und ein Bacchus mit den Formen eines schönen Fauns würde nur unedel, nicht häßlich sein. Indessen könnte auch aus lauter schönen Theilen ein sehr widerliches Ganzes zusammengesetzt werden, ohne daß die Theile aufhörten, schön zu sein; es braucht dazu nichts weiter, als jedem eine unrechte Stelle zu geben. Der schönste Mund schief auf die Stirn, das schönste Auge an die Stelle des Mundes und die zierlichste Nase an den Platz des Auges gesetzt, würde aus dem Gesicht einer Lais eine lächerliche Fratze machen.

Lais. Führt uns dies nicht unvermerkt auf den Sokratischen Begriff zurück, daß jedes Ding schön ist, wenn es das ist, was es seiner Natur und seinem Zwecke nach sein soll?

Epigenes. Wenn dies keine Ausnahmen leidet, so würde der Elephant, der Dachs und die Fledermaus ebenso wohl an

Schönheit Anspruch zu machen haben als der Onager, das Reh und der Fasan.

Lais. Warum nicht, wenn wir dem unerschöpflichen Erfindungsgeiste der göttlichen Bildnerin Natur nicht unbefugte Schranken setzen und durch eigensinnige Vorliebe für gewisse und vorzüglich gefällige Gestalten uns zu kleinlichen einseitigen Urtheilen verleiten lassen wollen?

Euphranor. Mit allem Respect, den ich Dir und der göttlichen Bildnerin schuldig bin, verzweifle ich doch, es jemals so weit zu bringen, daß mir die Fledermaus oder der Krokodil schön vorkomme, und ich glaube hierin die Augen aller Menschen, und die Deinigen zuerst, auf meiner Seite zu haben. Auch sehe ich nicht, warum Alles, was die Natur hervorbringt, gerade für unsern Schönheitssinn gebildet sein müßte; und da es uns an Worten nicht mangelt, warum muß denn etwas, das nur dem Verstande schön ist, mit einem Worte bezeichnet werden, welches in seiner eigentlichen Bedeutung vorzüglich solchen Dingen zukommt, die durch Formen und Farben, harmonische Verhältnisse und Symmetrie unsre Augen oder vielmehr den innern Sinn, dessen Werkzeug sie sind, vergnügen? Die meisten Schöpfungen der Natur haben diese Eigenschaft in höhern und mindern Graden. Ich zweifle sehr, daß ein Mensch in der Welt ist, der nicht auf den ersten Anblick die Gans schöner als die Ente, den Schwan schöner als die Gans, den Pfau schöner als den Schwan finden sollte; aber vor der Fledermaus schaudert Jeder, der sie erblickt, zurück.

Lais. Wiewol die Unverschämtheit zu Athen eine Göttin ist, so verlasse ich mich doch nicht genug auf ihren Beistand, um Dir hierin zu widersprechen; sie könnte mich häßlich im Stiche lassen, wenn einer dieser schönen Nachtvögel unversehens dahergeschossen käme, um sich für die unverdiente Ehre zu bedanken, die ich ihm erwiesen habe.

Dieser unzeitige Scherz stimmte sogleich die ganze Gesellschaft auf einen andern Ton. Die Athener erhielten ziemlich zweideutige Lobsprüche über ihre außerordentliche Gottesfurcht; und da sie eben nicht im Ruf sind, sich durch die Tugenden der Bescheidenheit und Scham unter den Griechen auszuzeichnen, so meinte Learchus, sie hätten wohlgethan, der Anädeia für die guten Dienste, die sie ihnen bei mehr als einer Gelegenheit geleistet, eine Kapelle zu bauen und sich dadurch ihres Beistandes auf immer zu versichern. Der gute Speusipp, wiewol er

zu viel Urbanität besitzt, um von solchen Scherzen beleidigt zu werden, glaubte doch zuletzt, er müsse sich seiner bedrängten Vaterstadt annehmen, und bemühte sich, uns (etwas ernsthafter, als nöthig war) darzuthun: daß es einem so religiösen Volke, wie die Athener von jeher gewesen, zumal in jenen Zeiten einer noch sehr großen Einfalt der Begriffe und Sitten, keineswegs zu verdenken sei, daß sie sich von einem Mystagogen, der in einem so hohen Ruf der Heiligkeit und Weisheit in den göttlichen Dingen gestanden, wie Epimenides, hätten bewegen lassen, der Hybris und der Anädeia eigene Tempel zu widmen, in der Absicht, diese übelthätigen Dämonen dadurch zu besänftigen und zur Schonung zu bewegen; zumal da die entgegengesetzten guten Dämonen, Eleos und Aido bereits öffentliche Altäre zu Athen hatten, und Jene, wenn sie vernachlässigt worden wären, eine solche Parteilichkeit sehr ungnädig hätten aufnehmen können. Die Athener (meinte er) befänden sich mit der Göttin Unverschämtheit in dem nämlichen Falle wie die Spartaner mit ihrem Gotte Furcht, welcher von Alters her sehr andächtig von ihnen verehrt worden sei, ohne daß es jemals einem Menschen eingefallen, ihre Tapferkeit deswegen in den mindesten Zweifel zu ziehen.

Es wäre nicht artig gewesen, einem Abkömmling des weisen Solon wegen dieser Apologie seiner Mitbürger ins Gesicht zu lachen. Ich versicherte ihn also in unser Aller Namen, daß wir weit entfernt seien, diese Sache in einem andern Lichte zu sehen; und da die ganze Gesellschaft zu bedauern schien, daß wir den Gegenstand unsers Gesprächs darüber aus dem Gesichte verloren, setzte ich hinzu: ich würde für meinen unzeitigen Scherz zu hart bestraft sein, wenn wir des Vergnügens entbehren müßten, zu hören, wie Speusipp, wenn ich recht in seinen Augen gelesen hätte, im Begriff gewesen sei, den Knoten zu entschlingen, der meines Erachtens bisher unter unsern Händen eher noch mehr verwickelt als aufgelöst worden. Du mußt wissen, daß dieser Speusipp, einen schwachen Anstrich von Platonischer Pedanterei abgerechnet, ein sehr feiner Jüngling ist und (unter uns gesagt) ohne meine Schuld einen der Pfeile, welche der Sohn Cytherens aus meinen Augen links und rechts, wohin es trifft, zu schießen beschuldigt wird, ziemlich tief in der Leber stecken zu haben scheint. Ich bin nicht gesonnen, zu seiner Heilung den geringsten Aufwand zu machen; sollte aber das Uebel gar zu ernsthaft werden, so verlasse ich mich auf die kleine

Lasthenia, die seit einiger Zeit die Stelle der schönen Droso bei mir eingenommen und eine so schwärmerische Liebe für die Platonische Philosophie gefaßt hat, daß Speusipp, wofern er noch einige Tage hier verweilt, nothwendig davon gerührt werden muß. — Doch wieder zur Sache!

Der junge Mann antwortete auf meine Einladung, nicht ohne bis in die Augen roth zu werden, mit aller Grazie und Zuversicht, die Du einem Athener und einem Neffen Platon's zutrauen wirst. „Mich dünkt," fuhr er fort, „wir haben uns bisher immer um einen dunkeln Begriff des Schönen, dessen Dasein wir voraussetzten, herumgedreht, ohne ihm selbst näher gekommen zu sein. Sinne und Einbildungskraft stellen uns nichts als einzelne Dinge dar, die wir, wenn ihre Gestalt uns gefällt, schön nennen, wiewol uns immer eines schöner als das andere däucht. Auch die Kunst zeigt uns, sogar in ihren idealisirten Werken, nur einzelne Gestalten, einen Ringer, Wettläufer oder Faustkämpfer, einen Achilles, Ajax oder Ulysses, einen Zeus, Apollo, Mercur, Bacchus u. s. w., nie den Menschen, den Helden oder den Gott, der so schön ist, als Mensch, Held oder Gott gedacht werden kann. Daher sind die Eleer und Athener nie sicher, daß nicht ein Bildner aufstehe, der einen noch schönern Jupiter als ihren olympischen, eine schönere Aphrodite als die des Alkamenes in den Gärten darstelle. Aber wie könnten wir urtheilen, daß irgend ein einzelnes Ding schöner sei als ein anderes in seiner Art, wenn die Idee des allgemeinen Schönen nicht bereits in unsrer Seele läge, welche gleichsam der Maaßstab ist, woran wir das einzelne Schöne in der Natur und Kunst messen? Diese Idee ist es, was wir suchen, ohne zu wissen, daß wir sie schon haben, wiewol es uns eben darum, weil sie eine Idee ist, an Mitteln fehlt, sie auf eine andere Art sinnlich darzustellen als im Einzelnen, das ist durch bloße Annäherungen, wobei immer die Möglichkeit eines Schönern bleibt, weil das Schönste, die Idee selbst, im Einzelnen erreichen zu wollen, ebenso viel wäre, als das Unendliche in einen beschränkten Raum zu fassen."

Also sprach er — und ergetzte sich, wie es schien, an dem Erstaunen, das in unser Aller weit offnen Augen zu lesen war. Eine allgemeine Stille ruhte eine Weile auf der ganzen Tischgesellschaft; es war uns Allen, denke ich, als ob uns etwas geoffenbart worden wäre, und wir wunderten uns, allmählig gewahr zu werden, daß wir im Grunde nicht mehr von der

Sache wußten als vorher. Epigenes war der Erste, der das heilige Schweigen brach. „Wir sind dem Speusippus nicht wenig Dank schuldig," sagte er mit einem Ernst, der das eben ausbrechen wollende Lachen von den Lippen Deiner muthwilligen Freundin zurückschreckte, „daß er uns einen Blick in die erhabensten Mysterien seines berühmten Oheims thun ließ und uns das unaussprechliche Wort seiner Philosophie vertraute. Denn die Idee ist der Schlüssel zu allen Geheimnissen der Natur in und außer dem Menschen." — „Ich gestehe mit Beschämung," sagte Euphranor, „daß dieser Schlüssel mir nichts aufschließt. Ich begreife nichts von einer Idee, die ich in mir trage, ohne zu wissen, weder daß ich sie besitze, noch wie ich zu ihr gekommen bin, also auch ohne gewiß zu sein, daß ich sie habe." — „Wundert Dich dies, Euphranor?" versetzte der junge Athener lächelnd; „Du hast also, wie es scheint, nie wahrgenommen, wie Vieles in Dir ist, dessen Dasein und Beschaffenheit Dir nur durch seine Wirkungen offenbar wird? Die ungelehrtesten Menschen empfinden, erinnern sich des Empfundenen, vergleichen und unterscheiden, bilden sich Begriffe und machen Schlüsse, ohne zu wissen, wie sie dabei zu Werke gehen; und der Gelehrteste weiß im Grunde nicht viel mehr davon als sie. Die Idee des Schönen erweist sich in Dir und in uns Allen durch ihre Wirkungen; sie selbst ist so wenig anschaulich, als es z. B. die Kraft ist, mit welcher Du urtheilst, ob Du zu dem, was Du malen willst, einen feinern oder gröbern Pinsel nehmen und ihn in diese oder jene Farbenmuschel tauchen sollest." — „Es mag vielleicht sein, wie Du sagst," erwiderte Euphranor; „aber wessen ich sehr gewiß bin, ist, daß ich mich, wenn ich eine Galathea malen oder einen Mercur bilden sollte, auf eine Idee, die ich in mir herumtrage, ohne es zu wissen, nicht verlassen dürfte. Daß ich die Verhältnisse und Formen des männlichen und weiblichen Körpers, die bei den Griechen für die schönsten gelten, studirt habe; daß ich genau weiß, wie ein Arm oder Schenkel gestaltet sein muß, um von Jedermann für schön erkannt zu werden, und wie jedes Gliedmaß nebst allen übrigen, die mit ihm in Verbindung stehen, sowol in Ruhe als in jeder Art von Bewegung und Stellung aus jedem Gesichtspunkt betrachtet erscheinen muß; daß ich weiß, wie man den Pinsel und den Meißel handhaben muß; daß ich, wenn ich male, jedem Gegenstande seine wahre Gestalt, Farbe und Haltung, Charakter und Ausdruck, jedem Theil sein rechtes Verhältniß zu den

übrigen, jedem Muskel sein gehöriges Spiel zu geben, Licht, Farben und Schatten richtig und zweckmäßig zu vertheilen und das Ganze auf seinen gehörigen Ton zu stimmen weiß: Alles das sind Dinge, deren ich mir sehr klar bewußt bin, wovon ich Rechenschaft geben kann, und ohne welche ich nichts machen könnte, das des Sehens werth wäre. Auch bin ich mir ebenso klar bewußt, wie ich zu dem, was ich weiß und kann, gelangt bin, nämlich nicht durch den magischen Einfluß einer Idee, die mir selbst unsichtbar ist, sondern durch emsiges, forschendes Betrachten der Natur und der Kunstwerke trefflicher Meister, öfteres Besuchen der Gymnasien und Kampfspiele, hartnäckigen Fleiß, viele Uebung, Liebe zur Kunst und brennenden Wetteifer mit Denen, die ich anfangs nur nachzuahmen suchte. Und was den Maaßstab der Grade des Schönen betrifft, wozu bedürfte ich eines andern als der bestimmten Gestalten einer kleinen Anzahl von Personen, die in ihrer Art für vorzüglich schön gelten, und des feinen Gefühls des Gehörigen, Gefälligen und Genugsamen, das durch beständige Uebung des Kunstsinns an der Natur selbst erworben wird? Ich habe, wiewol ich noch nicht dreißig Jahre zähle, das Schönste gesehen, was in den vornehmsten Städten der Griechen zu sehen ist; aber ich erinnere mich nicht, irgendwo ein Bild eines Gottes, eines Homerischen Helden, einer Göttin oder Nymphe gesehen zu haben, welches (das Conventionelle abgerechnet) schöner wäre als gewisse Personen, die ich kenne. So ist z. B. dieser Faun nach einem jungen arkadischen Ziegenhirten — dieser Bacchus nach einem sehr schönen Jüngling, mit welchem ich zu Sicyon öfters badete, und die schlummernde Mänas nach einer Sklavin der Frau dieses Hauses gebildet." — „Und dies weißt Du so gewiß?" fragte Speusipp. — „So gewiß, als daß nicht der berühmte Alexis von Sicyon, wie Lais im Scherz vorgab, sondern der noch unberühmte Euphranor von Korinth diese Gruppe, die Du selbst mit Deinem Beifall beehrtest, gearbeitet hat. Hätte ich eine mit dem Gürtel der Venus geschmückte Juno zu malen, so weiß ich sehr wohl, an welche sichtbare Göttin ich meine Gelübde richten würde." — „In der That," sagte Speusipp mit der attischen Miene, die Du als ein Vorrecht der edeln Theseïden kennst, „es ist nicht zu leugnen, daß wir ein Wenig lächerlich sind, indem wir uns an der Tafel der schönsten Frau in Griechenland die Köpfe darüber zerbrechen, was schön sei; denn, welche Bewandniß es auch mit

dieser Frage haben mag, dies ist gewiß, daß Jeder, der sie sieht, seine höchste Idee der Schönheit in ihr verkörpert finden wird."

Sobald das Gespräch eine solche Wendung nahm, war es hohe Zeit, ihm ein Ende zu machen. Auf einen Wink, den ich kurz zuvor einer Aufwärterin gegeben hatte, trat in dem Augenblick, da Speusipp das letzte Wort aussprach, die schöne Lasthenia an der Spitze meiner oben erwähnten jungen Nymphen in den Saal, um die Gesellschaft mit Musik und Tanz zu unterhalten; und bevor eine Stunde vergangen war, glaubte ich zu bemerken, daß meine junge Philosophin den Platoniker (der, wie die Aphyen, nur Feuer zu sehen braucht, um zu kochen) unvermerkt immer näher an sich zog. Bei Euch Männern wird die Gefälligste zuletzt immer über die Schönste den Sieg erhalten. Es ist ein unglücklicher Vorzug der Weiber, daß die Leidenschaft der Liebe bei ihnen von der Gegenliebe ganz unabhängig und desto hartnäckiger ist, je weniger sie Hoffnung hat, erwidert zu werden.

Ich sehe zu spät, daß ich Dir ein Buch statt eines Briefes geschrieben habe. Möchtest Du mich mit einem noch größern für meine Unbescheidenheit bestrafen! Sage mir doch ein paar Worte, wie Dir's zu Rhodus geht, was Du treibst, und ob man hoffen darf, Deine ehmalige Andacht zu dem Erderschütterer Poseidon wieder einst erwachen zu sehen?

XLIV.

Aristipp an Lais.

Darf ich Dir im Vertrauen auf die Rechte einer zehnjährigen Freundschaft gestehen, schöne Lais, wie mir Deine jetzige Lebensweise vorkommt? Betrachte ich sie als einen bloßen Uebergang von der Glorie einer unumschränkten Gebieterin über die Person und die Schätze eines persischen Großen zu der glücklichern, aber weniger schimmernden und prunkenden Lebensart, die einer Einwohnerin von Korinth geziemt, so wünsche ich blos, daß Du Dich entschließen mögest, zwar nicht gar zu hastig, aber doch lieber zu schnell als zu langsam, von der Höhe herabzusteigen, die Du mit der freiesten Besonnenheit verlassen hast. Was die stolzen Korinthier in die Laune setzt, Dir wie einer fremden Fürstin, welche sich eine Zeit lang unter ihnen aufhalten

wollte, eine Art von glänzendem Hof zu machen, ist (außer dem Reiz, den die Neuheit der Sache für sie hat) hauptsächlich die Hoffnung, womit Jeder sich schmeichelt, den Vorzug endlich bei Dir zu erringen, nach welchem sie Alle trachten. Da Du nicht sehr geneigt scheinst, so viel Glückseligkeit um Dich her zu verbreiten, so würde es Deiner Ruhe schwerlich zuträglich sein, wenn Du den süßen Wahn einer so großen Menge von Aspiranten allzu lange nähren wolltest. Das Rathsamste wäre also, Dich selbst von der hohen lydischen Tonart allmählig zu der gewohnten dorischen herabzustimmen; und dazu, däucht mich, würden Deine kleinen Abendgesellschaften ein sehr gutes Mittel sein, wenn Du ihnen so viel Geschmack abgewinnen könntest, Deine gesellschaftliche Mittheilung allein oder doch beinahe allein auf diese den Musen vorzüglich geheiligten Orgien einzuschränken, an welchen ich nichts auszusetzen habe, als daß ich durch eine Entfernung von dritthalbtausend Stadien davon ausgeschlossen bin. Doch Du willst mir ja Gelegenheit geben, auch abwesend an ihnen Theil zu nehmen, da Du mich aufforderst, Dir meine Gedanken über Euer neuliches Tischgespräch mitzutheilen. Ich bin nicht eitel genug, mir einzubilden, daß ich über diesen Gegenstand etwas zu sagen hätte, das für Dich neu wäre; und überhaupt gehört, meiner Meinung nach, das Schöne unter die unaussprechlichen Dinge der Natur und läßt sich besser fühlen und genießen als zergliedern und erklären. — „Aber," wirst Du sagen, „diese unaussprechlichen Dinge sind ja eben, was uns am Stärksten anmuthet, und worüber wir am Liebsten vernünfteln — oder irre reden mögen." — Ich füge mich also sowol Deinem Willen als meinem eigenen Naturtriebe, und wenn ich Dir nichts Unbegreifliches und Unerhörtes offenbare, so schreib' es meiner zur andern Natur gewordenen Maxime zu, im Philosophiren immer verständlich zu bleiben und vor Allem mich immer selbst zu verstehen.

Epigenes hatte Recht, mit der Frage: „Was nennen die Menschen schön?" den Anfang der Untersuchung zu machen; nur hätte er dem Einwurf Speusipp's zuvorkommen und sogleich antworten sollen: „Wir Griechen pflegen Alles schön zu nennen, was uns ohne Rücksicht auf seine Nützlichkeit gefällt." Das Wohlgefallen ist immer nothwendig mit einem angenehmen Gefühl verbunden, und umgekehrt; aber dieses Gefühl ist nicht der Grund, warum uns das Schöne gefällt, sondern die

natürliche Wirkung des Schönen auf unsern Sinn. — „Warum gefällt uns denn aber das Schöne?“ — Mit der Antwort: „weil es schön ist,“ wäre nichts gesagt; indessen habe ich keine andere Antwort als: „weil wir so organisirt sind, daß es uns, wofern ihm nicht nachtheilige Umstände von außen oder innen im Lichte stehen, nothwendig gefallen muß.“ — „Aber muß denn Alles, was gefällt, schön sein? Gefallen uns nicht viele Dinge blos darum, weil sie zweckmäßig und nützlich sind?“ — Allerdings werden, unserm Sprachgebrauch zufolge, auch solche Dinge öfters schön genannt; nur hat der Sprachgebrauch Unrecht, wenn er schön und gut vermengt. Das Schöne ist zwar, insofern es schön ist, immer etwas Gutes; aber das Gute ist nicht, insofern es gut ist, nothwendig auch schön; und dies macht einen großen Unterschied. — „Damit ist für den Begriff des Schönen nichts gewonnen,“ sagt Speusipp; „das Räthsel, dessen Auflösung wir suchen, die Frage: Was ist das Schöne an sich? bleibt noch immer ungelöst und unbeantwortet.“ — Aus einem sehr einfältigen Grunde: blos weil wir keine Antwort auf diese Frage haben. Das Schöne oder die Idee des Schönen, in Platon's Sinne, ist, wie Speusipp selbst gesteht, kein Gegenstand unsres Anschauens. Wir sehen nur einzelne schöne Dinge, und auch diese sind nur schön durch ihr Verhältniß gegen die Organe unsrer Sinne; und wenn wir von schönen Dingen sprechen, so ist die Rede nur von dem, was dem Menschen, nicht was an sich schön ist. — „Diesemnach könnten wir von keinem Dinge sagen, es sei schön; denn wie wollten wir die Stimmen aller Menschen, die jemals gelebt haben, jetzt leben und künftig leben werden, darüber sammeln?“ — Auch ist dies sehr unnöthig. Mir genügt daran, daß etwas mir schön ist; erscheint es auch Andern so, desto besser; zuweilen auch nicht desto besser; denn man ist öfters in dem Falle, etwas Schönes gern allein besitzen zu wollen. Wie dem aber auch sei, genug, daß es nun einmal nicht anders ist noch sein kann, und daß wir von sehr vielen Dingen keinen andern Grund, warum wir sie für schön halten, anzugeben haben, als weil sie uns schön vorkommen, oder, genauer zu reden, weil sie uns gefallen. — „Ein Ding kann also zugleich schön und nicht schön sein?“ — Nicht sein, aber scheinen, so wie z. B. dem Gelbsüchtigen die Lilie, die allen gesunden Augen weiß ist, gelb zu sein scheint. Was ich schön finde, kann allerdings Andern aus mancherlei Ursachen, mit Recht oder Unrecht

gleichgiltig oder gar mißfällig sein; denn Vorurtheil oder Leidenschaft kann mich oder sie verblenden. Die Liebe verschönert und hat für jeden Fehler des Geliebten ein milderndes Wörtchen, das ihn bedeckt oder gar in einen Reiz verwandelt; der Haß thut das Gegentheil. Mangel an Bildung und klimatische oder andere locale Angewohnheiten haben vielen Einfluß auf die Urtheile der Menschen über Schönheit und Häßlichkeit. Kurz, das Wort schön, welchem Gegenstand es beigelegt werden mag, bezeichnet blos ein gewisses angenehmes Verhältniß desselben, besonders des Sichtbaren, Hörbaren und Tastbaren, zu einem in Beziehung mit demselben stehenden äußern oder innern Sinn; weiter hinaus reicht unsre Erkenntniß nicht oder verliert sich in dunkle Vorstellungen und leere Worte.

Ein solches Wort scheint mir die angeborne Idee zu sein, welche der Neffe des großen Aërobaten Plato für den Kanon des Schönen, und Plato selbst (wenn ich ihn anders verstehe) für einen in unsre Seele fallenden Widerschein eines ihm und uns unbegreiflichen Urbildes des Schönen ausgiebt, welchem er in den überhimmlischen Räumen einen Platz unter den übrigen Ideen anweist. Da diese Platonischen Offenbarungen auch mir (wie dem wackern Euphranor) nichts klärer machen, so halte ich mich an das, was ich auf dem Wege der Beobachtung der Natur im Geschäfte der Entwicklung und Ausbildung unsres Schönheitssinnes abgelauscht zu haben glaube.

Ich nehme als etwas allgemein Wahres an, daß ein gewisser Grad von Licht und die gänzliche Abwesenheit desselben, eine ganz lichtlose Finsterniß, die entgegengesetzten äußersten Grenzen bezeichnen, innerhalb welcher das Licht allen gesunden menschlichen Augen schön ist. Innerhalb dieser Grenzen ließen sich, wenn wir ein Werkzeug, das Licht zu messen, hätten, eine Menge Abstufungen andeuten, welche die Grade unsers Vergnügens am Licht oder (was ebendasselbe sagt) die Grade seiner Schönheit bezeichnen würden. Indessen lehrt die Erfahrung, daß eine gewisse Abwechselung und Mischung der höhern Grade des Lichts mit dem niedrigsten dasjenige ist, was in dem großen Gemälde der Natur die angenehmsten Eindrücke auf uns macht. Der Grund hiervon liegt ohne Zweifel in der organischen Beschaffenheit unsers Auges, und mich dünkt, wir können uns dabei beruhigen, ohne tiefer in das Geheimniß der Natur eindringen zu wollen, als sie uns erlaubt.

Mit den Farben hat es ebendieselbe Bewandniß. Der Anblick einer in tausendfältige Schattirungen von Grün gekleideten und von einem azurnen Himmel umflossenen Landschaft vergnügt unser Auge und däucht uns schön; noch schöner der Himmel, wenn eine Menge leichter, goldverbrämter Rosenwölkchen, wie schwimmende Inseln in einem hellblauen Meere, von Abend gegen Morgen langsam an ihm daherschweben; am Schönsten, wenn die Abendsonne durch ein dünnes Dunstgewölk in eine Glorie von zusammengeflossenen Regenbogen zu zerschmelzen scheint. Eine ähnliche Wirkung würde der Anblick der Erde thun, wenn Bäume, Gras und Kräuter, gleich einem mit den buntesten Blumen aller Art besetzten Gartenstück, einen unaufhörlichen Wechsel der lebhaftesten Farben in unsre Augen spielten. Wie entzückend aber auch ein solcher Anblick wäre, so sind doch unsre Gesichtswerkzeuge nicht dazu eingerichtet, so viel Schimmer und so lebhafte Farben in die Länge zu ertragen. Indessen erklärt sich daraus, warum uns die Natur im Frühling am Schönsten erscheint; weil nämlich die Färbung des magischen Gemäldes, das sie uns in dieser lieblichsten der Horen darstellt, zwischen dem einförmigen Blau und Grün und einem allzu bunten und feurigen Farbenspiel gleichsam in der Mitte schwebt.

Ebenso wie die Ursache der mehr oder minder angenehmen Wirkung des Lichts und der Farben in der Organisation unsers Auges zu suchen ist, scheint auch die allgemeine Erfahrung, daß gewisse Linien, Figuren und Körper dem Auge und der tastenden Hand angenehmer sind als andere, hauptsächlich in der natürlichen Beschaffenheit dieser Organe gegründet zu sein. Warum gefällt uns eine sanft wallende Linie besser als eine gerade? warum ein Cirkelbogen besser als ein Winkel? die Kreislinie mehr als das Eirund? Wie man diese Fragen auch beantworte, am Ende müssen wir immer gestehen, die Einrichtung unserer Gesichts- und Gefühlswerkzeuge bringe es nun einmal so mit sich. Eine gerade fortlaufende Linie, eine ebene, ununterbrochne Fläche gefällt einen Augenblick, wird aber bald durch ihre Einförmigkeit langweilig; das Winklige beleidigt Gesicht und Gefühl; ein sanfter Uebergang vom Ebnen zum Gebogenen schmeichelt beiden. Daher, daß uns das leichte Wallen eines sanft bewegten Wassers schöner däucht als die schroffen in einander berstenden Wogen des empörten Meeres; daher, daß unsre Töpfer und Bildner gewisse zwischen der Kugel

und dem Ei mehr oder weniger in der Mitte schwebende Formen als die schönste zu Urnen und Prachtgefäßen wählen.

Was ich von Licht und Schatten, Farben und Linien als den Elementen des sichtbaren Schönen gesagt habe, gilt in seiner Art auch von den verschiedenen Schwingungen der Luft, wodurch der Schall in unserm Ohr und vermittelst dieses Organs in unserm innern Sinne gewisse angenehme Gefühle erregt, von dem majestätischen Rollen des Donners bis zum leisen Geflüster der Pappel und Birke, vom klappernden Tosen eines entfernten Wasserfalls bis zum einschläfernden Murmeln einer über glatte Kiesel hin rieselnden Quelle, vom fröhlichen Geschwirr der Lerche bis zum eintönigen Klingklang der Cikade. Alle diese einfachern Schälle und Töne, durch welche die Natur unser Ohr als ein zu ihr stimmendes lebendiges Saiteninstrument anspricht, betrachte ich als die Elemente des hörbaren Schönen, welches, gleich dem sichtbaren, in der Mitte zwischen zwei Aeußersten schwebt und also ebendemselben Gesetz unterworfen ist, wodurch die dem Auge gefälligen Töne des Lichts und der Farben und die dem Gefühle schmeichelnden Formen der Körper bestimmt werden, dem Gesetze der Harmonie der sinnlichen Eindrücke von außen mit der Einrichtung der ihnen entsprechenden Organe.

Wiewol ich nun diese angenehmen Empfindungen, wovon bisher die Rede war, als die Elemente betrachte, woraus alles sichtbare, hörbare und fühlbare Schöne zusammengesetzt ist, so würden sie uns doch, jede für sich allein, nie auf den Begriff der Schönheit geführt haben. Denn wie lebhaft auch die angenehme Empfindung sein mag, die z. B. durch eine gewisse Farbe oder einen gewissen einzelnen Ton in uns erregt wird, so würde doch eine lange Dauer derselben unser Auge oder Ohr ermüden und uns erst gleichgiltig, dann langweilig, endlich widrig und unerträglich werden. Verschiedenheit und öftere Abwechslung der angenehmen Eindrücke sind sowol zum Vergnügen als zur Erhaltung der Organe gleich nothwendig; aber im Verschiedenen muß Aehnlichkeit sein, die Abwechslung durch sanfte Uebergänge bewirkt werden und das Mannichfaltige, von Harmonie zusammengefaßt, zu einem Ganzen, dessen Totaleindruck uns angenehm ist, verschmolzen werden; und dies allein ist es, was die Idee der Schönheit in uns erzeugt.

Lass' uns nun einen höhern Standort nehmen! Die Natur

ist Alles, was ist, war und sein wird, also auch die Quelle so wie die Summe alles Schönen. Wär' es möglich, einen Augenpunkt zu finden, aus welchem sich die ganze Natur mit einem Blick von uns überschauen ließe, so würden wir das wahre Urbild alles Schönen in der Wirklichkeit vor uns sehen. Aber unser Auge ist auf ein enges Hemisphärion eingeschränkt, und die Natur unermeßlich. Was sie unsern Sinnen darstellt, sind nur unendlich kleine Abschnitte und Bruchstücke eines grenzenlosen Ganzen. Aber das Wundervolle und Göttliche in ihr, das, wodurch sie sich so unendlich weit über die Kunst des Menschen erhebt, ist, daß jedes der kleinsten Gliedmaßen, aus welchen sie zu einem einzigen leben- und seelevollen Körper innigst verwebt ist, eine Welt voll harmonischer Mannichfaltigkeit, eine unendliche Menge von organisirten Theilen enthält, deren jeder wieder als ein neues Ganzes betrachtet werden könnte, wenn die Werkzeuge unsrer Sinne fein und scharf genug wären, die besondern Eindrücke, die er auf uns macht, zu unterscheiden.

Hier verliert sich der Gedanke in einem uferlosen Ocean, und uns bleibt nichts übrig, als uns wieder in die Schranken unsrer eigenen Natur zurückzuziehen und, dem Gesetz der Nothwendigkeit gehorchend, uns selbst (so klein wir sind) als den Kanon der Natur, unser Empfindungsvermögen als das Maaß ihrer Schönheit und unsre Kunstfähigkeit als eine schaffende Macht zu betrachten, welche berechtigt ist, den uns überlassnen Erdschollen, unsre Welt, nach unsern eigenen Bedürfnissen, Zwecken und Begriffen zu bearbeiten und in ein beschränktes Ganzes für uns zu unserm Nutzen und Vergnügen umzuschaffen.

Daher kommt es nun, daß wir die Natur nur insofern schön finden, als das Schauspiel, womit sie uns umgiebt, oder der einzelne Gegenstand, den wir daraus absondern und für sich betrachten, unsern Sinnen angenehm ist. Ebendieselbe Landschaft, die uns bei heiterem Himmel, unter einem gewissen Winkel von der Sonne beleuchtet, in Entzücken setzt, giebt bei trüber Luft einen sehr gleichgiltigen Anblick; ebendieselben Gegenstände, z. B. ein sumpfiger Boden, umgestürzte, ausgefaulte Baumstämme, schroffe, mit schmutzigem Moose bewachsene Felsenstücke, tiefe, finstre Höhlen, wildes, struppichtes Gebüsche, — lauter Dinge, die uns, einzeln und in der Nähe betrachtet, Unlust, Ekel und Grauen erregen, erscheinen aus einem ent-

fernten Gesichtspunkt, und durch eine gewisse Beleuchtung in ein Ganzes verbunden, als ein reizendes Gemälde. Vorzüglich aber erklärt sich daher, daß der Mensch keine schönere Gestalt kennt als seine eigene und sich selbst, ohne sich dessen bewußt zu sein, zum Typen aller schönen Formen macht. Da Alles, was die Natur hervorbringt, in seiner Art vollendet und vollkommen ist, wie käme der Krokodil oder die Kröte dazu, daß wir sie so häßlich und abscheulich finden, wenn nicht daher, weil der Contrast ihrer Bildung und Gestalt mit der unsrigen so ungeheuer groß ist; da wir hingegen alle Arten von Thieren desto schöner finden und um so viel mehr Anmuthung zu ihnen fühlen, je mehr die Formen und Proportionen ihrer Bildung sich den unsrigen nähern; eine Bemerkung, die Du sogar an solchen Naturgeschöpfen, welche die wenigste Aehnlichkeit mit uns zu haben scheinen, an Blumen, Stauden und Bäumen, bestätigt finden wirst, und wovon der Affe allein eine Ausnahme macht, weil er durch einen Anschein von Aehnlichkeit, die mit der widerlichsten Häßlichkeit verbunden ist, der menschlichen Gestalt zu spotten und den höchsten Grad von Verunstaltung und Abwürdigung derselben darzustellen scheint.

Es scheint mir nun ein Leichtes, die verschiedenen Meinungen Deiner Symposiasten nach dieser Ansicht der Sache zu vereinbaren oder zu berichtigen. Wenn wir zwischen dem, was ich die Elemente des Schönen nenne, und den schönen Naturerzeugnissen oder Kunstwerken, die daraus zusammengesetzt sind, gehörig unterscheiden, so heben sich alle Schwierigkeiten von selbst. Wir können von jenen keinen andern Grund angeben, warum sie uns gefallen, als weil sie einen angenehmen Eindruck auf unsre Organe machen; bei diesen hingegen liegt der Grund tiefer, nämlich in der Natur unsrer Seele selbst, welcher das innigste Wohlgefallen an Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit wesentlich ist. Indessen ist auch bei dieser zusammengesetzten und vielgestaltigen Schönheit nicht zu vergessen, daß das, wodurch sie uns wirklich als schön erscheint und gefällt, blos die schnell auf einen Blick oder in einem untheilbaren Moment gefühlte Einheit im Mannichfaltigen ist, indem dieses Gefühl und mit ihm die Idee der Schönheit sobald verschwindet, als wir den Gegenstand zergliedern oder in seinen einzelnen Theilen und Elementen stückweise betrachten. Mit dem, was Euphranor über die Platonische Idee der Schönheit sagt, bin ich insofern einverstanden, als ich sie für die

Frucht einer *natürlichen* Täuschung halte, die daher entsteht, daß uns selten ein Gegenstand, sei es ein Werk der Natur oder der Kunst, vor die Augen kommt, der, unsrer Einbildung nach, nicht *schöner* sein könnte, als er uns erscheint. Indem wir dies zu fühlen glauben, erzeugt sich in unsrer Phantasie ein mehr oder weniger klares Bild dieser höheren Schönheit, welches wir (dünkt uns) sogleich darstellen könnten, wenn wir die dazu nöthige Kunstfertigkeit besäßen; und daß es nichts Anders ist, scheint mir daraus klar, daß, sobald ein schöner Gegenstand uns *gänzlich befriedigt*, wir *unser Ideal* in ihm *realisirt*, ja wol gar noch *übertroffen* zu sehen wähnen. Daß es solche Gegenstände gebe, kann wol kein Unbefangener bezweifeln, der aus den Unsterblichen den Jupiter oder die Minerva des Phidias und aus den Sterblichen die schöne Lais gesehen hat.

Ich müßte mich sehr irren, oder meine Philosophie des Schönen (wenn ich ihr anders einen so vornehmen Namen geben darf) ist auch auf das, was wir in *sittlichem* Verstande *schön* nennen, anwendbar. Auch hier finde ich meinen Unterschied zwischen den Elementen desselben und dem, was unser Verstand daraus zusammensetzt, wieder. Aufrichtigkeit, Unschuld, Güte, Treue, Dankbarkeit, Bescheidenheit, Sanftheit, Großherzigkeit, Geduld, Seelenstärke und alle aus diesen Eigenschaften oder Tugenden entspringende Gefühle, Gesinnungen und Thaten nennen wir schön, weil sie uns, vermöge einer in unsrer Natur gegründeten Nothwendigkeit, gefallen, anziehen, Achtung und Liebe einflößen, wo, wann und an wem wir sie gewahr werden, ohne alle Rücksicht auf das Nützliche, das sie für uns haben oder haben könnten. Im Gegentheil, eine schöne That erscheint uns desto schöner, je mehr Selbstüberwindung und Aufopferung eigener Vortheile sie erfordert, und unser besonderes Ich kommt dabei so wenig in Betrachtung, daß, wofern der Mond Einwohner hätte, und man erzählte uns irgend eine schöne That, die ein Mann im Monde vor zehntausend Jahren gethan hätte, die Vorstellung derselben ebenso auf uns wirken würde, als wenn sie vor wenig Tagen mitten unter uns geschehen wäre. Dies erstreckt sich sogar auf die Thiere, an welchen wir etwas dieser oder jener Tugend Aehnliches zu sehen glauben, ja noch weiter hinab bis ins Pflanzenreich, wo es z. B. *Blumen* giebt, die uns durch Gestalt, Farbe und Wohlgeruch zu *natürlichen Symbolen* gewisser sittlicher

Eigenschaften werden und aus diesem Grunde, öfters auch ohne daß wir uns dessen bewußt sind, Personen von zärterem Gefühl eine sonderbare Art von Anmuthung einzuflößen vermögen.

Einen aus jenen Eigenschaften, als den Elementen oder Grundzügen des Sittlich-Schönen, richtig zusammengesetzten Charakter nennen wir schön, weil und sofern er sich uns als ein mit sich selbst harmonisches und in sich selbst vollendetes Ganzes darstellt. Das Schönste in dieser Art wäre also unstreitig ein ganzes Leben, welches, aus lauter schönen Gesinnungen und Thaten zusammengesetzt, uns das Anschauen der reinsten Harmonie aller Triebe und Fähigkeiten eines Menschen zu Verfolgung des großen Zwecks der möglichsten Selbstveredlung und der ausgebreitetsten Mittheilung gewähren würde. Ein solcher Charakter, in einem solchen Leben dargestellt, würde für die Formen und Proportionen des sittlichen Menschen eben das sein, was der Kanon des Polykletus für die richtigsten Verhältnisse des menschlichen Körpers. Denn unleugbar giebt es in beiden ein Schönstes, über welches die Phantasie nicht hinausgehen darf, wenn sie des wahren Ebenmaaßes nicht verfehlen und statt schöner Gestalten schöne Ungeheuer hervorbringen will. Die Einbildung, daß [illegible] immer noch etwas Schöneres denken lasse als das Schönste, was uns die Natur wirklich darstellt, ist bloße Täuschung; un[illegible] auch über diesen Punkt gänzlich der Meinung Deine[illegible]es Euphranor, der es zu verdienen scheint, daß Du [illegible]ierin zur vollständigsten Ueberzeugung verhelfest.

Deiner Einladung zur Feier der bevorstehenden Poseidonien in Aegina (denn dafür darf ich doch wol, ohne mir zu viel zu schmeicheln, die Frage am Schluß Deines Briefes nehmen?) würde ich mit der lebhaftesten Dankbarkeit entgegenfliegen, wenn ich mich nicht gegen einen der angesehensten Rhodier verbindlich gemacht hätte, seinen Sohn auf einer Reise nach Cypern zu begleiten. So fern von Aegina, als ich dann sein werde, könnt' ich mich um so viel leichter versucht fühlen, meine Wanderungen zu Wasser und zu Land noch eine gute Strecke weiter auszudehnen. Den Vorsatz trage ich schon lange mit mir herum, und soll er jemals ausgeführt werden, so muß es jetzt geschehen, da die Entfernung von Dir schon so groß ist, daß etliche tausend Parasangen mehr oder weniger keinen sonderlichen Unterschied machen.

XLV.

An Eurybates.

Es ist Zeit, Eurybates, daß Du wieder von mir selbst vernehmest, daß ich noch unter Denen bin, die das erfreuende Licht der Sonne trinken.

Ich habe nun alle griechischen Pflanzstädte an den Küsten Asiens und den größten Theil des von den Söhnen Hellen's bevölkerten festen Landes und der dazu gehörigen Inseln besucht, und nach einer mehr als achtjährigen Abwesenheit sehn' ich mich in die schöne Athenä zurück, die Unvergeßliche und Unvergleichbare, zu welcher man sich, wie zu einer etwas unartigen, aber reizvollen Geliebten, immer wieder mit verborgener Gewalt hingezogen fühlt, weil man aller ihrer Unarten und Launen ungeachtet dennoch nichts Liebenswürdigeres kennt als sie. Ich werde den Athenern den Tod des Sokrates nie verzeihen; aber sieben Jahre haben ihre Wirkung gethan und mich an die Vorstellung gewöhnt, daß ich das, was geschehen ist, von der Natur selbst zu gewarten gehabt hätte. Ich würde ihn entweder nicht mehr am Leben oder in einem Zustande von Abnahme angetroffen haben, worin man, für seine Freunde und sich selbst, schon über die Hälfte — zu sein aufgehört hat. Die Zeit hilft uns vergessen, was nicht zu ändern ist, und was sie selbst bewirkt hätte, wenn ihr die Menschen nicht zuvorgekommen wären.

Was mich am Meisten mit den Athenern ausgesöhnt hat, ist, daß sie das Andenken des besten ihrer Bürger in seinen Freunden und Zöglingen ehren und der Philosophie einen so freien Spielraum und Uebungsplatz gestatten, als sie nur immer verlangen kann. Wie ich höre, so hat mein alter Freund Antisthenes schon seit geraumer Zeit in dem Cynosarges, und Plato, seitdem er von seinen Reisen in Aegypten und Italien zurückgekommen ist, in seinem an der Akademie gelegenen Gärtchen eine Art von Sokratischer Schule eröffnet, deren Beschaffenheit ich mit meinen eigenen Augen zu erkundigen begierig bin. Ich erwarte von Beiden nichts Anders, als wozu sie schon bei Lebzeiten des Meisters gute Hoffnung gaben, nämlich daß der Eine die Philosophie des Sokrates übertreiben, der Andere verfälschen werde. Am Richtigsten wär' es vielleicht, wenn man die Sokratiker sammt und sonders als Pflanzen

verschiedener Art betrachtete, die neben einander aufgekommen sind und ihre Nahrung aus ebendemselben Boden gezogen, aber jede auf eine andere, ihrer eigenen Natur gemäße Art verarbeitet haben. Man könnte sie auch mit mehrern Söhnen ebendesselben Vaters vergleichen, deren keiner ihm recht ähnlich sieht, wiewol dieser seine Augen, jener seinen Mund, ein dritter seine Nase hat. Zuweilen findet sich auch wol ein vierter, der zwar in jedem einzelnen Zuge von dem Vater verschieden ist, hingegen im Ganzen der Physiognomie eine auffallende Aehnlichkeit mit ihm hat. Ich meines Orts möchte lieber dieser Letzte sein als Einer von den Andern, wiewol ich glaube, die Natur habe es darauf angelegt, daß Jeder sich selbst gleich sehen soll.

Ich habe Deinem Freigelassnen Phormion, meinem alten Hausverwalter zu Athen, aufgetragen, mir, wo möglich in der Nähe vom Pompeion, eine Wohnung, wie ich sie nöthig habe, zu miethen; das ist, ein paar Schlafkammern, einen Speisesaal und eine Galerie neben etlichen Reihen schattengebender Bäume. Erweise mir die Freundschaft, Dich der Sache anzunehmen und dem ehrlichen Phormion merken zu lassen, daß es Dir angenehm sein werde, wenn er sich meines Auftrags mit Verstand erledigt.

Ich werde mich so lange, bis Du mir meldest, daß ich kommen könne, bei einem Freunde zu Tanagra aufhalten und nicht vergessen, Dir den stattlichsten Kampfhahn mitzubringen, der in der ganzen Stadt aufzutreiben sein wird.

XLVI.

An Kleonidas.

Nach Vollendung meines großen Kreislaufs durch alle hellenischen Colonien in Asien habe ich noch einige Monate zugebracht, die südliche Küste von Thracien und Macedonien und die Landschaft Thessalien und Phocis zu besuchen, und befinde mich jetzt, bis meine künftige Wohnung in Athen eingerichtet ist, bei einem Freunde zu Tanagra. Ich habe, wie Odysseus, auf meiner langen Wanderschaft vieler Menschen Städte und Sinnesart kennen gelernt; auch hat es mir, wie dem herrlichen Dulder, nicht an mancherlei fröhlichen und unfröhlichen Abenteuern gefehlt, die uns dereinst, wenn uns eine

freundliche Gottheit wieder in Cyrene vereinigt, reichen Stoff zu kurzweiligen Unterhaltungen geben sollen. Nur das Neueste, was mir in Thessalien aufstieß, schickt sich, denke ich, besser für eine schriftliche Erzählung, zumal da ich den Kopf noch so voll davon habe, daß ich für nöthig halte, mich dessen zu entladen, bevor ich nach Athen zurückkehre, wo es nicht rathsam wäre, viel davon zu sprechen. Um keine täuschenden Erwartungen bei Dir zu erregen, schreite ich ohne weitere Vorrede zur Sache.

Nachdem ich mich zu Potidäa über den Thermaischen Meerbusen an die thessalische Küste hatte übersetzen lassen, war mein Erstes, das berühmte Tempe zu besuchen, wovon ich, seit ich unter den Griechen lebe, so oft mit Entzücken reden gehört hatte. Denn ein Grieche, der Olympia und Delphi nicht gesehen und sich nicht wenigstens einmal in seinem Leben in Tempe erlustigt hätte, würde an einem sehr unglücklichen Tage geboren zu sein glauben. Dieses Thal, das sich einige Stunden von Larissa zwischen dem Olympus und Ossa in sanften Krümmungen bis an die See hinzieht, ist in der That vielleicht der reizendste Winkel des ganzen Erdbodens. Es würde der fruchtbarsten Phantasie eines Malers oder Dichters schwer werden, mehr Schönheit und Anmuth mit größrer Abwechslung und Mannichfaltigkeit in einen engern Raum zusammen zu zaubern und mit dem Erhabensten und Grauenvollsten in einen anmuthendern Contrast zu setzen, als hier ohne alle Nachhilfe der Kunst (wie es scheint) Natur und Zufall allein bewerkstelligt haben. Ich brachte zwei der angenehmsten Tage meines Lebens in diesem oberirdischen Elysium zu, und zum höchsten Lebensgenuß fehlte mir nichts als die heilige Trias meiner Geliebtesten, Lais, Kleonidas und Musarion. Ich vermißte Euch um so viel stärker, weil sich's zufälligerweise traf, daß ich (was hier selten begegnet) diese zwei Tage über der einzige fremde Bewohner von Tempe war.

Ungetheiltes, allein genossenes Vergnügen, wie ungemein es auch sei, verliert gar bald seinen süßesten Reiz, und eine geheime Unruhe, deren Ursache wir uns nicht immer bewußt sind, treibt uns zu neuen Gegenständen. Am dritten Morgen kam mich die Lust an, den benachbarten Ossa zu besteigen, theils um meine Augen an den herrlichen Aussichten zu weiden, die er über die umliegenden Thäler, Hügel und Landschaften und über den Thermaischen Meerbusen bis an die Küste von Pallene hin gewährt, theils in Hoffnung, einige mir noch unbekannte

Arten von Steinen und Pflanzen auf diesem wilden Gebirge aufzufinden. Ich ließ meinen alten Xanthias mit einem jungen Sklaven bei den Maulthieren im Thal zurück, bestieg einen Gipfel des Berges nach dem andern und fand überall so viel zu sehen und zu sammeln, daß die Sonne sich unvermerkt zum Untergange neigte, bevor ich gewahr wurde, daß keine Hoffnung übrig sei, die Herberge wieder zu erreichen, wo ich meine Leute gelassen hatte. Schon fing ich an, unter den häufigen Schluchten und Klüften, wovon dieses durch mächtige Erderschütterungen zerrissne Gebirg allenthalben voll ist, mich nach irgend einer Höhle zum Nachtlager umzusehen, als ich beim Umwenden um die scharfe Ecke eines struppigen Felsen im Eingang einer durch Menschenhände (wie es schien) bewohnbar gemachten Höhle einen Mann sitzen sah, der anfangs über meinen Anblick noch mehr als ich über den seinigen betroffen schien, aber (da er keine Ursache sah, mir Arges zuzutrauen) sich schnell genug faßte, um einige Schritte auf mich zuzugehen. Es war ein langer, hagerer Mann, dem Ansehen nach nicht viel über Sechzig, noch fest und lebhaft, von vielsagender Gesichtsbildung, aber finsterm Blick unter einer Stirn, durch welche schmerzliche Erfahrungen tiefe Furchen gezogen zu haben schienen. Ich näherte mich ihm mit Zuversicht und Ehrerbietung, eröffnete ihm mein Anliegen und erkundigte mich, ob nicht irgend eine Herberge im Gebirge anzutreffen sei, die ich vor Einbruch der Nacht noch erreichen könnte. „Du scheinst ein Arzt zu sein und Dich im Botanisiren so tief in diese Wildniß gewagt zu haben," versetzte der Alte. Er schloß dies vermuthlich aus einem ziemlichen Bund Kräuter und Blumen, den ich unter dem Arme trug. Ich antwortete, ich wäre zwar kein Arzt, als etwa in Nothfällen, wo jeder Mensch so viel wissen sollte, um sich selbst und Andern eine Hilfe schaffen zu können; aber ich studirte die Natur und versäumte selten eine Gelegenheit, meine Kenntniß von den Pflanzen und ihren Eigenschaften und Kräften zu erweitern. „Wenn dies ist," erwiderte er mit zusehends sich erheiternder Miene, „so kannst Du Dich auch wol eine Nacht bei einem Manne behelfen, der Dir nichts als das Unentbehrlichste anbieten kann, zumal da Du es in diesem Gebirge nirgends besser finden würdest; auch wär' es schon zu spät, um Dich auf dem Pfade nicht zu verirren, der nach den nächsten Hirtenwohnungen führt." Da ich sein Anerbieten mit Dank und Freude annahm, schlug er mit seinem Stab an eine kleine Glocke, und eine

reinlich gekleidete Sklavin von mittlerem Alter und guter Gestalt kam aus dem Innern der Höhle hervor und entfernte sich wieder, sobald er ihr etliche leise Worte gesagt hatte. Bald darauf führte er mich durch einen ziemlich dunkeln, krummen Gang von ungefähr zwanzig Schritten in einen geräumigen, gewölbten Saal, der gegen einen großen, unregelmäßigen und ringsum von schroffen Felsen eingeschlossnen Garten offen war. Hier setzten wir uns zwischen zwei ziemlich roh gearbeiteten Säulen nieder, das Gesicht gegen den Garten gekehrt, den ich mit fruchtbaren Bäumen und mancherlei eßbaren Gewächsen und Kräutern bepflanzt und, dem Ansehen nach, gut gewartet sah. Mein Alter ward zusehends immer heitrer, sprach aber wenig, meistens nur in Fragen, auf deren Beantwortung er mir seine Zufriedenheit mit Kopfnicken oder einzelnen Silben zu erkennen gab. Ungefähr nach einer Stunde rüstete die Sklavin einen kleinen Tisch und setzte uns eine Schüssel gekochtes Ziegenfleisch, mit feinen Wurzeln und Kräutern wohlschmeckend zubereitet, und zum Nachtisch trockne Feigen, eine leichte Art von Kuchen und einen Krug des besten Weins von Thasos vor. Meine Eßlust vergnügte meinen alten Wirth, wie es schien, nicht weniger als mein übriges Wesen und Benehmen; und nachdem er den dritten Becher auf unsre neue Bekanntschaft geleert hatte, ward er selbst gesprächiger und sagte, traulich mir die Hand schüttelnd: „Wundre Dich nicht, Fremdling, daß Du mich so wenig reden hörst. Ich war nicht immer so wortarm; aber seit zwanzig Jahren bist Du, außer einem alten Freunde, der mich immer zur Zeit der Pythischen Spiele zu besuchen pflegt, und der Thracierin, die für meine Bedürfnisse sorgt, das einzige menschliche Wesen, mit dem ich mehr als ein paar einsilbige Worte gewechselt habe. Du siehst, daß dies der gerade Weg ist, das Reden zu verlernen, wenn man auch der redseligste aller Athener gewesen wäre. Wohl möchte mir's übrigens bekommen sein, wenn ich mich immer mit Ja und Nein zu behelfen gewußt hätte. Denn daß Du mich hier siehst, kommt allein daher, daß ich ehmals meiner Zunge mehr Freiheit ließ, als einem klugen Manne ziemt."

Du kannst Dir leicht vorstellen, Kleonidas, daß ich meinen Wirth nach dieser Rede schärfer als zuvor ins Auge faßte. „Du wohnst schon zwanzig Jahre hier?" fragte ich. — „Nicht völlig so viel; aber vorher lebte ich einige Zeit auf dem Landgute eines Freundes, so sorgfältig versteckt, daß ich außer ihm selbst

keine Seele zu Gesichte bekam." — „Das muß eine schlimme Race von Menschen sein, vor welchen ein Mann wie Du sich so verstecken muß," sagte ich. — „Ich sehe, daß Du mich näher kennen möchtest," erwiderte er. „Wenn Deine Neugier nicht schwächer ist als meine Neigung, mich Dir zu entdecken, so bleibst Du ein paar Tage bei mir, um mich wieder reden zu lehren, und Du sollst Allerlei erfahren, das vielleicht dieses Opfers werth ist."

Mein Wirth kam durch diese Einladung einem Wunsch entgegen, den ich nicht gewagt hätte, laut werden zu lassen. Wir redeten nun von andern Dingen, und wiewol er sich noch immer sehr lakonisch ausdrückte, so verrieth doch das Wenige, was er sagte, einen Mann von freiem Geist, vieler Erfahrenheit und ausgebreiteter Menschenkunde. Als die Zeit zum Schlafengehen gekommen war, führte er mich in eine kleine, mit Binsenmatten behangene und belegte Schlafkammer und ließ mich allein. Hier konnt' ich mich der Thorheit nicht erwehren, hin und her zu sinnen, wer der sonderbare Alte sein könne, mit dem ich auf dem Ossa so unvermuthet in Bekanntschaft gerathen war; aber alles Nachsinnen war umsonst. Ich ergab mich also in die Nothwendigkeit, meine Neugier bis morgen einzuschläfern, und sie schlief so gut, daß die Sonne schon über der Spitze des Athos schwebte, als ich in dem Saal erschien, wo mir mein Alter, in einen langen Pelz gehüllt, so munter entgegenkam, daß ich erröthete, mich in einer Tugend, die meinen Jahren besser ziemte als den seinigen, von ihm übertroffen zu sehen. Er führte mich sogleich in den Garten, wo ein sanfter, wiewol etwas scharfer Morgenwind die Luft mit dem lieblichen Athem der Kräuter und Blumen durchwürzte. „Ich habe," fing er an, „mehr als die Hälfte meines Lebens mit Beobachtung aller Arten von Menschen zugebracht und besitze einige Fertigkeit in der Kunst, das Innere einer Person aus ihrer Gesichtsbildung und Miene zu errathen. Deine Physiognomie hat Dir mein Zutrauen auf den ersten Blick erworben; ich wünsche, von Dir gekannt zu sein, und überlasse mich ohne Bedenken dem Vergnügen, nach einer so langen, unfreiwilligen Verborgenheit einen Menschen gefunden zu haben, dem ich mich aufschließen darf. Ich bin kein Menschenhasser, wie Du aus meiner seltsamen Lebensweise vermuthen mußt; im Gegentheil, daß ich es zu gut mit den Menschen meinte, ist mein Unglück gewesen. Sie haben mich ausgestoßen, verbannt, einen Preis auf meinen

Kopf gesetzt, und blos um kein Schlachtopfer ihrer Wuth zu werden, hab' ich mich in eine Höhle des Ossa verbergen müssen. — Du wunderst Dich, was ich verbrochen haben könne, um die Menschen, mit denen ich einst lebte, so heftig gegen mich aufzubringen? Ich wollte sie weiser machen, als sie ertragen können." — Bei diesem Worte hielt er inne, und seine Stirn verfinsterte sich einige Augenblicke so sehr, daß ich Bedenken trug, ihm zu zeigen, wie sehr er durch diese Worte meine Neugier gespannt hatte.

Wir waren indessen unvermerkt auf eine Anhöhe gekommen, die in einem Kreise von ungefähr dreihundert Schritten mit einer dreifachen Reihe von Pappeln und zwischen den Bäumen mit hölzernen Schnitzbildern besetzt war. Aber was für Bildern! Nie ist mir etwas Auffallenderes in meinem Leben vorgekommen als diese in ihrer Art gewiß einzige Bildergalerie; man müßte sie aber selbst gesehen haben, um sich die Wirkung vorzustellen, die der Ueberblick des Ganzen auf einen keines Argen sich versehenden Anschauer macht. Doch Du bist ein Künstler, mein Kleonidas, und Deine Phantasie wird ohnehin das Beste bei meiner Beschreibung thun müssen. Bilde Dir also ein, Du sehest alle Götter der Griechen, vom Zeus Olympius bis zum bocksfüßigen Pan und von der weißarmigen Herrscherin Here bis zu den schlangenhaarigen Erinnyen, einzeln und gruppenweise, unter Beibehaltung einer gewissen Aehnlichkeit mit ihren gewöhnlichen Darstellungen, in die pöbelhaftesten Mißgestalten travestirt, aber mit einer so komischen Laune in der Art der Ausführung, daß es mir bei ihrem Anblick ebenso unmöglich war, mich des Lachens als des Unwillens zu erwehren. So zeigten sich (um Dir nur etliche Beispiele zu geben) Jupiter auf der einen Seite, wie er, in Gestalt eines erboßten vierschrötigen Sackträgers, im Begriff ist, seine ehliche Widerbellerin mit einem Amboß an jedem Fuß in die Luft herabzuhängen; auf der andern, wie er sich auf dem Gipfel des Ida von der listigen Matrone, im Costüm einer nächtlichen Gassenschwärmerin, zu einer Thorheit verführen läßt, für welche die armen Trojaner übel büßen werden. Du kennst die sonderbare Art, wie Homer seinen unbefangenen und von der Zaubergewalt des Gürtels der Venus unwissend überwältigten Zeus der schönen Dame die Wirkung, die sie auf ihn macht, zu erkennen geben läßt; aber von der energischen Art, wie dieser in einen brünstigen Centaur übersetzte Jupiter sein

Anliegen vorträgt, hat eine so wohlgeordnete Einbildung wie die Deinige keine Ahnung. In dieser Manier kommt nun die ganze Göttersippschaft an den Reihen. Hier sind Pallas Athene und der hinkende Hephästos, Dieser in Gestalt eines alten Kesselflickers, Jene im Charakter einer derben Marketenderin, in dem zweideutigen Kampfe, dem der drachenfüßige Erichthonius entsprang, begriffen; dort tanzt Cytherea als eine halb trunkne Austernymphe mit einem bengelhaften Adonis den leichtfertigsten Kordax, der je getanzt worden ist, und Phoibos Apollo als blinder Leyermann mit den neun Schwestern als musikmachende Bettlerinnen arbeiten aus allen Kräften auf der Leyer, dem Triangel, der Schellentrommel und dem Dudelsack dazu. In zwiefacher Trunkenheit taumelt Bacchus in die plumpen Arme einer weinseligen Ariadne; Mercur zieht dem Plutus mit der behendesten Gewandtheit einen Beutel aus dem Busen, Apollo dem Satyr Marsyas das zottelige Fell über die Ohren. Ueber sie Alle erhebt sich der langohrige Schutzgott von Lampsakus und scheint als der wahre Götterkönig mit gewaltigem Scepter über den Olympus zu herrschen. Vorzüglich nimmt sich ein Jupiter in einer grotesken Gestalt aus, woran nichts als der Kopf sein eigen, alles Uebrige hingegen aus den verschiedenen Thieren, in welche ihn seine Gynäkomanie verwandelte, aus Stier, Adler, Bock, Schwan, Schlange, Wachtel und Ameise seltsam genug zusammengesetzt ist. Das große Kunstwerk aber, worin der Meister sich selber übertroffen hat, ist die Darstellung der berühmten Scene aus dem Gesang des blinden Demodokos in der Odyssee, wo der ehrliche Vulcan, nachdem er seine Gemahlin mit ihrem Liebhaber Ares in einem unsichtbaren und unzerreißlichen Netze gefangen hat, alle Götter zusammenruft, um Zeugen seines lächerlichen Unglücks zu sein. Kurz, weiter kann weder die Kunst der Caricatur noch der Muthwille und die Verachtung der Homerischen Götter getrieben werden als in dieser großen Composition von Gruppen, die den innersten Cirkel des grünen Amphitheaters einnimmt. Der Alte, der mich von einer Figur zur andern herumführte, ergetzte sich, wie es schien, stillschweigend an meiner Verlegenheit und an dem sardonischen Lachen, welches mir seine zur niedrigsten Menschenclasse herabgesetzten Götter wider Willen abnöthigten. „Was denkst Du," sprach er endlich mit einem selbstzufriednen Blick, „zu der guten Gesellschaft, die ich mir in meiner Einsamkeit zu verschaffen gewußt habe?"

Ich. Ich denke, wie Du wol zu dieser guten Gesellschaft gekommen sein kannst; denn unter den Bildschnitzern, die ich kenne (und ich kenne ungefähr alle, die in einigem Rufe stehen), wüßte ich Keinen, den ich für den Schöpfer dieser sonderbaren Kunstwerke halten könnte.

Er. Das will ich wol glauben.

Ich. Gleichwol kann sie kein Stümper gemacht haben. Sie sind zwar größtentheils etwas roh und mit einer gewissen Nachlässigkeit gearbeitet; auch hat ein Caricaturenschnitzer den Vortheil, sich viele Willkürlichkeit erlauben zu dürfen; indessen bleibt die Natur doch immer seine Regel; auch die überladensten Zerrbilder müssen eine aus Harmonie mit sich selbst entspringende Wahrheit haben; und da bei ihnen Alles auf eine starke und geistvolle Bezeichnung des Charakteristischen in ziemlich willkürlichen Formen ankommt, so erfordern sie vielleicht mehr Genialität und eine noch kecere Hand als Werke, die nach einem bestimmten Kanon der schönsten Formen gearbeitet sind. Und hierin scheinen mir diese hier Alles zu übertreffen, was ich jemals in ihrer Art gesehen habe.

Er. Es ist mir also gelungen. Denn alle diese närrischen Unkepunze (*μορμολυκεια*) sind meine eigene Arbeit, und ihnen hab' ich es zu danken, daß mir die lange Zeit, die ich hier gelebt habe, und mit der ich sonst nichts anzufangen wußte, ziemlich kurz geworden ist. Denn Du begreifst leicht, daß ich fleißig sein mußte, um in achtzehn Jahren damit fertig zu werden. Ich hatte von Kindheit an viel Geschick für diese Art von Bildnerei; und das Mechanische, welches dazu erfordert wird, lernte ich in meiner Jugend von einem ziemlich mittelmäßigen Xyloglyphen in meiner Vaterstadt.

Ich. Aber was haben Dir die Götter gethan, das Dich reizen konnte, eine so unbarmherzige Rache an ihnen zu nehmen?

Er. Was sie mir gethan haben? Wahrlich, ich habe von ihnen oder (was am Ende auf Eins hinausläuft) von ihren Priestern mehr als zu viel gelitten! Und doch ist dies nicht, was meine Galle gegen sie gereizt hat. Denn ich muß gestehen, in der Fehde, worin wir mit einander befangen sind, war ich der angreifende Theil. Aber ich ärgerte mich, wenn ich so manchen großen Künstler alle seine Kräfte aufbieten sah, für diese unsittlichen Idole, in welchen der schnödeste Betrug und der sinnloseste Aberglaube alle Unarten und Thorheiten der

menschlichen Natur vergöttert hat, schöne und große, mehr als menschliche Formen zu erfinden, um sie in prachtvollen Tempeln dem dummen Haufen zur Anbetung aufzustellen. Mußt Du nicht gestehen, daß meine Caricaturen den Göttern Homer's viel angemessner sind als die erhabenen Gestalten eines Phidias und Alkamenes? Wer kann sich den brünstigen Jupiter auf Ida oder seine Gemahlin, die den armen Priamus und seine Söhne mit allen übrigen Trojanern lieber roh auffressen möchte, unter der Gestalt des olympischen Jupiters und der samischen Juno denken?

Ich. Es sollte mir eben nicht schwer sein, den Sachwalter des Homerischen Zeus, wenigstens in der ehlichen Scene auf dem Gargaros, die Dir so anstößig ist, zu machen und ganz stattliche Ursachen anzugeben, warum er sich seiner vielen trefflichen Bastarde und der schönen Erdentöchter und Göttinnen, die ihm diese Helden erzeugen halfen, mit so vielem Wohlbehagen erinnert. Indessen, weil Du bei einer scharfen Untersuchung am Ende doch wol Recht behalten möchtest, gebe ich den Wolkenversammler mit seiner stieräugigen Gemahlin und meinethalben alle andern unsterblichen Olympier der verdienten Züchtigung preis. Aber wenigstens hättest Du der holden Musen, die uns aus dem Stande der rohen Thierheit gezogen und den Keim der Humanität in uns entwickelt haben, schonen sollen.

„Wie?" rief er in angenommenem komisch zürnenden Tone, „haben sie ihre Strafe nicht schon dadurch allein reichlich verdient, daß sie dem alten blinden Sänger so viel tolles und ungebührliches Zeug auf Kosten der armen Götter weisgemacht haben? Denn da er uns nichts singt, als was sie ihm vorgesungen, fällt nicht billig alle Schuld auf sie? Doch wenn auch dieser Vorwurf nicht träfe, um Eurer Allegorien willen kann ich keine Ausnahmen machen, nicht einmal zu Gunsten der Grazien, die der feile Pindar den Orchomeniern zu Gefallen so hoch erhebt, und die Du dort nicht weit von der hochgeschürzten Austernymphe von Cythere in Gestalt böotischer Kuhmägde sich mit Faunen und Bocksfüßlern herumdrehen siehst. Hier ist nichts zu schonen! Ich bin meines Daseins nicht gewisser als der traurigen Wahrheit, daß der bloße Aberglaube dem Menschengeschlecht mehr Schaden zugefügt hat als alle unsre übrigen Schwachheiten, Narrheiten und Laster zusammengenommen. Ich habe also Göttern und Priestern ewige Fehde

angekündigt, und ich wundre mich nicht, daß mir, wiewol ich nur ein Pfuscher in der Kunst bin, diese Zerrbilder so wohl gerathen sind; denn ich habe (was vielleicht ohne Beispiel ist) zugleich mit Liebe und mit Grimm daran gearbeitet, mit Liebe zum Werke selbst und mit immer steigendem Grimm über die Gegenstände. Alles dies, lieber Aristipp, wird Dich nicht länger befremden, sobald ich Dir sage, daß der Mann, den Du vor Dir siehst, Diagoras der Melier ist, von dem Du bei Gelegenheit in der ganzen Hellas als einem Atheisten mit Abscheu und Schaudern reden gehört haben wirst, und der doch wahrlich diesen ehrenvollen Beinamen, so viel in seinen Kräften ist, zu verdienen suchen muß."

„Wie? Ist's möglich?" rief ich; „Du Diagoras? eben dieser Diagoras, der seit mehr als zwanzig Jahren für todt gehalten wird und, wie die gemeine Sage geht, von der Rache der Götter überall verfolgt, in einem Schiffbruch unterging!"

„Sprich," versetzte er, „von der Rache der Priester verfolgt, so hast Du die Wahrheit gesagt; ihrer Götter halben wollt' ich mich in einem Kornsieb auf den Ocean wagen. Was ich Dir sage: ich, wie Du mich hier siehst, bin dieser von den Athenern geächtete und durch ein fürchterliches Decret in allen Theilen Griechenlands verfolgte Diagoras von Melos, der auf seiner Flucht nach Thracien an der Küste der Abderiten Schiffbruch litt und, zum redenden Beweise, wie mächtig die Götter der Griechen sind, allein am Leben blieb, als das Schiff mit allen Uebrigen, die es an Bord hatte, trotz der heißen Gelübde, die sie dem Erderschütterer Poseidon und Zeus dem Retter zuwinselten, ohne Rettung zu Grunde ging."

Jetzt ward mir Alles klar, was mich bisher an meinem Wirthe befremdet hatte, und nun erst erinnerte ich mich, was mir gestern nicht aufgefallen war, daß er bei Tische die gewöhnliche Libation vorbeiging, die kein Grieche, bevor er trinkt, aus der Acht läßt.

Diagoras erzählte mir nun, mit welcher Mühe, Gefahr und Noth er sich in allerlei Verkleidungen von einer Insel des Aegäischen Meeres zur andern bis nach Lemnos geflüchtet, wo er zufälligerweise erfahren, daß die Athener eine große Belohnung für Den, der ihn todt oder lebendig liefern würde, durch ganz Griechenland ausrufen lassen; wie er, aus Furcht, zu Lemnos entdeckt zu werden, etliche Monate sich in Wäldern und Bergklüften verbergen und sein Leben kümmerlich mit rohen

Wurzeln und wilden Früchten habe fristen müssen, und wie er endlich unverhofft in einem Schiffe aufgenommen worden, das für Byzanz befrachtet war, aber das Unglück hatte, von einem Sturm an die thracische Küste geworfen zu werden und nicht weit von Abdera zu scheitern. Diagoras, der sich durch Schwimmen ans Land gerettet hatte, erinnerte sich jetzt seines Freundes Demokritus, bei welchem er Rath und Unterstützung zu finden gewiß war; als er sich aber zu Abdera nach ihm erkundigte, hieß es, er sei schon vor geraumer Zeit weggezogen, ohne daß man wisse, was aus ihm geworden sei. Zu gutem Glücke traf er auf einen seiner ehmaligen Jugendfreunde, der indessen ein bedeutender Mann in Abdera geworden war und sich seiner sehr lebhaft annahm. Das Decret der Athener war auch hier bereits angekommen und von den Abderiten, zum Beweis ihres Eifers für die Sache der Götter, öffentlich bekannt gemacht worden. Da sich nun leicht Jemand finden konnte, der die ausgesetzte Belohnung hätte verdienen mögen, so verbarg ihn sein Freund sorgfältig auf einem seiner Landgüter im Macedonischen; und weil Diagoras keinen andern Wunsch mehr hatte, als sein übriges Leben in gänzlicher Verborgenheit zuzubringen, kamen sie nach Verfluß einiger Zeit auf den Gedanken, ihm in Thessalien auf einem der wildesten und unzugangbarsten Theile des Ossa, wo ihn Niemand suchen würde, eine Wohnung zu verschaffen. Es fand sich eine geräumige Felsenhöhle, welche mit geringer Mühe zu einer Einsiedlerei, wie er sie nöthig hatte, zugerichtet werden konnte und in ein von steilen Klippen umgürtetes Thal auslief, wo er sich mit Anpflanzung und Wartung eines Gartens beschäftigen konnte. Das ganze Wesen wurde der Gemeine des nächstgelegnen Dorfes, deren Eigenthum dieser Theil des Gebirges ist, abgekauft, und Diagoras, unter dem Namen Agenor, mit einer thracischen Sklavin, die ihm sein Freund überließ, in den Besitz desselben gesetzt. Agenor gilt (wie er mir sagte) unter den benachbarten Hirten und Landleuten, einer dem thessalischen Volke gemeinen Vorstellungsart zufolge, für einen mächtigen Zauberer, in dessen Ungnade zu fallen Jedermann sich sorgfältig hütet; und er läßt sie um so lieber auf diesem Wahn, da er sich durch die gute Wirkung einiger von Demokritus gelernten Heilungsmittel für Menschen und Vieh ihr Zutrauen erworben hat. Auch seine Unsichtbarkeit trägt zu der Ehrfurcht, die der Name Agenor einflößt, das Ihrige bei; denn Niemand kann sich rühmen, ihn

jemals in der Nähe gesehen zu haben, und Alles, was er mit ihnen zu verkehren hat, geht durch den Mund und die Hände seiner getreuen Sklavin.

Diagoras verlangte von mir zu hören, ob zur Zeit meines Aufenthalts in Athen noch die Rede von ihm gewesen sei, und was für eine Vorstellung ich mir nach den Gerüchten, die über ihn herumgegangen, von ihm gemacht hätte. Ich antwortete, Alles, was ich für und wider ihn gehört, wäre mir so übel zusammenhangend und widersinnisch vorgekommen, daß ich in der Ungewißheit, was ich davon denken sollte, nur die vermeinte Unmöglichkeit beklagt hätte, die Wahrheit von ihm selbst zu erfahren. So hätte ich z. B. die Sage von der wahren Ursache seiner Atheisterei gar zu ungereimt gefunden, — „O, die möcht' ich doch hören," fiel er mir ins Wort; „ich bitte Dich, was sagte die Sage?" — „Es hieß, die eigentliche Veranlassung zu Deiner erklärten Feindschaft gegen die Götter sei ein Rechtshandel gewesen, in welchen Du mit einem gewissen Menschen gerathen, der Dir ein ihm anvertrautes Gedicht unterschlagen und den Empfang desselben mit einem förmlichen Eide vor Gericht abgeleugnet, aber, nachdem er freigesprochen worden, das Gedicht als sein eigenes Werk mit großem Beifall bekannt gemacht habe. Dieser Handel, sagte man, hätte Dich so tief gekränkt, daß Du den Göttern nicht hättest verzeihen können, daß sie nicht auf der Stelle ein Zeichen an dem Meineidigen gethan; kurz, das erlittene Unrecht hätte Dich in Deinem Glauben so irre gemacht, daß Du endlich auf den Gedanken verfallen seiest: da die Götter, wofern Götter wären, einen solchen Frevel unmöglich ungestraft lassen könnten, so müßten nun gar keine Götter sein." — „Das ist lustig," sagte Diagoras; „man muß gestehen, für ein so witziges Volk, wie die Athener sind, raisonniren sie zuweilen erbärmlich; und überhaupt ist nichts so ungereimt, das sie sich nicht weismachen ließen, sobald es auf andrer Leute Kosten geht. Fürs Erste habe ich in meinem Leben (wenigstens, seitdem ich nicht mehr in die Schule gehe) nichts gemacht, das einem Gedicht ähnlich sähe. Hätte ich aber auch das Talent, Verse zu machen, die gestohlen zu werden verdienten, so würde ich, anstatt den Dieb gerichtlich zu belangen, mein Recht an sie dadurch bewiesen haben, daß ich noch bessere gemacht hätte. Und gesetzt endlich, ich hätte mich in der ersten Hitze zu einem Rechtshandel gegen den Räuber hinreißen lassen, so würde ich wenigstens nicht so albern gewesen sein, zu ver-

langen, daß Jupiter, — der, um den Erdboden nicht gänzlich zu entvölkern, so viele tausend falsche Eide ungestraft lassen muß, — nun gerade meiner Verse wegen eine Ausnahme machen sollte. Wahrlich, wäre der sparsame Gebrauch der Donnerkeile und die Art, wie die Welt regiert wird, überhaupt die schwächste Seite der Götter, sie würden von mir immer unangefochten geblieben sein! Denn ich wüßte wirklich nicht, wie sie es angreifen müßten, um die ungeheure Menge von Narren, Thoren und Schelmen, womit die Erde überdeckt ist, besser zu regieren, als wir im Ganzen regiert werden; aber eben daraus, daß wir so gut regiert werden, als es unsre Narrheit und Verkehrtheit nur immer zuläßt, schließe ich, die Welt werde nicht von unsern Göttern regiert. Denn nach der Probe zu urtheilen, die sie in Homer's Ilias abgelegt haben, müßte es noch zehnmal toller zugehen, wenn die Zügel der Weltregierung in den Händen so selbstsüchtiger, launischer, ungerechter, stolzer, rachgieriger, wollüstiger und grausamer Despoten lägen, als der alte Sänger uns diese nämlichen Götter schildert, die in allen Städten Griechenlands Tempel, Altäre und Priester haben." Ich sagte ihm, auch mir wäre jene Sage von der Ursache seines Götterhasses zu lächerlich vorgekommen, um den mindesten Glauben zu verdienen. Aber was ich mir nicht zu erklären gewußt hätte, wäre der Hang zu den geheimen Gottesdiensten, der bei ihm (wie man versichert) ehmals bis zur Leidenschaft gegangen sei. Es war eine Zeit, sagt man, wo Diagoras im Glauben an Theophanien, Orakel und Wunderdinge aller Art eher zu viel als zu wenig that, und man weiß, daß er den größten Theil seines Vermögens aufgeopfert hat, um in der ganzen bewohnten Welt herumzureisen und sich in alle Mysterien, so viele er deren ausspähen konnte, einführen zu lassen. Wie ein Mann, der die Religiosität bis zu diesem Grade von Schwärmerei getrieben, auf einmal zum entgegengesetzten Aeußersten habe überspringen können, schien etwas so Unnatürliches, daß man sich geneigt fühlte, selbst die ungereimteste Erklärung, die ein solches Wunder einigermaßen begreiflich machte, für gut gelten zu lassen.

„Dir," versetzte Diagoras, „hoffe ich, ohne Deiner Vernunft etwas Ungebührliches zuzumuthen, ziemlich begreiflich zu machen, wie ich gerade durch die vollständigste Befriedigung der besagten Schwärmerei zu dem Atheism gekommen bin, dessen ich, mit und ohne Grund, je nachdem man's nimmt, beschuldigt werde.

Alle Menschenkinder kommen, denke ich, mit mehr oder weniger Hang zum Wunderbaren auf die Welt. Bei mir äußerte sich dieser Naturtrieb von früher Jugend an sehr lebhaft, aber mit einer Gegenwirkung verbunden, die ihm alle seine Schädlichkeit benahm. Ich horchte nämlich mit dem größten Vergnügen auf alle Erzählungen dieser Art; Milesische Märchen, Zauber- und Gespenster-Geschichten, theurgische Wunder, Theophanien und alle die übernatürlichen Dinge, die sich täglich ereignet haben sollen, als die Götter noch unter den Menschen wandelten und die Erde mit ihren Söhnen und Töchtern erfüllten, kurz, alle diese Kindereien, wovon die Griechen immer so große Liebhaber waren, hatten auch für mich einen ungemeinen Reiz; aber ich glaubte kein Wort davon. Sie belustigten und beschäftigten blos meine Einbildungskraft und meinen Witz; jenes desto mehr, je unglaublicher sie waren; dieses, indem sie mich zum Nachdenken anreizten, wie es mit diesen Dingen natürlich habe zugehen können, d. i. woher wol die dabei vorwaltende Täuschung gekommen, und wie es möglich gewesen, solche Albernheiten selbst den einfältigsten Menschen weiszumachen. Diese Anlage bei mir vorausgesetzt, wird Dir Alles Uebrige sehr begreiflich werden. Ich hatte von Kindheit an viel von Orakeln, besonders von dem zu Delphi, gehört; als ich herangewachsen war, hörte ich auch zuweilen, wiewol immer mit geheimnißvoller Zurückhaltung, von den Eleusinischen und andern Mysterien reden. Dieses Geheimthun der Eingeweihten reizte meinen Vorwitz, hinter die wunderbaren Dinge zu kommen, die, wie ich nicht zweifelte, in diesen Mysterien zu sehen und zu hören sein müßten. Ich versuchte es auf alle Weise, fand aber, daß ich auf keinem andern Wege zu meinem Zweck gelangen würde, als wenn ich mich selbst in diesen geheimen Gottesdiensten initiiren ließe. An Gelegenheiten dazu konnte mir's nicht fehlen. Mein Vater war einer der ansehnlichsten Handelsleute in Melos. Er schickte von Zeit zu Zeit Schiffe nach den vornehmsten Häfen des Aegäischen, ionischen und karpathischen Meeres und hatte allenthalben Correspondenten, mit denen er in gastfreundlicher Verbindung stand. Frühzeitig mit dieser Art von Geschäften bekannt gemacht, wurde ich von meinem zwanzigsten Jahre an unter der Führung eines alten Dieners bald dahin, bald dorthin verschickt. Diese Reisen gaben mir Gelegenheit, mich mit den Orgien von Lemnos, Kreta und Cypern bekannt zu machen; aber was ich dadurch

erfuhr, war so unbedeutend, daß es zu nichts diente, als meine Begierde nach wichtigern Entdeckungen desto stärker anzufeuern. Ich machte mir einen Plan, meine Nachforschungen bei den Priestern zu Memphis und Sais (welche nach dem gemeinen Wahn der Griechen in uraltem Besitz einer geheimen theurgischen Weisheit sind) anzufangen, sodann die von ihnen nach und nach zu den Persern, Syrern, Phöniciern und Griechen übergegangenen Mysterien auf dem Wege, den sie genommen, zu verfolgen und nicht eher zu ruhen, bis mir in diesem Fache nichts mehr zu ergründen übrig wäre. Ich führte diesen Plan aus, sobald ich durch den Tod meines Vaters das Vermögen dazu bekam. Ich brachte mehrere Jahre damit zu; und da wir natürlicherweise nach dem, was an uns in die Augen fällt, beurtheilt werden, so konnt' es nicht fehlen, daß ich mir durch eine so ungewöhnliche Anwendung meiner Zeit und meines Vermögens den Ruf eines bis zur Schwärmerei religiösen Menschen zuzog; einen Ruf, den ich selbst, so lang' er meinen Absichten beförderlich sein konnte, auf alle Weise zu unterhalten beflissen war.

„Auf der letzten Reise, die ich zu Vollendung meines Plans zu machen hatte, ward ich zufälligerweise mit dem berühmten Abderiten Demokritus bekannt, den eine ähnliche Wißbegierde seit vielen Jahren in der Welt herumtrieb; nur daß seine Absicht mehr auf Naturgeschichte und auf die physischen, astronomischen und medicinischen Geheimnisse der ägyptischen Priester, Magier und Orphiker als auf die religiösen gerichtet war. Wer die Mitbürger dieses außerordentlichen Mannes kennt, sollte glauben, sein Genius habe Mittel gefunden, sich alles Verstandes, den die Natur unter die Bewohner von Abdera vertheilen wollte, für ihn allein zu bemächtigen. Mir wenigstens ist unter so vielen merkwürdigen Männern, deren Bekanntschaft zu machen meine Reisen mir Gelegenheit verschafften, Keiner vorgekommen, der mit einem so hellen und so vielumfassenden Geist einen so unermüdeten Fleiß in Erforschung der Natur und mit Beidem so viel Gutlaunigkeit und Anmuth im Umgang vereinigte wie Demokritus. Von der ersten Stunde unsrer Bekanntschaft an fühlte ich mich so stark von ihm angezogen, daß ich nie wieder von ihm getrennt zu werden wünschte; und auch er faßte so viele Zuneigung für mich, daß er mir nicht nur erlaubte, ihn auf seinen übrigen Wanderungen zu begleiten, sondern auch Vergnügen daran fand, mich in seinen

eigenen Mysterien einzuweihen, welche mir, wie Du gerne glauben wirst, eine ganz andere Befriedigung gaben als die priesterlichen, womit ich einige der besten Jahre meines Lebens vertändelt hatte. Die Bekanntschaft mit diesem Manne hätte mir viel Ungemach und die Nothwendigkeit, mein Dasein in einer Felsenkluft zu verheimlichen, ersparen mögen, wenn ein Mensch seinem Schicksal entgehen könnte, oder, richtiger zu reden, wenn ich meinen Eifer, die Menschen vernünftiger zu machen, als sie zu sein fähig sind, im Zaume zu halten gewußt hätte."

„Was Du mir da sagst," fiel ich ein, „setzt mich desto mehr in Verwunderung, da ich nach dem Ruf, worin Demokritus steht, eher alles Andere als einen Sachwalter der Götter von ihm erwartet hätte."

„Der war er denn auch so eigentlich nicht," versetzte Diagoras; „aber er hatte sich über diesen Punkt ein System gemacht, wobei er seine Vernunft zu retten glaubte, ohne mit den Priestern und Mystagogen, die den Glauben an ihre Götter und Mysterien zu einer Bürgerpflicht zu erheben gewußt haben, jemals in offne Fehde zu gerathen."

„Du würdest mich verbinden," sagte ich, „wenn Du mich mit seiner Denkart über diesen Gegenstand näher bekannt machen wolltest." — „Dies kann nicht besser geschehen," erwiderte Diagoras, „als wenn ich Dir eine Unterredung mittheile, die über diese Materie zwischen uns vorfiel:

„„Du bist," sagte Demokritus zu mir, „vermuthlich der einzige Mensch in der Welt, der so viel Zeit und Geld aufgewandt hat, um hinter die Geheimnisse der Priesterschaft zu kommen; darf ich fragen, was der reine Gewinn Deiner Entdeckungen ist?" — „Immer so viel," war meine Antwort, „daß ich die Unkosten nicht bereue. Ich weiß nun mit einer Gewißheit, die ich schwerlich auf einem andern Wege erlangt hätte, daß Götter und Priester Synonymen sind; daß alle unsre Götter (die blos allegorischen ausgenommen) Menschen waren, die ihre Standeserhöhung und den ihnen angewiesenen Antheil an der Weltregierung den Priestern, durch welche sie regieren, zu danken haben, und daß der Tartarus mit allen seinen Feuerströmen und Schreckgespenstern so wie die Inseln der Seligen mit aller ihrer Wonne schlaue Erfindungen sind, wodurch die Priesterschaft sich der beiden mächtigsten Leidenschaften und durch sie der Herrschaft über die Welt bemächtigt hat. Ich

begreife nun, wie der Götter und der Menschen Vater Zeus zu Kreta geboren und begraben sein kann; warum Delos die Wiege des Apollo und der Artemis ist, und woher die unendliche Menge von Söhnen und Töchtern kommt, womit unsre Götter und Göttinnen die ganze Hellas so überschwänglich bevölkert haben, daß keine alte Familie ist, die ihr Stammregister nicht mit irgend einem göttlichen Bastard anzufangen die Ehre hätte. Ich begreife nun, warum eine Religion, die in sich selbst so übel zusammenhängt, und deren höchstes Geheimniß ist, daß die Götter Nicht-Götter sind, so wenig zur Veredlung der Menschheit beitragen kann. Und wenn auch das Alles nicht wäre," setzte ich hinzu, „rechnest Du etwa für nichts, daß ich weiß, wohin Isis ihren Sohn Horus vor dem wüthenden Typhon verbarg, was das alte Mütterchen Baubo der Ceres zeigte, um sie in der höchsten Betrübniß zum Lachen zu bringen, und was in dem verdeckten Korbe war, den Pallas Athene den Töchtern des Cekrops in Verwahrung gab?" — „O gewiß," versetzte Demokritus lachend, „zu diesen Wissenschaften hättest Du schwerlich auf einem andern Wege gelangen können; aber alles Uebrige war wohlfeiler zu haben." — „Ich muß bekennen," sagte ich, „daß mir die Wissenschaft — nichts oder, was wenig besser als nichts ist, zu wissen, hoch genug zu stehen kommt; zumal da mir bei aller Aufklärung, die ich über unsre Mysterien erhalten habe, der Hauptpunkt noch immer unbegreiflich geblieben ist." — „Was könnte dies wol sein?" fragte Demokritus. — „Weiter nichts, als wie es möglich ist, daß bei der unendlichen Menge von — Initiirten es noch einen einzigen vernünftigen Menschen geben kann, der sich durch ein so grobes Gewebe von Betrug, Gaukelei, Kindermärchen und Kinderpossen, wie die Religion unsrer Väter ist, noch einen Augenblick täuschen lassen kann. Denn wirklich thut die Priesterschaft ihr Möglichstes, uns die Augen zu öffnen." — „Ich sehe," erwiderte er, „daß Du mit allen Deinen Nachforschungen noch immer nicht auf den Grund der Sache gekommen bist. Wir machen uns fast allemal einer Ungerechtigkeit schuldig, wenn wir irgend etwas Menschliches, sei es — Glaube, Gewohnheit, Sitte oder — Lehre, Gesetz, Institut, eher für ganz ungereimt und verwerflich erklären, bevor wir unbefangen erforscht haben, ob es nicht in seinem Ursprung, zu seiner Zeit und in seiner ersten Gestalt gut, schicklich und zweckmäßig war. Ich bin gänzlich Deiner Meinung, daß der Gebrauch, den die Priester-

schaft heut zu Tage von ihren Orakeln und Mysterien macht, die Verachtung, die Du dagegen gefaßt hast, mehr als zu sehr rechtfertigt; nichtsdestoweniger scheinen mir beide zur Zeit ihrer Einsetzung schickliche Mittel zu einem löblichen Zweck gewesen zu sein und um dieser Ursache willen einige Schonung zu verdienen. Die undurchdringliche Finsterniß, die auf der ältesten Geschichte aller Völker liegt, hat mich nicht abgeschreckt, in den Alterthümern des unsrigen so weit zu forschen, als irgend ein hier und da hervorbrechender Lichtpunkt mir vorzudringen erlaubte. Dem, was ich darin wahrzunehmen glaubte, zufolge, nehme ich drei verschiedene Epochen an, in welchen unsre Volksreligion sich nach und nach zu dem, was sie noch zu unsrer Väter Zeit war, gestaltet hat. Denn über das, was sie jetzt ist, sind wir, denke ich, ziemlich einverstanden. Der erste dieser Zeitpunkte ist der, da unser Land noch von ganz rohen Naturmenschen oder, richtiger gesagt, Thiermenschen bewohnt war. So lange der Mensch auf dieser untersten Stufe steht, kann man von ihm so wenig als von irgend einem andern Thiere sagen, daß er eine Religion habe; es ist etwas der Religion Aehnliches, wie man einigen Thieren etwas der Vernunft Aehnliches zuschreibt. Ein dumpfes Gefühl der gewaltigen, ihm unbegreiflichen Kräfte der Natur, das bei ungewöhnlichen, vorzüglich bei furchtbaren Naturbegebenheiten in ihm erregt wird, ist der rohe Stoff, woraus der finstre, schwermüthige und schreckhafte Aberglaube, in welchem wir die Kindheit des Menschengeschlechts befangen sehen, sich nach und nach herausarbeitet. Das Wort Deisidämonie scheint in unsrer Sprache ganz eigentlich für diesen Zustand gemacht zu sein; etwas Bestimmteres von der besondern Gestalt, welche dieser noch so sehr unförmliche, dem Zufall und einer ungebändigten Einbildungskraft gänzlich überlassne Dämonism unter den Autochthonen unsers Landes angenommen haben mag, weiß ich nicht zu sagen.

„„Die zweite Epoche scheint mir die ebenfalls unbestimmbare, uralte Zeit zu sein, da die Titanen, vermuthlich vom Kaukasus her, sich eines großen Theils der nachmaligen Hellas bemächtigten und ein Reich stifteten, das von keiner langen Dauer gewesen zu sein, aber doch den ersten Grund zu Civilisirung dieser Gegenden gelegt zu haben scheint. Durch die Länge der Zeit mußte unter einem Volke, dem die Kunst, Gedanken und Worte mittelst einer leichten Art von Bezeich-

nung zu verkörpern und festzuhalten, noch unbekannt war, die Geschichte dieser Titanen, durch bloße mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt, nach und nach zu Sagen und durch eine Kette von Veränderungen, Revolutionen und zufälligen Ursachen aller Art endlich zu Volksmärchen werden, wovon unsre übel zusammenhängende ältere Götter- und Heroengeschichte ein verworrenes Chaos ist. Unzählige Spuren setzen indessen ihr ehemaliges Dasein und ihre Verdienste um die ältesten Bewohner Griechenlands außer allen Zweifel. Mit ihnen kamen die zu einem menschlichen Leben unentbehrlichen Künste zuerst in diese Gegenden; und aller Wahrscheinlichkeit nach schreibt sich auch die Einführung der ältesten Religion des obern Asiens, die Verehrung des Himmels und der Erde, der Sonne und des Mondes, von ihnen her. Wie es nun zuging, daß in der Folge die Titanen selbst für Söhne des Himmels und der Erde gehalten und kraft eines Erbrechtes, das ihnen von Niemand streitig gemacht wurde, theils an die Stelle der Sonne und des Mondes, theils in den Besitz der Oberherrschaft über Luft und Erde, Wasser und Feuer gesetzt, theils als die Urheber der ersten Anfänge des bürgerlichen Lebens, des Feldbaues und der dazu nöthigen Künste lange nach ihrem Tode göttlich verehrt wurden, ingleichem wie die Regierungsveränderungen, die sich in diesem vergötterten Geschlechte ereignet haben sollen, zu erklären sind, übergehe ich, als zu dem, wovon jetzt die Rede ist, nicht gehörig, und bemerke nur, daß die spätern ägyptischen und phönicischen Stifter oder Wiederhersteller der Städte Athen und Theben, Cekrops und Kadmus, als sie nach Griechenland kamen, unsre vornehmsten Götter, Zeus und Here, Poseidon, Apollo und Artemis, Pallas Athene und Aphrodite, Demeter und Persephone, Ares, Hermes und Hephästos (sämmtlich aus dem Titanengeschlechte), vermuthlich schon im Besitz der öffentlichen Anbetung gefunden und um so mehr ungestört darin gelassen haben, da sie ihre eigenen Götter, nur unter andern Namen, in ihnen wiederfanden; wiewol ich nicht zweifle, daß ein großer Theil der Verwirrungen und Widersprüche, die in der Genealogie und Geschichte der griechischen Götter herrschen, sich von den mannichfaltigen Vermischungen älterer und späterer, einheimischer und ausländischer Sagen herschreibt, wozu die fremden Colonisten die Veranlassung gegeben haben mögen. Nichtsdestoweniger setze ich die dritte Epoche unsers alten Religionswesens in die Zeit des Aegypters Cekrops, insofern

ich ihn als den wahren Stifter der Eleusinischen Mysterien betrachte, von welchen alle übrigen (die ägyptischen des Osiris und der Isis, welche jenen selbst zum Muster dienten, ausgenommen) bloße Nachahmungen sind. Bis dahin war die Religion unsrer theils wild gebliebenen, theils nach und nach wieder verwilderten Griechen bloße Deisidämonie gewesen; und wiewol zu glauben ist, daß wenigstens die Schutzgötter jedes Volkes, Stammes und Ortes schon lange vor Cekrops und Kadmus öffentliche Altäre, Tempel und Priester hatten, so findet sich doch keine Ursache, auch nur zu vermuthen, daß man bei den Opfern und Gelübden, die man ihnen darbrachte, etwas Anders abgezielt habe, als sich ihrer Gnade und ihres Schutzes zu versichern oder ihren Zorn, welchem man alle physischen und moralischen Uebel zuschrieb, zu besänftigen. Der Glaube, daß Zeus selbst unmittelbarer Schirmherr des gastlichen Rechts und Rächer des Meineides sei, und daß jeder, sogar unvorsätzliche Mord von den Erinnyen rastlos verfolgt werde, war damals Alles, was die Religion zu Beförderung der Humanität unter den ungeschlachten Horden, welche nach und nach mit vieler Schwierigkeit zum bürgerlichen Leben vermocht worden waren, beitrug. Aber die neuen Gesetzgeber fanden (den Begriffen gemäß, die sie aus ihrem Lande mitgebracht) theils zur Erhaltung und Aufnahme ihrer neuerrichteten Colonien, theils überhaupt zur Befestigung der bürgerlichen Ordnung unter einem ungeschlachten Volke nöthig, das schwache Ansehen der Gesetze durch den Glauben zu stützen, „daß die Götter unmittelbare Kundschaft von dem Thun und Lassen der Menschen nähmen und, nicht zufrieden, schon in diesem Leben die Bösen zu strafen und die Guten zu belohnen, auch die Seelen der Verstorbenen vor ein unerbittlich strenges Gericht forderten und, je nachdem sie entweder unsträflich gelebt oder sich mit noch ungebüßten Verbrechen befleckt hätten, in jenem Falle in einen wonnevollen Zustand versetzten, in diesem durch die schrecklichsten Peinigungen zur Strafe zögen.“ Diese Lehre, dem Volk als Glaubenspunkte blos durch mündlichen Vortrag eingeschärft, würde wenig Eindruck gemacht haben; aber durch die Mysterien symbolisirt und unter einer Menge Ehrfurcht gebietender Feierlichkeiten den Sinnen selbst unmittelbar dargestellt, mußte sie auf äußerst sinnliche und abergläubische Menschen, die man in den unterirdischen Wölbungen des Tempels zu Eleusis durch künstliche Täuschungen erst in den Tartarus, dann

in die elysischen Haine versetzte, die größte Wirkung thun. Du wirst nicht vergessen haben, Diagoras, wie Dir selbst, trotz Deinem Unglauben, dabei zu Muthe war, und Du kannst von dem Eindruck, den das, was Du hörtest und sahest, auf Deine Einbildung machte, auf denjenigen schließen, den solche Anschauungen auf ungebildete Menschen machen mußten, die sich nicht, wie Du, in ein Schauspiel, sondern übernatürlicherweise in die wirkliche Unterwelt versetzt glaubten." „Ich gestehe," sagte ich, „daß sich bei dem feierlich langsamen Durchgang durch die labyrinthischen Windungen des Tartarus über das, was ich hörte und in einer durch zuckende Blitze und wirbelnde Rauch- und Flammenwellen erleuchteten sichtbaren Dunkelheit zu sehen glaubte, alle Haarspitzen auf meinem Kopfe und an meinem ganzen Leibe emporrichteten. Aber freilich wird der Eindruck, den dies allenfalls auf ein weiches Gemüth machen könnte, durch den geheimen Unterricht, den man bei der zweiten großen Weihe empfängt, wieder rein ausgelöscht." „Daher," sagte Demokritus, „wurden ehmals keine Andern zu dieser hohen Weihe zugelassen als Männer, die man stark genug glaubte, starke Wahrheiten zu ertragen, und edel genug, sie gehörig zu gebrauchen. Ueberdies zweifle ich nicht, daß die zweite Initiation bei den Eleusinischen Mysterien in ihrem Ursprung entweder noch gar nicht stattgefunden oder wenigstens eine andere, der Einfalt jener Zeiten angemessenere Beschaffenheit gehabt habe."

„„Wenn ich Dir Alles zugebe," versetzte ich, „was Du mit vieler Scheinbarkeit von den drei Epochen der Religion unsrer Väter gesagt hast, was gewinnt sie dabei in ihrem dermaligen Zustande? Wir leben in einer vierten Epoche, wo kein gebildeter Mensch mehr an Götter glaubt, die nie gewesen sind, und unsre ebenso ungläubigen Priester, mit den reichen Einkünften, die Jedem sein Gott verschafft, zufrieden, sich eher um alles Andere bekümmern als um den sittlichen Einfluß, den die Religion auf das Gemüth der Menschen haben könnte."

„„Es sollte mir nicht schwer sein, Dir Beides streitig zu machen," erwiderte Demokritus; „aber wenn ich Dir auch gestehe, daß mir gerade kein Priester beifällt, den ich Deiner Behauptung entgegenzustellen wagen möchte, so ist doch die Anhänglichkeit des großen Haufens an den Glauben ihrer Voreltern noch immer so augenscheinlich, daß ich Niemand rathen wollte, ihn auf die Probe zu setzen. Sogar unter den ersten Männern

unsrer Zeit kenne ich mehr als Einen, der so stark als seine Großmutter an Orakel, Vögel und Opferlebern glaubt, vor einer Mondfinsterniß oder einer Doppelsonne wie vor einem Unglückszeichen erschrickt und mit dem größten Ernst einem ganzen Senat oder den versammelten Befehlshabern eines Kriegsheers erzählt, was ihm diese Nacht geträumt hat. Macht dies die Sache unserer Priester nicht besser, so beweist es wenigstens: daß unser alter Volksglaube noch bei Weitem nicht so unwirksam ist, als Du Dir einzubilden scheinst; und ich ziehe daraus die Folge, daß es sowol für einzelne Personen als für den Staat selbst gefährlich wäre, sich über diesen Punkt zu täuschen. So lange die Religion, die bei Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft eines der stärksten Bande der Ordnung und Sittlichkeit war, in dieser Eigenschaft noch nicht alle Kraft verloren hat, soll sie, denke ich, von den Weisen geschont und geachtet werden; wie löblich und nöthig es auch übrigens ist, den Aberglauben durch kluge Verbreitung richtiger Begriffe von der Natur der Dinge nach und nach dermaßen zu entkräften, daß er, wie die Spulwürmer durch gewisse Arzneien, zuletzt unvermerkt und ohne Beschwerde, gleichsam von selbst von den Menschen abgeht." „Du erlaubst mir Alles," erwiderte ich, „indem Du mir das Recht zugestehst, gegen den Aberglauben zu arbeiten. Denn was ist unsre Volksreligion anders als der gröbste und lächerlichste Aberglaube? Ich leugne nicht, daß er noch wirksam ist; aber daß er den wohlthätigen sittlichen Einfluß, den er ehemals gehabt haben soll, noch in unsern Tagen habe, das ist, was ich ihm gänzlich abspreche. Was hilft z. B. der Glaube an Zeus, den Rächer des Meineides? Der ehrliche Mann schwört keinen falschen Eid, nicht weil er den Donner des Horkios fürchtet, sondern weil er ein ehrlicher Mann ist; und wer es nicht ist, sieht so viele Meineidige unangedonnert herumgehen und findet überdies bei den Priestern so viel Bereitwilligkeit, ihn für die Gebühr mit Jupiter Horkios auszusöhnen, daß die Furcht vor seinen Donnerkeilen ihn keinen Augenblick zurückhält. Der noch immer im Schwange gehende Glaube an die Orakel und die Vorbedeutungen, die man aus den Eingeweiden der Opferthiere nimmt, ist, wenigstens auf Seiten unsrer bürgerlichen Obrigkeiten und Kriegsbefehlshaber, pure Heuchelei und kann also weder Gehorsam gegen göttliche Winke noch Zuversicht auf göttlichen Beistand wirken. Man hat schon lange Mittel gefunden, die Pythia sagen zu lassen,

was man will; oder ihre Aussprüche sind so geflissentlich räthselhaft und vieldeutig, daß man sie nach eignem Gefallen deuten kann; und wenn die Milzen und Lebern der Opferthiere nicht günstig sind, so schlachtet man so lange andre, bis die Vorbedeutung endlich nach Wunsch ausfällt.“ Demokritus behauptete: in den Händen kluger Regenten und Heerführer könne dieser Aberglaube, so lang' er noch seine Wirkung auf die Menge thue, in vielen Fällen den glücklichen Ausgang einer Unternehmung entscheiden oder großes Unheil verhüten; und was ich ihm auch entgegenhielt, immer kam er auf den Grundsatz zurück: es sei unweislich gehandelt, ein durch die Länge der Zeit ehrwürdig gewordenes Institut zu vernichten, bevor man gewiß sei, etwas Besseres an seine Stelle gesetzt zu haben. „Ist das Bessere wirklich da,“ sagte er, „so wird das Schlechtere von selbst fallen. Wer wird fortfahren wollen, in einem morschen, täglich den Einsturz drohenden Hause zu wohnen, wenn es nur auf ihn ankommt, ein bequemeres, neugebautes zu beziehen? Aber ehe man sich Wetter und Winden unter freiem Himmel preisgiebt, behilft man sich lieber in einem baufälligen Hause und stützt und flickt so lange daran, als es gehen will.“

„Da es bei Streitigkeiten dieser Art beiden Theilen nie an Antwort fehlt, so erneuerten wir den Kampf bei jeder Gelegenheit, und Demokritus, der mir ernstlich wohlwollte, gab sich viele Mühe, mich zu bewegen, daß ich dem Gedanken, den Göttern und Priestern öffentlich den Krieg anzukündigen, auf immer Abschied geben möchte. Aber der Haß, den die Betrügereien der Letztern und der vielfache Mißbrauch ihres Einflusses auf den großen und kleinen Pöbel in mir angezündet hatten, war ein Feuer, das sich nicht lange heimlich im Busen herumtragen ließ; und kaum hatte ich mich von meinem weisern Freunde wieder getrennt, so warf ich die Larve, die zu meinem Zwecke bisher nöthig gewesen war, von mir und zeigte mich überall in meiner wahren Gestalt. Alles, was seine Warnungen über mich gewonnen hatten, war, daß ich anfangs mit einiger Behutsamkeit zu Werke ging. Indem ich alle Arten von Aberglauben theils zu untergraben, theils geradezu lächerlich zu machen suchte, schonte ich wenigstens die Polias zu Athen, die Juno zu Argos und Samos, den Apollo zu Delphi und Jupitern überall. Nirgends gelang mir dies besser als zu Athen, wo der glückliche Erfolg des ungezügelten

Muthwillens, womit Aristophanes Götter und Menschen dem Gelächter des Pöbels preisgab, mich aufmunterte, mir größere Freiheiten herauszunehmen. Wirklich können die Athener, denen ein witziger Einfall über Alles geht, viel mehr ertragen als andere Griechen, und so lange ich mich begnügte, über Götter, Orakel und Orgien nur zu scherzen, ließ man meine Einfälle für absichtlose Ergießungen einer komischen Laune gelten, wobei mehr Unbesonnenheit als böser Wille sei. Als ich aber immer kühner ward und meine Lehrsätze und Meinungen nicht nur in vertrautern Gesellschaften, sondern sogar auf öffentlichen Versammlungsplätzen in einem ernsthaften Tone zu behaupten anfing, geschah, was ich hätte voraussehen können, und was mir Demokritus mehr als einmal vorhergesagt hatte. Ich bekam zwar einen Anhang von Jünglingen, für welche die bloße Kühnheit einer Philosophie, die sich über alle Vorurtheile hinwegsetzt und auf das, was Andern das Ehrwürdigste ist, mit tiefer Verachtung herabsieht, schon die Kraft des vollständigsten Beweises hatte; aber gerade dieser Umstand verschlimmerte meine Sache in den Augen der Alten. Die Priester fingen an zu murren, und ehe ich mir's versah, erklärte sich beinahe ganz Athen gegen den Melier, der die Vermessenheit hatte, von Göttern, welche ein uralter Besitz gegen alle Beeinträchtigungen sicher stellte, zu fordern, daß sie die Titel der Rechtmäßigkeit desselben vorzeigen sollten. Zu Allem diesem kam endlich noch das bekannte Unglück meiner armen Vaterstadt, und unfehlbar würde ich den Haß, den die Athener (um ihr ungerechtes und grausames Verfahren — vor sich selbst zu rechtfertigen) auf alle Melier geworfen hatten, desto schwerer gebüßt haben, wenn mein gutes Glück mir nicht wenige Tage vor dem Ausbruch des Ungewitters, das sich seit einiger Zeit über mir zusammenzog, einen Weg zur Flucht eröffnet hätte. Denn ich wurde gleich nach meiner Entfernung von den Eumolpiden gerichtlich angeklagt, die heiligen Mysterien verrathen und die Jugend von der Initiation abgehalten zu haben. Beide Beschuldigungen wurden gerichtlich erwiesen und hätten in der That nicht geleugnet werden können; und so würde, anstatt daß ich jetzt in dieser stillen Freistätte sicher athme, der Sturz in das furchtbare Barathron mein Loos gewesen sein, wenn ich mich nicht lieber auf die Behendigkeit meiner Fersen verlassen hätte als auf die Güte meiner Sache, von welcher ich meine Richter schwerlich hätte überzeugen können."

Diagoras endigte hier seinen Bericht, und Du wirst vermuthlich gern sehen, daß ich ebenfalls eine Pause in meiner Erzählung mache.

Ich wage es, lieber Kleonidas, in Hoffnung, Dir durch die Länge dieser Epistel nicht lästig zu sein, in meiner angefangenen Erzählung fortzufahren. Sollte sie Dich nicht müssig genug antreffen, um sie nicht zu lang zu finden, so kannst Du sie ja bei Seite legen. Es giebt auch in dem thätigsten und genußreichsten Leben doch zuweilen eine Stunde, mit der man nichts anzufangen weiß, und es müßte nicht gut sein, wenn sie Dir in einer solchen Stunde nicht einige Unterhaltung verschaffen könnte.

Mein alter Wirth schien sich das Betragen, welches ihm die Verbannung aus allen griechischen Staaten zugezogen hatte, so wenig gereuen zu lassen und sich bei seiner Ohngötterei so wohl zu befinden, daß mir nicht einfallen konnte, ihn darüber anzufechten. Meine Denkart über diese Dinge ist ungefähr dieselbe, wozu der Weise von Abdera ihn vergeblich zu bereden gesucht hatte. Es würde zu nichts geholfen haben, die seinige mit den nämlichen Gründen zu bestreiten; zumal da er in seiner gegenwärtigen Abgeschiedenheit von den Menschen ebenso wenig zu besorgen hat als von den Göttern; und überhaupt ist es einer meiner Grundsätze, mit Niemandem über das, was er von den überirdischen und dämonischen Dingen glaubt oder nicht glaubt, zu hadern. Uns in allen den Gesetzen und Gebräuchen der Völker, unter welchen wir wohnen, zu unterwerfen, oder wenigstens nicht mit dem Kopf vorwärts gegen sie anzurennen, macht uns schon die bloße Urbanität zur Pflicht, wenn es auch die Sorge für unsre eigene Ruhe nicht so gebieterisch forderte. Wer sich, wie Diagoras, den Haß der Priesterschaft geflissentlich zuziehen will, thut wohl, wenn er die unangenehmen Folgen desselben auch wie Diagoras trägt, als etwas, das ebenso unfehlbar zu erwarten war, als daß man gebrannt wird, wenn man dem Feuer zu nahe kommt. Will er es demungeachtet darauf ankommen lassen, wer kann's ihm wehren? Wie gleichgiltig mir also in dieser Rücksicht die Religion des Diagoras sein konnte, so hatte doch ein Wort, das ihm im Lauf seiner Erzählung entfallen war, meine Neugier rege gemacht; und da wir einmal auf dieser Materie waren, erinnerte ich ihn jenes Wortes, woraus ich schließen müßte, sein Atheism sei nicht so

unbedingt, daß er allen Glauben an etwas Göttliches aufhebe. „Du scheinst," sagte ich, „in Deinem Gedankensystem an die Stelle der Götter, die Du leugnest, etwas Anderes zu setzen. Darf man fragen, was?"

„Mich selbst und Alles, was wirklich ist," erwiderte er.

Ich. Das ist viel auf einmal gesagt, Diagoras! Woher weißt Du, daß etwas wirklich ist?

Diagoras. Weil ich weiß, daß ich selbst bin.

Ich. Und woher kannst Du wissen, daß Du selbst bist?

Mein Mann schien ein Wenig zu stutzen. — „Eine seltsame Frage," sagte er lachend.

Ich. Es wäre noch seltsamer, wenn sie Dir nie aufgestoßen wäre.

Diagoras. Nie in meinem ganzen Leben. Aber die Antwort ist auch so leicht, daß sie mir blos deswegen nicht sogleich beifiel. Ich weiß, daß ich bin, weil ich sehe, höre, fühle, denke, mich selbst bewege und — zwar nicht Alles, aber doch sehr Vieles kann, was ich will.

Ich. Könntest Du das Alles, wenn Du nicht schon da wärest?

Diagoras. Schwerlich!

Ich. Und wenn die Dinge nicht da wären, die Dir zu diesen Aeußerungen Deines Daseins Anlaß geben? —

Diagoras. Ohne Zweifel, nein.

Ich. Du weißt also, daß Du bist, weil es Dinge außer Dir giebt, die dieses Selbstbewußtsein in Dir erwecken; Du könntest aber nicht wissen, daß es Dinge außer Dir gebe, wenn Du nicht wüßtest, daß Du *selbst* bist. Dies, dünkt mich, heißt sich in einem Kreise herumdrehen, der weder Anfang noch Ende hat, und Du hast also keinen hinlänglichen Grund, zu glauben, daß Du selbst bist.

Diagoras. Pure Sophistereien! Ich *glaube* nicht, daß ich bin, und genau zu reden, *weiß* ich es auch nicht; aber ich *fühl'* es, und das ist genug. Dieses Selbstgefühl und das Gefühl, daß etwas außer mir ist, ist ein und ebendasselbe. Indem ich zum Beispiel den Feigenbaum dort sehe, fühle ich, daß *ich* ihn sehe, das ist, ich sehe ihn *in mir selbst*, und so fühle ich in einem und ebendemselben Augenblick mein und sein Dasein.

Ich. Sein Dasein *in* Dir, meinst Du?

Diagoras. Ich *sehe* ihn zwar in mir selbst, aber als etwas

außer mir Befindliches; und warum wäre das, wenn er nicht wirklich außer mir wäre?

Ich. Du siehst einen Centauren, eine Sirene auch außer Dir, und es sind doch bloße Geschöpfe Deiner Phantasie. Woher weißt Du, daß es mit dem Baum und allem Andern, was Du zu sehen meinst, nicht ebendieselbe Bewandniß hat?

Diagoras. Allerdings ist es meine Phantasie, die aus der Hälfte eines Menschen und eines Pferdes einen Centauren und aus einem Weibe, einem Vogel und einem Fische eine Sirene zusammensetzt; aber das könnte sie nicht, wenn ich nicht wirklich Menschen, Pferde, Vögel und Fische gesehen hätte.

Ich. Du hältst also Alles für wirklich, was Du in einer lebhaften künstlerischen Begeisterung siehst? Oder warum solltest Du diese Einbildungen nicht für ebenso wirkliche Dinge außer Dir halten wie die nämlichen Vorstellungen, wenn sie unter der Beglaubigung Deiner Sinne in Dein Bewußtsein kommen?

Diagoras. Weil ich einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen ihnen fühle. Wenn ich mir z. B. die lemnische Venus blos in Gedanken vorstelle, so sehe ich sie in meiner Einbildung zwar auch außer mir, aber ungleich weniger klar und lebhaft, als wenn das Gebilde des Phidias wirklich vor mir stände; und was noch mehr ist, es hängt blos von mir ab, ob ich das Gedankenbild sehen will oder nicht; stehe ich hingegen zu Lemnos vor dem wirklichen Bilde der Göttin, so muß ich es sehen, ich wolle oder wolle nicht.

Ich. Wie? auch wenn Du die Augen zumachst?

Diagoras. Welche Frage!

Ich. Ich will blos damit sagen: was Du mit Deinen Augen siehst, dringt sich Dir nur so lange mit Gewalt auf, als Du es wirklich ansiehst. Ist es aber mit dem, was Du blos in Deiner Einbildung siehst, etwa anders? Sobald die Bedingung da ist, d. i. sobald Deine Einbildung Dir dieses Bild darstellt, mußt Du es ebenso wohl, obgleich weniger lebhaft, sehen, als wenn Deine Augen es Dir dargestellt hätten, und im letztern Falle steht es nicht weniger bei Dir, die Augen wegzuwenden oder zuzuschließen, als im erstern Deine Einbildungskraft auf etwas Anderes zu richten.

Diagoras. Aber setze, daß Du, an eine Säule gebunden, gegeißelt werdest, steht es dann auch in Deinem Belieben, ob Du die Pein der Geißel fühlen wollest oder nicht?

Ich. So vieler Gewalt über meine Sinne rühme ich mich keinesweges. Aber setze Du dagegen einen verrückten Menschen, der sich in seinem Wahnsinn einbildet, daß er gegeißelt werde: fühlt er die Pein der blos eingebildeten Geißel nicht ebenso lebhaft, als wenn sie wirklich wäre? Dem Wahnsinnigen thut seine kranke Phantasie ebendieselbe Gewalt an, welche in dem Falle, den Du setztest, dem Gesunden geschieht.

Diagoras. Und was schließest Du aus dem Allen?

Ich. Daß Du keinen hinlänglichen Grund hast, von Deinem Gefühl auf die Realität dessen, was Du fühlst, zu schließen.

Diagoras. Deiner Meinung nach gingen also alle meine Vorstellungen aus mir selbst hervor, und ich hätte keine Ursache, zu glauben, daß etwas außer mir wäre?

Ich. Ich behaupte nicht, daß es wirklich so sei; aber aus dem Gesagten *scheint* es wenigstens so. Wie kämen auch die vermeinten *Dinge außer Dir* dazu, Vorstellungen in Dich zu bringen, die sich nicht in Deiner Seele selbst erzeugt hätten? Gesetzt aber auch, dieser Feigenbaum werfe ein kleines Bild seiner Gestalt in Dein Auge, und es reflectire aus Deinem Aug' in Deine Seele, so wäre zwischen einem solchen Bild und dem Bewußtsein, womit Du es siehst, nicht das geringste Causalverhältniß; und doch wird es blos dadurch, daß Du Dir *bewußt bist*, es zu sehen, etwas *in Dir Wirkliches*. Kurz, um Dinge außer Dir wahrzunehmen, muß Deine Seele *so viel* thun, daß Du wenigstens Ursache hast, zu *zweifeln*, ob sie nicht *Alles* thue.

Diagoras. Aber wie wär' es möglich, Aristipp, daß Du nicht sehen solltest, in welche Ungereimtheiten ein solcher Zweifel führen würde? Wenn alle meine Vorstellungen bloße Geschöpfe der denkenden Kraft in mir sind, bin ich nicht genöthigt, mich für das einzige wirkliche Wesen zu halten? Nun sind aber alle andre Menschen in dem nämlichen Falle, und wenn sie alle *so* raisonniren wollten, was sollte aus dreißig- oder vierzigtausend Myriaden Narren werden, deren jeder sich einbildete, alle Uebrigen seien nichts als in ihm selbst erzeugte Gedankenbilder?

Ich. Es käme darauf an, daß sie sich darüber mit einander verglichen. Da Einer so viel Recht hätte als der Andere, warum sollten sie nicht in Güte übereinkommen können, einander um der Bequemlichkeit des gesellschaftlichen Lebens willen, vermittelst einer Art von *Prosopopöie*, die Existenz zuzugestehen?

Diagoras. Und so möchten wir, dächte ich, ebenso wohl thun, wenn wir auch allen übrigen Dingen, die in unser Bewußtsein gerathen, die nämliche Billigkeit widerfahren ließen?

Ich. Das könnten wir ohne Bedenken; aber was hätten wir damit gewonnen, wenn wir uns selbst von dem Grund ihres und unsres Daseins Rechenschaft geben sollten?

Diagoras. Kann uns denn nicht genug sein, daß wir da sind? Wozu brauchen wir nun eben den Grund zu wissen?

Ich. Diese Frage hast Du Dir selbst schon beantwortet, Diagoras, da Du mir auf die meinige, was Du an die Stelle der Götter setzest, zur Antwort gabst: „Mich selbst und Alles, was wirklich ist." — Es ist nun einmal in unsrer Natur, sobald sich uns etwas als außer uns darstellt, zu glauben, es sei, und wissen zu wollen, was und woher und wie und warum es ist. Das kürzeste Mittel, sich hierüber zu beruhigen, schien den Menschen von jeher zu sein, wenn sie Götter glaubten, in deren Macht und Willkür der Grund des Daseins und der Zusammenordnung der Dinge liege. Du willst mit diesem Behelf nichts zu thun haben und setzest Dich selbst und Alles, was wirklich ist, an ihre Stelle. Aber bei näherer Untersuchung der Sache hat sich gefunden, daß Dein eigenes Dasein eine sehr zweifelhafte Sache ist, da das Gefühl desselben lediglich auf dem vorausgesetzten Dasein anderer Dinge beruht, für deren Dasein Du keine andere Gewähr hast als Dein eigenes. Gesetzt aber auch, es hätte mit Deinem Dasein seine Richtigkeit, so ist es doch eine bloße nackte Thatsache, und Du hast auf die Frage, woher, wie und warum Du da bist, noch immer keine Antwort. Denn daß Du nicht immer da warst, und daß der Grund Deines Daseins nicht in Dir selbst sein kann, wirst Du schwerlich in Abrede sein wollen.

Diagoras. Es scheint in der That, ich müßte auch etwas davon wissen, wenn ich immer gewesen wäre, und die Mutter, die mich gebar, der Vater, der mich auferzog, und der Schulmeister, der mich im Homer lesen und die Melodien des alten Terpander plärren lehrte, müßten sich auf eine seltsame Weise getäuscht haben. Aber wozu braucht es aller dieser Leptologien? Die Formel, über welche Du mich chicanirst, soll nichts weiter sagen als: die Natur enthält Alles, was ist, war und sein wird; und es bedarf keines andern Grundes für mein und aller übrigen Dinge Dasein als sie.

Ich. Die Natur! — Ein großes, vielumfassendes Wort! Und was denkst Du Dir eigentlich dabei?

Diagoras. Wie ich sagte, das, woher Alles, was ist, war und sein wird, seinen Ursprung und die Nahrung seines Wesens zieht.

Ich. Ich glaube die Bedeutung jedes einzelnen Wortes dieses Satzes zu wissen; aber bei dem Ganzen kann ich mir nichts Deutliches denken.

Diagoras. Ich, die Wahrheit zu sagen, ebenso wenig.

Ich. Du hättest also ungefähr so viel als gar nichts damit gesagt?

Diagoras. Ist es meine Schuld, daß die Natur etwas Unbegreifliches ist?

Ich. Irgend eine dunkle Vorstellung muß denn doch wol mit diesem unbegreiflichen Worte verbunden sein. Denkst Du Dir die Natur vielleicht als eine unendliche Reihe an einander geketteter einzelner Dinge?

Diagoras. Ich sehe, wohin Du willst, Aristipp, und ich will Dir die Mühe ersparen, mir die Ungereimtheit einer unendlichen Reihe von Eiern und Hühnern darzuthun. Ich denke mir die Natur als das einzige, ewige, unendliche Urwesen, und Alles, was ist, als eine Art von Erzeugnissen, die es ewig aus sich selbst hervorbringt.

Ich. Da hätten wir den Kronos der Dichter, der seine eignen Kinder aufißt, um immer neue zeugen zu können?

Diagoras. Oder wenn Du lieber willst, so stelle sie Dir als den Proteus vor, der sich selbst in alle mögliche Gestalten wandelt.

Ich. Für poetische Darstellungen mögen diese Bilder brauchbar genug sein; aber dem Verstande erklären sie nichts, und wir sind noch um kein Haar breit weiter als anfangs. Alles, was ich sehe, ist, daß Du Dich so gut als wir Andern genöthigt fühlst, etwas Erstes, Unerklärbares, Unendliches, mit einem Worte, Göttliches zu glauben, um Dich nicht in einem Labyrinth von Fragen und Zweifeln zu verlieren, aus welchem kein Ausgang ist. —

Diagoras. Und weiter wollen wir uns, wenn Dir's gefällig ist, nicht versteigen.

Mit diesen Worten führte mich Diagoras zu seinen Götterbildern zurück, um (wie er sagte) die Spinnweben wieder loszuwerden, womit uns der sophistische Dialog über Sein und

Nichtsein den Kopf angefüllt habe. Er ließ mich eine Menge possirlicher Dinge bemerken, welche meiner Aufmerksamkeit entgangen waren, und überzeugte mich durch sein herzliches Wohlgefallen an den Mißgeburten seiner witzelnden Phantasie immer mehr, wie lächerlich es von mir gewesen wäre, über einen Gegenstand, für welchen er keinen Sinn hatte, in einem ernsthaftern Tone zu sprechen. Uebrigens muß ich Dir sagen, daß mein Ton ungefähr der nämliche war, worin Sokrates mit den Sophisten und allen Andern, denen es (wie er glaubte) nicht ernstlich um Wahrheit zu thun war, von solchen Dingen zu disputiren pflegte; und ich wollte diese Gelegenheit nicht vorbeilassen, Dir eine kleine Probe zu geben, daß ich nicht drei Jahre lang mit einem solchen Meister in der subtilsten Dialektik gelebt habe, ohne ihm auch in diesem Stück etwas abzulernen; wiewol ich gern gestehe, daß die ihm eigene ironisch-einfältige Miene, die er in solchen Fällen anzunehmen wußte, schlechterdings dazu gehört, wenn diese Manier zu philosophiren ihre ganze Wirkung thun soll.

Ich werde erst jetzt gewahr, daß meine Erzählung unvermerkt zu einem Buch angeschwollen ist und der Griffel in meiner Hand zu zittern anfängt. —

In wenigen Tagen, lieber Kleonidas, hoffe ich die schöne Minervenstadt wiederzusehen, zu welcher ich mich nach einer langen Trennung von einer Art verliebter Sehnsucht hingezogen fühle. Daß vielleicht auch die Nähe von Aegina Antheil an dieser Gemüthsstimmung haben mag, warum sollt' ich es vor einem Freunde wie Du verheimlichen wollen?

XLVII.

Kleonidas an Aristipp.

Wenn ich nicht schon lange wüßte, daß Du ein weiserer Mann oder wenigstens ein nicht so heißer Liebhaber des Schönen bist als ich, so würde mich Dein Benehmen gegen den leidigen Zerrbildner Diagoras davon überzeugt haben; denn ich muß gestehen, mir wäre es unmöglich gewesen, beim Anblick seiner unartigen Machwerke Geduld zu behalten. Mag doch immerhin eine Art von Genie und Kunst dazu gehören, auch an lächerlichen Caricaturen nicht über eine gewisse Grenzlinie hinauszuschweifen und das Burlesk-Häßliche nicht bis zum Ekel-

haften, das Ueberladene und Verzerrte nicht bis zur gänzlichen Unnatur zu treiben; aber was berechtigt diesen Menschen, mit dem Muthwillen eines trunkenen Barbaren in das Heiligste der Kunst einzufallen und, einer grillenhaften Phantasie zu Liebe, die Ideale alles Schönen, Lieblichen und Erhabenen zu verunstalten und in schmutzig possirliche Mißgestalten zu verkehren, wozu er die Urbilder aus den Hefen der pöbelhaftesten Natur zusammensuchen mußte? Seine Götter und Göttinnen sind unstreitig die schlechteste Gesellschaft, die ein Mensch sich nur immer geben kann; aber mit welchem Recht erkühnt er sich, den Vater der Dichtkunst zu seinem Mitschuldigen zu machen? und wie kann er, ohne von seinem eigenen Gefühl Lügen gestraft zu werden, vorgeben: „seine Zerrbilder seien den Homerischen Göttern angemessener als die erhabenen Darstellungen eines Alkamenes und Phidias?" — Es ist wahr, wie hoch Homer sich auch immer über sein Zeitalter hätte schwingen mögen, bis zur göttlichen Natur selbst vermocht' er sich und uns nie zu erheben. Er mußte, gern oder ungern, die Götter zu uns herabziehen; aber da er nun einmal genöthigt war, sie entweder ganz aus dem Spiele zu lassen oder blos als eine Art menschenähnlicher Wesen aufzuführen, bestand da nicht die größte Kunst darin, sie dessen, was sie mit uns gemein haben, ungeachtet hoch genug über uns zu erheben, um einen stark in die Sinne fallenden und der Einbildung Ehrfurcht gebietenden Unterschied zu bewirken? Ich denke, man kann in dieser Rücksicht mit dem, was er geleistet hat, zufrieden sein. Seine Götter nähren sich z. B. wie wir, aber weniger aus Bedürfniß als zum Vergnügen, von Ambrosia und Nektar, die ihren Leib in Unsterblichkeit und ewiger Jugend erhalten. Sie haben Leidenschaften wie wir; aber auch diese sind nur erhöhte Aeußerungen übermenschlicher Kräfte oder Wirkungen des lebhaften Antheils, den sie an den Menschen nehmen. — Niemand wird zu leugnen begehren, daß dem Dichter der Ilias bei Allem dem noch Spuren der Rohheit seines Zeitalters ankleben; indessen sollte, meines Bedünkens, auch der Umstand in Betrachtung kommen, daß dem gemeinen Volksglauben nach alle Heroen und Heroiden jener Zeit halbbürtige, mit Sterblichen erzeugte Götterkinder waren, und also der Abstand zwischen Göttern und Menschen bei Weitem nicht so groß schien, daß es billig wäre, dem Dichter zum Vorwurf zu machen, wenn er sich hierin den Begriffen seiner Zeitgenossen fügte; zumal da er

das Menschenähnliche seiner Götter fast immer dermaßen zu veredeln weiß, daß in Stellen, wo sein Genius sich zum wirklichen Anschauen dieser himmlischen Naturen zu erheben scheint, selbst Pindar's mächtiger Adlersflug sich nicht höher aufzuschwingen vermocht hat. Oder bedarf es etwa hiervon eines stärkern Beweises, als daß es ja eben der Homerische Götterkönig war, der den größten Bildner unsrer Zeit mit der hohen Idee begeisterte, die wir in seinem Jupiter Olympius so rein und kraftvoll dargestellt sehen, daß wir bei dessen Anblick, wie vom Schauder des gegenwärtigen Gottes ergriffen, die Augen niederzuschlagen genöthigt sind und den Boden unter uns erzittern zu fühlen glauben? — Gesetzt aber auch (was kein unbefangener Leser Homer's zugeben wird), der Dichter hätte durch seine Art, die Götter reden und handeln zu lassen, dem leichtfertigen Diagoras zu seinen Zerrbildern Gelegenheit gegeben: mit welchem Grunde kann er es unsern größten Meistern übel nehmen, daß sie alle Nerven ihrer Phantasie angestrengt haben, sich vermittelst dessen, was an der menschlichen Natur das Schönste, Reinste und Vollkommenste ist, zu so hohen Idealen von Göttergestalten zu erheben, daß wir in ihren Werken, wie in theurgischen Erscheinungen, Götter zu sehen glauben, wiewol wir im Grunde nur Menschen sehen? Ist es ihnen nicht vielmehr zum Verdienst anzurechnen, daß sie in eben dem Augenblick, da sie die Religion des Volkes durch die würdigsten Darstellungen, deren der gemeine Menschensinn fähig ist, reinigen, den Menschen zugleich anschaulich zu machen suchen, welcher Würde ihre eigene Natur fähig sei? Verzeihe mir, Lieber, daß ich mich in meinem gerechten Unwillen so lange bei einer Sache verweile, worüber wir, Deiner anscheinenden Gleichgiltigkeit ungeachtet, unmöglich verschiedener Meinung sein können! Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie angenehm es mir ist, Dich wieder mitten in der schönen Hellas zu wissen, in welcher ich noch immer durch die Erinnerung zur Hälfte lebe. Mir ist, als ob Du mir wieder um so viel näher wärest; und auch Musarion, die Schöne und Gute, schmeichelt sich, ihre theilnehmende, wiewol unsichtbare, Gegenwart Dir und ihrer edeln Freundin bis in Aegina fühlbar zu machen.

Ende des zweiten Buchs.